

EMERENZ MEIER UND DER DIALEKT – DOKUMENTATION EINES WANDELBAREN VERHÄLTNISSSES IM ZEITGENÖSSISCHEN KONTEXT

I n a u g u r a l - D i s s e r t a t i o n
zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät III
(Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften)
der Universität Regensburg

vorgelegt von

P e t e r K a s p a r
aus Regensburg

2013



ERSTGUTACHTER: PROF. H.C. DR. PHIL. LUDWIG ZEHETNER
ZWEITGUTACHTER: PROF. DR. PHIL. HERMANN SCHEURINGER

**PETER KASPAR, *EMERENZ MEIER UND DER DIALEKT –
DOKUMENTATION EINES WANDELBAREN VERHÄLTNISSES IM
ZEITGENÖSSISCHEN KONTEXT***

DIE ARBEIT WURDE 2014 VON DER FAKULTÄT FÜR
SPRACH-, LITERATUR- UND KULTURWISSENSCHAFTEN
DER UNIVERSITÄT REGENSBURG
ALS DISSERTATION ANGENOMMEN.

INHALTSVERZEICHNIS

1	Einleitende Bemerkungen	9
1.1	Wie und warum diese Arbeit entstanden ist	9
1.2	Zielsetzung, Anlage und Aufbau der Arbeit	12
1.3	Das Corpus: Prinzipielles zu Auswahl und Anordnung der Texte	15
2	Grundsätzliche Überlegungen: Dialekt und Literatur – zwei Pole?	17
2.1	Vorbemerkungen	17
2.2	Sprache und Mundart als identitätsstiftende Momente	17
2.3	Die Frage der Literarizität von Mundartliteratur	19
2.4	Problematisierung und Neujustierung des Terminus <i>Dialektschriftsteller</i>	22
2.5	Einordnung Emerenz Meiers	24
3	„Ich bin des freien Waldes freies Kind“ – Die Bayerwalddichterin Emerenz Meier (1874-1928)	26
3.1	Biographische Skizze	26
3.2	Ihre Stellung in der Literaturgeschichte Altbayerns im Allgemeinen und Niederbayerns im Besonderen	44
4	Sprachlich-dialektologische Analyse des Corpus	51
4.1	Definition und Trennung der Begrifflichkeiten <i>latenter Dialekt</i> und <i>evidenter Dialekt</i>	51
4.2	Erzählungen aus dem einzigen Buch der Autorin: <i>Der Juhschroa</i> , <i>Der Brechelbrei</i> und <i>Die Madlhüttler</i>	52
4.2.1	Die Titel	52
4.2.2	Dialektbefunde in den Erzähltexten	53
4.2.2.1	Lexik	53
4.2.2.2	Morphologie	64
4.2.2.3	Syntax	69
4.2.2.4	Die verwendeten Eigennamen	70
4.3	Die Novelle <i>Aus dem Elend</i>	73
4.3.1	Vorbemerkung	73
4.3.2	Latente und evidente Dialekteinflüsse im Erzähltext	73

4.3.2.1 Lexik	73
4.3.2.2 Morphologie	82
4.3.2.3 Syntax	84
4.3.2.4 Eigennamen	85
4.4 Die Erzählung <i>Der Bua</i>	89
4.4.1 Einleitende Klärungen	89
4.4.2 Analyse latenter und evidenter Dialektismen im Erzähltext	90
4.5 Zwischenfazit	97
4.6 Lyrik in der Bleibrunner/Fuchs-Edition <i>Aus dem Bayerischen Wald</i>	99
4.6.1 Vorbemerkungen und Begründung der Auswahl	99
4.6.2 Standardsprachliche Gedichte	100
4.6.2.1 Regionalismen und latente Dialekteinflüsse	100
4.6.2.2 Auffällige Poetizismen	101
4.6.2.3 Die Rolle von Apokopen, Synkopen, Silbenausfällen und -erweiterungen	103
4.6.3 Kurze sprachliche Analyse „der“ Mundartballade schlechthin: <i>Wödaschwüln</i>	104
4.6.4 Zusammenfassung	107
4.7 Geographische und sprachliche Emigration: <i>Die Seele der Heimat, Mutterseelenallein, Ein Besuch, Bella,</i> <i>Die beiden Wohltäter und Ein Ferientag dreier Gassenbuben</i> aus dem Spätwerk der Dichterin	108
4.7.1 Zum Problem der zeitlichen Verortung der Texte	108
4.7.2 Die Titelwahl	111
4.7.3 Latente und evidente Dialektismen in den Erzähltexten	112
4.7.3.1 Lexik	112
4.7.3.2 Morphologie	117
4.7.3.3 Syntax	117
4.7.3.4 Nomina propria und appellativa	117
4.7.3.5 Sonstige Befunde	118
4.8 Interferenzen zwischen Dialekt und Standardsprache	119
4.8.1 Kasusgebrauch unter Berücksichtigung morphologischer und flexionsmorphologischer Aspekte	120
4.8.2 Lautung und Schreibung im Spannungsfeld	122
4.8.3 Weitere Ausgleichsbestrebungen und Hyperkorrekturen	126
4.9 Archaismen und Poetizismen	128

4.10	Amerikanismen	132
4.11	Analyse von Briefen	136
4.11.1	Ausgewählte Briefe aus der Heimat	136
4.11.1.1	Anmerkungen zur Textauswahl	136
4.11.1.2	Befunde aus dem Bereich des latenten und evidenten Dialekt sowie der Überlagerung von Mundart und Standard	137
4.11.2	Ausgewählte Briefe aus den USA in die (alte) Heimat	142
4.11.2.1	Latente und evidente Dialektbefunde	142
4.11.2.2	Hier erscheinende Amerikanismen	149
5	Auswertung und Diskussion	153
5.1	Vorausgehende Anmerkungen	153
5.2	Tabellarische Synopse der Befunde	154
5.3	Auffälligkeiten und Deutungsansätze	160
5.3.1	Makroebene: Analyse der Zahlenbefunde im Allgemeinen	160
5.3.2	Metaebene: Analyse der Zahlenbefunde im Einzelnen	165
5.4	Resümee: Die Rolle des Dialekts bei Emerenz Meiers nach Lebensphasen	169
5.4.1	Selbstbewusster Umgang mit der eigenen Sprache (bis um 1906)	169
5.4.2	Temporäre innere Emigration (um 1906 bis vor 1919)	170
5.4.3	Ideelle innere Remigration (spätestens seit 1919) und Sprache als Oszilloskop der Emotionalisierung	172
5.5	Dialekt als Heimat und Heimatkomplex	175
5.6	Zusammenfassung	180
6	Emerenz Meier – eine typische Schriftstellerin ihrer Region? Ein Vergleich mit Autoren aus Niederbayern und dem Böhmerwald des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts	184
6. 1	Begründung von Auswahl und Vorgehen	184
6.2	Autoren und Analysen	185
6.2.1	Max Peinkofer	185
6.2.1.1	Kurzbiographie	185
6.2.1.2	Anmerkungen zur Auswahl der Texte	187
6.2.1.3	<i>Der rote Bua</i>	187
6.2.1.4	Zwei Kurzgeschichten: <i>Die Fünferlkuh</i> und <i>Ein Faß Wein rollt über die Grenze</i>	189

6.2.1.5 Heimatkundlich-Essayistisches: <i>Hirmonhopsen und Hirmonkirwa</i>	194
6.2.2 Wilhelm Diess	195
6.2.2.1 Kurzbiographie	195
6.2.2.2 Anmerkungen zur Auswahl der Texte	197
6.2.2.3 Beschreibung und Analyse von Diess' Dialektverwendung an vier Beispielen aus <i>Das Zahnweh</i>	198
6.2.3 Heinrich Lautensack	204
6.2.3.1 Kurzbiographie	204
6.2.3.2 Exemplarische Betrachtung und Analyse von Auszügen aus der <i>Pfarrhauskomödie</i>	207
6.2.3.3 Beispiele aus dem lyrischen Werk	210
6.2.4 Hans Carossa	213
6.2.4.1 Kurzbiographie	213
6.2.4.2 Anmerkungen zur Textauswahl	215
6.2.4.3 Analyse und Deutungsansätze	216
6.2.5 Zephyrin Zettl	221
6.2.5.1 Begründung seiner Heranziehung zum Vergleich	221
6.2.5.2 Kurzbiographie	222
6.2.5.3 Analyse von Textbeispielen	225
6.2.5.3.1 Textauswahl	225
6.2.5.3.2 <i>Noutschroa</i>	225
6.2.5.3.3 <i>Wieda dahoam</i>	227
6.2.5.3.4 <i>Blick ins Weit</i>	228
6.2.5.3.5 <i>Der Mühlseppel</i>	229
6.2.6 Dichtkunst aus dem Volke – eine unpublizierte Gelegenheitsdichtung, Des ausgehenden 19. Jahrhunderts aus dem Altlandkreis Vilsbiburg	232
6.2.6.1 Vorbemerkung	232
6.2.6.2 Informationen zu Entstehungshintergrund und Autor	233
6.2.6.3 Der Text und seine sprachliche Analyse	234
6.3 Bewertung und Diskussion: Die Rolle des Dialektalen bzw. Nicht- Dialektalen in den vorliegenden Textbeispielen	237
6.3.1 Bestandsaufnahme der Befunde und Interpretation der Dialektverwendung	237
6.3.2 Zusammenfassung und Vergleich zu Emerenz Meier	243

7	Ansätze zu einer Textgrammatik des Bairischen	249
7.1	Vorbemerkungen	249
7.2	Basales: Textkonstitution und Textualitätskriterien	250
7.3	Möglichkeiten der Herstellung von Kohärenz und Kohäsion bairischer Prägung	252
7.3.1	Kohärenzstiftung	252
7.3.1.1	Indefinite Erstreferenz ad phantasma und Pseudodeixis	252
7.3.1.2	Definite Erstreferenz	256
7.3.1.3	Koreferenz mit unterschiedlicher Verweisrichtung	257
7.3.1.4	Konstruktion einer Isotopieebene durch dialektnahe Lexeme am Beispiel	261
7.4	Herstellung von Kohäsion	262
7.4.1	Substitution	262
7.4.2	Kohäsion durch das Tempus	263
7.4.3	Kohäsion trotz Genusverschiedenheit	265
7.5	Zusammenfassung und Forschungsdesiderate	267
8	Abschließende Überlegungen	270
9	Literaturverzeichnis	274
9.1	Primärtexte	274
9.2	Sekundärliteratur	275
9.2.1	Wörterbücher, Grammatiken und Lexika	275
9.2.2	Monographien	280
9.2.3	Aufsätze und Artikel	291
9.2.4	Unpublizierte und noch nicht publizierte Literatur	301
9.2.5	Sonstige Literatur	303
9.2.6	Websites	303
9.2.7	Archivalische Quellen	305
9.3	Abbildungsverzeichnis	306

1 Einleitende Bemerkungen

1.1 Wie und warum diese Arbeit entstanden ist

Wer sich mit bayerischer Literatur des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts und mit der bairischen Sprache beschäftigt, gelangt früher oder später zwangsläufig zu Emerenz Meier. Wortgewaltig bis monumental kommt sie daher, die Walddichterin, in ihrer *Wödaschwüln*, mit leiseren Tönen im Gedicht *Mein Wald – mein Leben*, sozialkritisch in der Novelle *Aus dem Elend* und ihren zahlreichen kurzen Erzählungen, ein eindringliches Sozialportrait ihrer Zeit zeichnend mit *Der Bua* oder auch *Der Besuch*. Immer aber steht das im Hintergrund, was man Heimat nennt, kritisch oder nicht. Und was damit zusammenhängt, sind nicht nur die geographisch-topographischen Linien vor dem geistigen Auge von Autorin wie Leser, sondern ist in erster Linie die Sprache als Identifikationsobjekt, als ureigene Verwurzelung, als das „Die Heimat auf der Zunge tragen“¹ – eben weit ab vom Volkstümelnden. Was es bedeutet, Heimat trotz allen Bewusstseins um ihre Schwächen auf der Zunge – nicht weniger im Herzen – zu tragen, beweist Emerenz Meier in der ihr eigenen Deutlichkeit, was wiederum vielleicht ein Grund ist, dass das Interesse an ihrer Person erhalten blieb² und ihre Texte und Reflexionen noch heute ihre Gültigkeit besitzen.

Im Jahr 2006 steht meine erste Auseinandersetzung mit Emerenz Meier, die tiefer reichte als die bloße Lektüre von Texten (als Jugendlicher hatte ich bereits *Aus dem bayrischen Wald* gelesen). Während des Besuchs eines Hauptseminars an der Universität Regensburg bei Prof. Dr. Ludwig Zehetner erfolgte zunächst im Rahmen eines Referats die Vorstellung Emerenz Meiers und ihres Werkes im Allgemeinen sowie in Anklängen der sprachlichen Besonderheiten der *Wödaschwüln* und des *Juhschroa* im Besonderen. Ansätze zur Abfassung einer späteren Seminararbeit waren somit gegeben und gleichzeitig der Grundstock gelegt zu einer interessierten, im Laufe der Zeit fast schon innig zu bezeichnenden Beschäftigung mit der Sprache der Dichterin. Dies manifestierte sich zunächst in der Hauptseminararbeit, die sich mit der Sprache von Emerenz Meiers Erstlingserzählung *Der Juhschroa* beschäftigte, und in einem Referat auf dem 2. Kirchdorfer Symposium, die als *Latenter und evidenter Dialekt in Emerenz Meiers Erzählung „Der Juhschroa“ unter Berücksichtigung textgrammatischer Relationen* im Tagungsband veröffentlicht werden konnte.³ Dank sei zum

¹ Den Titel des Symposiums für Ludwig Zehetner zum 70. Geburtstag zu erwähnen, erschien hier passend.

² Spätestens seit Erscheinen von Hans Carossas Erinnerungsbuch *Das Jahr der schönen Täuschungen* 1941 kann von erneut steigendem Interesse gesprochen werden, wobei die im selben Jahr verstorbene Mäzenatin Emerenz Meiers, Auguste Unertl aus Waldkirchen, durch ihre unermüdliche Nachlassarbeit den wohl zentralsten Beitrag gegen das Vergessen der Bayerwalddichterin geleistet hat.

³ Vgl. Kanz/Wildfeuer/Zehetner (Hgg.) 2008, S. 133-147

ersten Mal an dieser Stelle meinem akademischen Lehrer und Doktorvater Ludwig Zehetner, der mich seit dieser Zeit immer wieder animierte, mich nicht nur mit „Emerenziaden“, wie er es ausdrückte, zu beschäftigen, sondern mit weiteren dialektologischen Themen, wodurch er ein Interesse weckte, das inzwischen zur Leidenschaft geworden ist. Nichtsdestotrotz sollte auch meine Zulassungsarbeit zum Ersten Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien in Bayern eine „Emerenziade“ werden. Auf Grundlage dieser Zulassungsarbeit ist auch die vorliegende Dissertation entstanden. Sie soll einerseits bereits gewonnene Erkenntnisse vertiefen und, wo nötig, neu überdenken, andererseits durch eine breitere Anlage und unter Einbezug weiterer Texte niederbayerischer Autoren den Blick auf Emerenz Meier schärfen und zugleich Ansätze zur bereits zitierten Textgrammatik eines bairischen Regiolekts liefern. Mein herzlichster Dank gilt an dieser Stelle erneut dem Betreuer dieser Arbeit, Prof. Dr. Ludwig Zehetner, der mir eines frühlingshaften Vormittags auf der Tagung des Regensburger Dialektforums 2008 in Walderbach am Regen die Initialzündung zu den vorliegenden Untersuchungen gab und mir seitdem stets mit Rat und Tat helfend und gerne zur Seite stehen sollte, egal in welcher Frage, egal zu welcher Zeit. Herzlichen Dank auch an die Vereinskolleginnen und -kollegen von Huglhàgl e.w.V., die ebenso stets kritisch und wohlwollend Fragen beantworteten und manch weiterführende Impulse gaben; namentlich erwähnt seien Dr. Ulrich Kanz, Dr. Nadine Kilgert-Bartonek, Eginhard König und Dr. Norbert Stellner. Dank nicht zuletzt meinen Eltern Gisela und Manfred Kaspar und meiner Ehefrau Eva Kaspar, die mir in der Verfolgung des Ziels jedwede Unterstützung gewährten, die nur das engste soziale Umfeld geben kann, für so manches aufmunternde Wort während schwieriger Arbeitsphasen, auch für Toleranz und Durchhaltevermögen mir gegenüber. Bundeskanzlerin Angela Merkel sagte in ihrer Dankesrede anlässlich der Verleihung des Internationalen Karlspreises zu Aachen am 01.05.2008:

„Wir Europäer lernen gerne fremde Sprachen, um andere näher kennen und verstehen zu lernen. Aber wir verteidigen mit Begeisterung unsere jeweilige Muttersprache, denn sie ist Ausdruck unserer geistigen Heimat. Jede Sprache, jeder Dialekt enthüllt einen feinen, über Jahrhunderte gewachsenen Unterschied in der Art zu denken“⁴

Sprache als Teil unserer Kultur zu sehen, ist sicherlich eine der wichtigsten Aufgaben, derer wir uns im begonnenen 21. Jahrhundert bewusst sein und werden sollten – der von der Kanzlerin zitierte „Unterschied in der Art zu denken“ erklärt nicht nur regional- und lokalpatriotische Unterschiede, sondern ge- und erwachsene Denkmuster, die den Menschen

⁴ Bulletin der Bundesregierung Nr. 41-1, S. 4

prägen, prägen und prägen werden. Zwischen Sprache – Dialekt gleichermaßen – und menschlicher Identität besteht dabei ein unverbrüchliches Band.

Mochten gerade in Deutschland nach den schrecklichen Ereignissen des Zweiten Weltkriegs „Dialekte als sprachliche Subsysteme oder regionale Varianten (...) im Gegensatz zu Österreich und der Schweiz (...) wohl aus Furcht vor einem neuen Stammes- oder Nationalbewusstsein eher verdrängt oder gar unterdrückt als bewusst gemacht oder gebraucht worden“⁵ sein, kann von einer derartige Tendenz inzwischen – und das ist gut so – nicht mehr gesprochen werden. Denn, so BR-Journalist Gerald Huber, „[w]enn einer aufhört, wie ein Bayer zu reden, wird er aufhören, wie ein Bayern zu denken“⁶.

Sprache ist im Kleinen aber mehr als Teil menschlicher Kultur im Großen, sie greift tiefer, so wie es Goethe in *Dichtung und Wahrheit* ausdrückt: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt: Denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft“.⁷ Als kleinregionale Form des Sprechens, die aufgrund ihrer Entstehung⁸ auch von Standardisierungstendenzen kaum und von Ausgleichstendenzen zumindest wenig berührt bleibt, besitzt sie einen symbolischen Wert, der zum Merkmal der eigenen Identität wird. Mag die „Heimat in der Sprache“,⁹ wie es Ludwig M. Eichinger treffend formuliert, bereits seit dem 19. Jahrhundert aufgrund steigender Mobilität mehr und mehr ihre Selbstverständlichkeit verloren haben, so ist dies sicher ein bedauernswerter Vorgang, andererseits aber ein zwangsläufiger – eben auch bei Emerenz Meier, wie im Folgenden zu zeigen sein wird. Nichtsdestotrotz bleibt Sprache, bleibt Dialekt ein Muster von Heimat, von Verbundenheit, das eine ihm eigene Konstanz aufweist, egal, wie weit Entfernung und Entfremdung gediehen sein mögen. Und eben weil Sprache etwas dem Menschen so Ureigenes ist, dass es weder gänzlich verleugnet noch eliminiert werden kann, erkennt man sie an noch so unbedeutend erscheinenden Eigenheiten.¹⁰

Für den Status quo ante, die Zeit vor der eben zitierten Zäsur des Zweiten Weltkriegs, kann und muss die wieder entdeckte und wieder gelesene Emerenz Meier als Paradebeispiel stehen. Ihre Sprache, verbunden mit der damit bereits angesprochenen charakteristischen Art zu denken, ihre kulturelle Verwurzelung, die ohne Sprache so nie zustande gekommen wäre, soll im Mittelpunkt dieser Untersuchungen stehen und gleichzeitig als ein bescheidenes,

⁵ Daschner, S. 7; Daschner spricht überdies, ausgehend von der englischen Soziolinguistik eines Basil Bernstein, von einer Neubewertung des Dialekts spätestens seit den 70-er Jahren des vergangenen Jahrhunderts (vgl. a.a.O., S. 5 u. 9). Eine damit zusammenhängende Forderung nach einer Pragmatisierung der Dialektologie in den späten 70-er Jahren des 20. Jahrhunderts versteht sich von selbst (vgl. Schlieben-Lange/Weydt).

⁶ Gerald Huber, zitiert bei Höfler, S. 30

⁷ Goethe 1987, Bd. 27, S. 58

⁸ Vgl. dazu z.B. Dittmar, S. 183ff.

⁹ Eichinger 2009, S. 169

¹⁰ Vgl. hierzu Ruoff, S. 150

sprachwissenschaftlich gewandetes Plädoyer dafür gelten, „unsere Emerenz“¹¹ zu lesen und weiter zu entdecken.

1.2 Zielsetzung, Anlage und Aufbau der Arbeit

Was die vorliegende Arbeit zu leisten versucht, ist dreierlei. Zu Beginn steht zunächst die Dokumentation des latenten und, wo nötig, evidenten Dialekts der Autorin Emerenz Meier in ausgewählten, als exemplarisch und repräsentativ geltenden Prosatexten, Gedichten und Briefen, verbunden mit einer möglichst detaillierten Charakteristik mundartlicher und mundartnaher Strukturen sowie Interferenzerscheinungen mit dem Standard ebenso wie mit der englischsprachigen Umgebung nach ihrer Emigration in die USA. Bisweilen wird eine eingehendere Betrachtung und Diskussion einzelner Belegstellen unerlässlich sein, um zu einem möglichst vollständigen Bild zu gelangen. Archaismen und Poetizismen werden hierbei ebenso eine Rolle zu spielen haben. Die bereits im Titel dieser Arbeit angelegte Fragestellung nach dem Verhältnis Emerenz Meiers zum, genauer zu „ihrem“ Dialekt¹² lässt sich am besten dokumentieren über die Analyse latenter Dialektismen in den Erzähltexten oder in der Lyrik, die ohnehin als unmittelbare Form des Schreibens gesehen werden muss; zudem geben Briefe Einblick in das Schreiben jenseits literarischer Ambitionen und Ansprüche. Dass Emerenz Meier aktive Dialektsprecherin war und über Mundartkompetenz verfügte, darüber besteht kein Zweifel, und es soll und kann auch nicht Zielsetzung der Arbeit sein, diese zu belegen, ist sie doch sichtbar an der Vielzahl dialektaler Aussagen, die die Autorin ihren handelnden Figuren in den Mund legt. Doch wie weit die Verwurzelung mit der Heimatmundart reicht und ob – und dass – diese Veränderungen unterworfen war, zeigt sich eben an nicht bewusst eingesetzten, sekundären Mundarteinflüssen, weshalb diese im Mittelpunkt der Betrachtungen nicht nur stehen sollen, sondern auch stehen müssen.

Als zweites Ziel ist die auch quantitativ angelegte Interpretation der durch die Darstellung der Sprache gewonnenen Ergebnisse zu nennen, die einen umfassenden Kommentar zur Dialektgeprägtheit der Sprache Emerenz Meiers liefern soll. Hierbei wird also auch die Beantwortung der Frage nach dem Wie und Warum des Dialekts im Mittelpunkt stehen und gleichzeitig die Analyse des Verhältnisses Emerenz Meiers zur Mundart im Allgemeinen und

¹¹ Die Formulierung lehnt sich an Meiers Förderer Karl Weiß-Schrattenthal, Initiator ihres einzigen Buches *Aus dem bayrischen Wald*, an, dessen Rolle in Zusammenhang mit der Biographie Emerenz Meiers noch geklärt werden wird (vgl. Winkler in: Die Zeit vom 08.05.1992).

¹² Mit „ihrem“ ist einerseits die Mundart gemeint, mit der Emerenz Meier von Kindesbeinen an in Schiefweg, Oberndorf und Umgebung vertraut war, andererseits wird dadurch auch ein gewissermaßen possessives Verhältnis ausgedrückt. Dieses ist bewusst so gewählt und daher mit Anführungszeichen versehen, um gerade nach Meiers Emigration in die USA die wieder sichtbar werdende Verbundenheit zu ihrer Mundart auszudrücken, wenn gerade dort ihre Sehnsucht nach der fernen Waldheimat wieder zum Ausdruck kommt, womit der Dialekt derselben unweigerlich verbunden ist.

ihrer Heimatmundart im Besonderen, das – wie zu zeigen sein wird – ein sich wandelndes ist. Dabei wird versucht werden, nicht nur Aussagen zum konkreten Fall der Bayerwalddichterin tätigen zu können, sondern im Zuge einer noch detaillierteren Auseinandersetzung mit den dann bereits festgestellten Wandlungen, basierend auf grammatischen Aspekten im Einzelnen, auch über sich allgemein ergebende und ablaufende Änderungen in der Dialektverwendung unter Einfluss einer fremdsprachlichen Umgebung.

Am Ende wird ebenso der Frage Beachtung geschenkt werden, ob und inwieweit Emerenz Meier als typische Schriftstellerin ihrer Region gelten kann hinsichtlich der literarisch eingebetteten Dialektverwendung und ihres Verhältnisses zur Mundart, wozu exemplarisch literarische Texte anderer niederbayerischer Autoren und eines Böhmerwälder Schriftstellers zu Rate gezogen werden. Dabei wird man auch um eine für den bairischen Sprachraum literarhistorische Bewertung in Ansätzen nicht umhin kommen, ohne dabei natürlich der Literaturwissenschaft vorgreifen zu wollen (der Ausgangspunkt der Arbeit liegt selbstverständlich allein schon von ihrer Anlage her in der sprachwissenschaftlichen Dokumentation, Diskussion und Analyse).

Ein Feinziel der Arbeit stellt schließlich auch die Betrachtung und Interpretation textgrammatischer Strukturen dar, und zwar nach Möglichkeit derer, die es als solche nur im Bairischen gibt, und soll Ansätze einer bisher nicht vorhandenen Textgrammatik eines ostoberdeutschen Regiolechts bzw. Verkehrsdialechts bieten.

Entsprechend den Zielsetzungen der vorliegenden Ausführungen soll die Beschäftigung und Analyse des Corpus auf unterschiedlichen Ebenen ablaufen, die im Folgenden genauer dargelegt werden: Als Erstes wird eine Mikroebene konstruiert und somit zu Beginn die eingehende Analyse und sprachwissenschaftliche Betrachtung, in Bedarfsfällen auch Diskussion, der Befunde im Allgemeinen erfolgen. Diese Befunde sollen auf die Biographie Emerenz Meiers übertragen werden, um zu einer entsprechenden Interpretation zu gelangen. Dabei erfolgt die Trennung in Frühwerk (Erzählungen in *Aus dem bayrischen Wald*, beinhaltend Emerenz Meiers einzige Novelle *Aus dem Elend*) sowie der Erzählung *Der Bua*, Lyrik (in der von Bleibrunner und Fuchs herausgegebenen Ausgabe *Aus dem Bayerischen Wald*),¹³ Spätwerk (worunter insgesamt sechs Erzählungen fallen) und ausgewählte Briefe als jeweils vergleichsweise einheitliche Blöcke, um bereits im Vorfeld biographische Eckdaten zu berücksichtigen und dem Leser eine Prästrukturierung zu geben. Als Binnengliederung werden die zu betrachtenden Textkomplexe jeweils zunächst einzeln einer Untersuchung im

¹³ Die Heranziehung sowohl des 1896 erschienenen *Aus dem bayrischen Wald* als auch der Ausgabe von Bleibrunner/Fuchs, *Aus dem Bayerischen Wald*, für Frühwerk und Lyrik erfolgte aus der Motivation heraus, auch hier eine gewisse Einheit herzustellen.

Hinblick auf latente Dialektismen nach Betrachtung der Titel in den Bereichen Lexik, Morphologie, Syntax und Eigennamen unterzogen.

Dies bot sich an, um bereits auf die primärrezeptorisch scheinbare Standardsprachlichkeit der erzählenden Passagen und deren in Wahrheit latent mundartliche Prägung hinzuweisen. Eine derartige Trennung wird sich im Verlauf der Betrachtungen als sinnvoll erweisen, um die Vielzahl der auftretenden Befunde innerhalb des literarischen Werks von Emerenz Meier zu kategorisieren und prinzipielle Unterschiede bereits an dieser Stelle deutlich zu machen, bevor für die Texte als Gesamtes eine Darstellung, Analyse und Diskussion der auftretenden Interferenzerscheinungen zwischen Standard und Mundart, Archaismen bzw. Poetizismen sowie Amerikanismen erfolgt. Eine Frage mag an dieser Stelle auftreten, nämlich wieso in erster Linie die Erzähltexte der behandelten Prosastücke analysiert werden, sind doch ein Großteil der Dialoge und wörtlichen Reden der betrachteten Erzählungen sowie der Novelle im Dialekt verfasst sind. Dies hat den Grund, dass an der Dialektkompetenz Emerenz Meiers kein Zweifel besteht, weshalb diese nicht gesondert begründet werden muss. Die sprachliche Gestaltung der Dialoge wird dann erst im insgesamten Vergleich eine Rolle spielen, wenn es gerade um eine Bewertung des Verhältnisses Emerenz Meiers zum Dialekt geht.

Ergänzend zur Auseinandersetzung mit Thematik und Ergebnissen der Mikroebene soll als Mesoebene eine zahlensynoptisch-quantitative Zusammenfassung der Befunde nach sprachwissenschaftlichen Kategorien erfolgen, um im Anschluss daran auf der Makroebene eine Gesamtanalyse des Dialektgebrauchs Emerenz Meiers vornehmen zu können, die die eingangs gestellte These des wandelbaren Verhältnisses von der höchsten Warte der Betrachtung beleuchten und die Dokumentation komplettieren soll. Der sich als eine erste Metaebene anschließende Blickwinkel auf Veränderungen innerhalb der einzelnen sprachwissenschaftlichen Kategorien hat das Ziel, vom konkreten Fall auf im Einzelnen sich verändernde Strukturen innerhalb einer Sprach- und Dialektverwendung schließen zu können. Um die Untersuchungen abzurunden, wird, um eine weitere, zweite Metaebene anderer Provenienz zu konstruieren, ein Vergleich mit weiteren Autoren Niederbayerns aus der Zeit Emerenz Meiers zu ziehen sein. Bei den Referenzobjekten handelt es sich einerseits um publizierte Literatur, andererseits aus nicht veröffentlichter und zur Veröffentlichung vorgesehener Dichtung.

So soll am Ende eine möglichst umfassende Dokumentation des Verhältnisses Emerenz Meiers zum Dialekt, zu ihrem Dialekt stehen sowie die Beantwortung der Frage, inwieweit und wodurch sich ihr Mundartgebrauch als auch ihr Verhältnis zur Sprache ihrer Heimatregion verändert hat – der Emigration im Jahr 1906 als alles bestimmende

biographische Zäsur wird dabei besondere Bedeutung zukommen. Dabei wird auch versucht werden müssen, das besagte Verhältnis, an Lebensphasen der Dichterin ausgerichtet, illustrierend darzustellen und dabei parallele wie gegenläufige Entwicklungen herauszuarbeiten.

1.3 Das Corpus: Prinzipielles zu Auswahl und Anordnung der Texte

Die Dokumentation von Emerenz Meiers Dialekt und ihrem Verhältnis zu geschriebener wie gesprochener Sprache kann am besten anhand einer vergleichenden Betrachtung von Texten aus verschiedenen Schaffensperioden der Dichterin gelingen. Dabei soll das epische und lyrische Werk einbezogen werden, wobei Prosatexte größeren Raum einnehmen werden. Als Referenztexte dienen daher die Erzählungen *Der Juhschroa*, *Der Brechelbrei* und *Die Madlhüttler*, die gemeinsam 1897 im einzigen Buch der Autorin ediert wurden;¹⁴ die ebenfalls in *Aus dem bayrischen Wald* vorhandene Novelle *Aus dem Elend* als einziges längeres Prosawerk der Schriftstellerin kann als Höhepunkt ihres dichterischen Schaffens gelten. Dieser schließt sich die Erzählung *Der Bua* an. Aus dem Spätwerk wurden herangezogen die aus dem handschriftlichen Nachlass der Dichterin stammenden und bis auf eine Ausnahme¹⁵ zu Lebzeiten unveröffentlichten Erzählungen *Die Seele der Heimat*, *Mutterseelenallein*, *Ein Besuch*, *Bella*, *Die beiden Wohltäter* und *Ein Ferientag dreier Gassenbuben*. Die ausgewählten Gedichte sollen ebenfalls einen Querschnitt aus dem Werk Emerenz Meiers darstellen. Hierzu wurde natürlich „die“ Mundartballade schlechthin ausgewählt, *Wödaschwüln*, darüber hinaus die Gedichte *Väterliche Ermahnung*, *An Auguste Unertl*, *Stoßseufzer*, *Mein Wald, mein Leben*, *Unverbesserlich*, *Missgeschick*, welche Bleibrunner und Fuchs in ihrer Ausgabe *Aus dem Bayerischen Wald* bringen.

Die Auswahl zum Vergleich herangezogener Texte anderer Autoren orientiert sich an den Jahren, die auch im dichterischen Schaffen Emerenz Meiers in Bayern eine Hochzeit darstellen. Die Frage, ob die Bayerwalddichterin gewissermaßen ein sprachlich-literarisches Kind ihrer Region gewesen sei, kann daher nur auf Basis der Texte anderer Autor/-innen geschehen, die zur selben Zeit im heimat Sprachlichen Umfeld – zumindest aber innerhalb des bairischsprachigen Raums – gelebt haben. Hierzu bedarf es noch zweier knapper Vorbemerkungen: Erstens spielt dabei der Böhmerwald als an den Bayerischen Wald

¹⁴ Die Aussagen zur Veröffentlichung beziehen sich hier auf die (Nota bene!) gemeinsame Publikation der genannten Erzählungen in *Aus dem bayrischen Wald*.

¹⁵ Einem Brief Emerenz Meiers zufolge war *Der Bua* bereits in einer Ausgabe der *Münchner Neuesten Nachrichten* abgedruckt worden (vgl. Brief an Auguste Unertl, März 1924; in: EM, hg. von Göttler, Bd. 2, hier S. 385), weshalb diese Erzählung gesondert betrachtet wird. Auf das Problem der zeitlichen Verortung wird ebenso noch eingegangen werden.

angrenzende Region selbstverständlich ebenso eine Rolle, ist doch Sprache, besser gesagt Dialekt, ein einigendes Band, welches die Menschen dies- und jenseits der Grenze verbindet.¹⁶ Zweitens mag die Tatsache, dass zwischen Schiefweg und der Region, in der die herangezogene unpublizierte Gelegenheitsdichtung entstand, mehr als 100 Kilometer liegen, vordergründig einem direkten Vergleich entgegenstehen. Der Verfasser hat trotzdem nicht darauf verzichtet, da es sich einerseits um vulgärliterarische Raritäten handelt, andererseits davon auszugehen ist, dass in der Gegend um Waldkirchen für ähnliche Anlässe kleinere Gedichte oder Verse entstanden sind. Darüber hinaus, und dies erscheint am wichtigsten, geht es in diesem Kapitel nicht um den Vergleich von kleinregionaler Mundart speziell aus dem Unteren Bayerischen Wald, sondern um die Analyse unterschiedlicher Tendenzen, Dialekt zu verwenden und, falls ja, um die Frage, auf welche Art und Weise dies erfolgt. Dabei mag Kleinregionalität eine Rolle spielen, diese ist jedoch gerade nicht auf einen spezifischen geographischen Bereich beschränkt, sondern basiert prinzipiell auf derartiger Sprachverwendung.

¹⁶ In einem der Betrachtung und Analyse des für diese Region ausgewählten Autors Zephyrin Zettl vorangehenden Abschnitt wird noch eingehender die Heranziehung Zettls zum Vergleich begründet werden.

2 Grundsätzliche Überlegungen: Dialekt und Literatur – zwei Pole?

2.1 Vorbemerkungen

Bevor der mit einer Frage überschriebene Teil der Arbeit angegangen werden kann, muss man sich dem Dialekt von seiner primären Mündlichkeit her annähern. Dies darf nicht auf dem Ansatz basieren, eine normierte Sprache als Basis von Mundarten zu sehen, es ist vom Gegenteil auszugehen, von der parallelen Existenz zweier voneinander weitgehend unabhängiger und unabhängig entstandener Sprachsysteme. Ausgangspunkt ist also vielmehr Sprache als Teil menschlicher Kultur, die verschiedene regionale wie überregionale, tradierte wie kodifizierte Ausprägungen besitzt. Insoweit stellt die Mundart ein eigenes sprachliches System dar, das historisch gewachsen ist, mit eigenen Regeln und Entwicklungstendenzen. „Die Sprache, in der ich lebe, bedeutet die Welt, in der ich lebe“, so Helmut Dietrich Heißenbüttel.¹⁷ Dialekt als geschlossene Sprachlandschaft stellt also so eine Welt dar, innerhalb derer Literatur entsteht, zwar keine national geartete, aber doch stark identitätsstiftende Form von Literatur, die sich gerade der Sprache als Erkennungs- und Grundlagenmerkmal bedient.

Dialekt muss insoweit auch als Mittel der Literatur gesehen werden, als ein Gestaltungs- und Konstitutionsmittel, welches auf Bühne wie Papier gleichermaßen existieren kann. Lehnte noch Goethe jedwede regionale Prägung auf der Bühne ab, indem er formulierte „Wenn mitten in einer tragischen Rede sich ein Provincialismus eindringt, so wird die schönste Dichtung verunstaltet und das Gehör des Zuschauers beleidigt“,¹⁸ ist spätestens seit der Zeit des Naturalismus¹⁹ dieses Stigma einem kontinuierlichen Auflösungsprozess unterworfen, weshalb man allein an diesem Punkt das einleitende Fragezeichen (*Dialekt und Literatur – zwei Pole?*) relativieren kann und die Frage negieren.

2.2 Sprache und Mundart als identitätsstiftende Momente

Der italienische Schriftsteller Luigi Pirandello (1867-1936), Literaturnobelpreisträger und einer der bedeutendsten Dramatiker des vergangenen Jahrhunderts, formuliert in seinem Aufsatz *Teatro Siciliano?* über den Dialekt auf dem Theater, erschienen am 31.01.1909 in der *Rivista Popolare di Politica, Lettere e Scienze Sociali*, trefflich den Unterschied zwischen

¹⁷ Heißenbüttel, S. 92, zitiert nach Hauschka, S. 107

¹⁸ Goethe 1987, S. 15; vgl. hierzu auch Möhn, v.a. S. 55f.

¹⁹ Man denke hierbei beispielsweise an die von Arno Holz in seiner Grundsatzschrift geforderte Kongruenz dichterischen Schaffens mit der Natur (vgl. Holz, S. 112ff.) oder an Gerhart Hauptmanns Dramen *Schluck und Jau* und *Die Ratten*.

Mundart und Standard und kommt dabei zu Beginn auf Ähnliches zu sprechen, was sieben Jahre später Ferdinand de Saussure als *langue* und *parole*²⁰ bezeichnen wird:

*„(...) Ora, certamente un grandissimo numero di parole di un dato dialetto sono su per giù – tolte le alterazioni fonetiche – quelle stesse della lingua, ma come concetti delle cose, non come particolar sentimento di esse. Astrazion fatta da questo particolar sentimento, anche il concetto delle cose però non riuscirà intelligibile, ove non si abbia conoscenza delle parole, come tali. Ma ci son poi tante e tante altre parole che, fatta astrazione anche qui dal particolar sentimento e da quell’eco speciale che il loro suono suscita in noi, a considerarle soltanto come pure conoscenze sono così locali, che non possono essere intese che entro i confine d’una data regione.“*²¹

Andrea Camilleri, einer der bekanntesten zeitgenössischen italienischen Autoren, dessen Werk gerade vom Dialekt seiner sizilianischen Heimat lebt und der sich immer wieder an Pirandello anlehnt, bringt den angesprochenen Unterschied dabei auf den Punkt: „Di una tal cosa l’italiano serviva a esprimere il concetto, della stessa il dialetto descriveva il sentimento“²² – „(...) Von einer gegebenen Sache vermittelt die Hochsprache den Begriff und der Dialekt das Gefühl.“²³ Genau das ist es, was die Mundart vom Standard unterscheidet – der Ausdruck von Gefühl statt reiner Begrifflichkeit. Und hier greift dann auch, wie bereits erwähnt, die Regionalsprache als Literatursprache, abgehoben und losgelöst vom Standard.

Wie zu ersehen ist, bildet Sprache also einen wesentlichen Teil unserer Kultur, Subsysteme und regionale Varietäten nehmen sich dabei nicht aus; im Gegenteil: Sie tragen aufgrund ihrer vergleichsweisen Kleinregionalität in Relation zum großen Raum einer Sprachfamilie einen noch größeren Anteil zum Kulturverständnis ihrer Sprecher bei. Und insoweit fungieren sie auch als Identitätsstifter, als Unterscheidungsmerkmal im Gegenzug zu einer in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg zweifellos feststellbaren Tendenz zur Standardisierung.²⁴ Diese Zeiten einer rein regionalen Bedeutung von Mundarten sind vorbei,

²⁰ Vgl. de Saussure 1916/1967

²¹ Pirandello, zitiert nach: De Chiara, S. 107, FN 267: „Nun existiert sicherlich eine sehr große Anzahl von Worten eines bestimmten Dialekts – abgesehen von den phonetischen Unterschieden – wie in der geschriebenen Sprache, allerdings nur wie die Begriffe von den Dingen, nicht wie das bestimmte Gefühl von ihnen. Eine von diesem bestimmten Gefühl getätigte Abstraktion, aber auch der Begriff der Dinge, wird nicht erkenntnisreich gelingen, wo auch immer man ein Bewusstsein der Dinge wie dieser Art zu haben vermag. Aber es gibt auch weitere, andere Worte, die – sie sind zu betrachten abstrahiert auch dort vom bestimmten Gefühl und von jenem Echo, das ihr Klang wie pure Gefühle in uns erzeugt – so nahe sind, dass sie natürlich nur so sein können innerhalb der Grenzen einer bestimmten Region.“ (Übersetzung des Verfassers; vgl. hierzu Serianni, Zingarelli und De Mauro)

²² Maltese, u.a. auch zitiert bei Bologna, S. 127

²³ Camilleri 2010, S. 14; hierzu Querverweis auf den Prolog von Kaspar 2014

²⁴ Vgl. Daschner, S. 7f.

Dialekt wird nicht mehr als Zeichen von Provinzialismus, von falsch verstandenem Lokalpatriotismus aufgefasst. Eine neue Selbstverständlichkeit im Gebrauch der Mundart als gesellschaftliches Phänomen ist zunehmend feststellbar bzw., wie am 19.06.2008 das *Zeit-Magazin* titelte, „[Eine] neue Sehnsucht nach den Dialekten“.²⁵

In diesem Zusammenhang kommt man auch auf die „innere Mehrsprachigkeit“²⁶ die dem Dialektsprecher in der Begegnung mit dem Standard erst erkennbar wird und den bereits erwähnten Unterschied zwischen Begriff und Gefühl deutlich werden lässt. Gefühlsmäßig zu Hause fühlen wird sich ein Mundartsprecher natürlich in seinem Heimatdialekt, die andere Seite der sprachlichen Existenz bildet dann der Standard und konstituiert eine Art von Mehrsprachigkeit, die einerseits zwei unterschiedliche Systeme zu verbinden sucht, andererseits aber das Bewusstsein der Andersartigkeit eigener sprachlicher Prägung entstehen lässt. Die Unterschiede zwischen dem Gesprochenen und dem zu Sprechenden können, eben weil sie zwei unabhängig voneinander entstandene Systeme darstellen, immens sein, aber auch einen sprachlichen Reichtum erst ins Bewusstsein dringen lassen, der vorher nur latent bekannt war. Bereits 1980 charakterisierte Albert von Schirnding die dadurch entstehende Situation so:

„Für die anderen bedeutet der phantastische, auf keinen Nenner zu bringende Reichtum der sprachlichen Phänomene ein zentrales anthropologisches Vermögen, das dem Menschen erst seine Schönheit und Würde gibt.“²⁷

Die Formulierung mag philosophisch bis philanthropisch anmuten, in der Aussage ist ihr jedoch unumstritten zuzustimmen. Mehr noch als die bloße Erfahrung der geographischen Zugehörigkeit zu einer bestimmten Region ist ihre Sprache, ihr Dialekt in der Lage, das Bewusstsein einer Identität in ihrem Sprecher zu generieren, das einen größeren affektiven Wirkungskreis entfaltet als es andere Faktoren vermögen, welche sich in erster Linie am semantisch Fassbaren und grammatisch, morphologisch Ausdrückbaren, Konstruierbaren orientieren.

2.3 Die Frage der Literarizität von Mundartliteratur

Wenn hier von Mundartliteratur gesprochen wird und nicht von Mundartdichtung, dann geschieht dies aus dem Impetus heraus, dem literarischen Textbegriff näher zu kommen²⁸, da

²⁵ Zeit-Magazin vom 19.06.2008, Titelseite; zitiert bei Kaspar 2012, S. 137

²⁶ Vgl. hierzu Hochholzer, bes. S. 51ff.

²⁷ von Schirnding in: SZ vom 12./13.03.1980 (zitiert bei Daschner, S. 7f.).

²⁸ Der Autor legt dem die Textdefinitionen von Lotman und Kristeva zugrunde, vgl. Lotman 1972, S. 81ff. und S. 424, Lotmann 1974 sowie Kristeva, S. 144ff., neu subsumiert in Kurz, S. 211ff.

„Dichtung“ einen weiter gefassten Terminus darstellt und Literarizität nicht zwangsläufig bedingen muss.

Natürlich muss Mundartliteratur ebenso wenig zwangsläufig ästhetischen Wert haben, aber gerade die identitätsstiftende Mundart beinhaltet ein enormes Potenzial zur Produktion von Literatur – eben erst generiert durch die Eigenartigkeit eines genuinen Sprachsystems. Die Bedeutung der Mundart, auch als literaturerzeugende Größe trotz ihres Charakteristikums als sich veränderndes Perpetuum Mobile, hat freilich in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg abgenommen, wie der Schriftsteller und Regisseur Pier Paolo Pasolini – gültig über seinen eigenen sprachlichen Heimathorizont hinaus – feststellt: „Alle Regionen hatten früher eigene Sprachtraditionen, Dialekte, die sich durch Sprachschöpfungen ständig erneuerten, überreich an geradezu poetischen Wortbildungen, zu denen jeder Tag für Tag Neues beitrug“.²⁹ Pasolini spricht von „poetischen Wortbildungen“ und man mag bereits hierin in Anklängen die Tendenz eines Dialekts zur Schaffung von Literatur erkennen.³⁰ Doch muss man an diesem Punkt erneut von der Unterscheidung zwischen dem, was der Standard, und dem, was die Mundart vermittelt, ausgehen. Beispielsweise würde ein Mundartgedicht in die Hochsprache zu übertragen, keinen Sinn ergeben, da eben genau diese Differenziertheit zwischen Begrifflichkeit und Gefühl verloren ginge. Wenn der Dialekt nun hermetischer wirkt, da nur einem bestimmten Leserkreis zugänglich, muss das nicht zwangsläufig seine Literarizität in Frage stellen. Mundartliteratur und Literatur, die sprachlich dem Standard verpflichtet ist, mögen also nach außen unterschiedliche Pole darstellen, vom Standpunkt ihrer Entstehung her betrachtet allerdings weniger. Dialekt kann auch Literatur bedingen und diese in einer Art und Weise aufwerten, wie es der Standard nicht in der Lage ist. Dem ästhetischen Wert von Mundartliteratur tut dies keinen Abbruch, Mundartliteratur ist also per se genau so literarisch wie solche in der Standardsprache, wenn auch von einem anderen Verstehenshorizont ausgegangen werden muss. Betrachtet man darüber hinaus, wie viele Dialektschriftsteller Bayern hervorgebracht hat, die sich eben mehr als nur einer Heimattümelei oder – wie es Hans Ulrich Schmid ausdrückt – einer „idyllische(n), volkstümelige(n) und rückwärtsgewandte(n) Gebirgs- und Heimatdichtung“³¹ verpflichtet fühlten und fühlen, spricht dies ganz eindeutig für die Mundartliteratur als feste ästhetische Größe innerhalb der deutschen Literaturgeschichte.

²⁹ Pasolini, S. 21

³⁰ Vgl. a.a.O., S. 21

³¹ Schmid 2012a, S. 64

Der Standard mag nicht zwangsläufig „wohlüberlegt Selbstbewusstes“³² ausdrücken, die Mundart nicht zwangsläufig „unreflektiert Spontanes“³³ – für den Dialekt trifft Erstgenanntes gerade, und zumal wenn von Literatur die Rede ist, noch mehr zu. Die Suche nach „dem (einzig?) angemessenen Ausdruck für den dichterischen Gehalt“³⁴ kann direkt in den Dialekt münden, Wickhams Fragezeichen muss hier also zwangsweise zum Ausrufezeichen modifiziert werden. Und gerade an dieser Stelle liegt der Unterschied: Wovon die Mundart das Gefühl vermittelt, kann nur auf diese unmittelbare Weise ausgedrückt werden, wodurch sich Dialekt zur unmittelbaren Konstituente einer authentischeren, gewissermaßen naturalistischeren³⁵ Dichtung generiert, auch über den literarischen Bereich hinaus.³⁶ Mag auch in Ermangelung einer schriftlichen Standardisierung der Mundart das Problem auftreten, dass verschrifteter Dialekt seine kennzeichnende Ursprünglichkeit verliert,³⁷ seine Notwendigkeit im literarischen Schaffensprozess bleibt dadurch unbestritten, gerade im Bereich der Lyrik, die als ursprünglich sangbare Literatur ja eben vom Vortrag lebt, unbenommen einer wie auch immer gearteten schriftlichen Fixierung. Und so muss die Aussage Thomas Manns in seinem nobelpreisgekrönten Roman *Buddenbrooks* zur Schriftsprache auch auf den Dialekt angewandt werden:

„Denn obgleich die mündliche Rede lebendiger und unmittelbarer wirken mag, so hat doch das geschriebene Wort den Vorzug, daß es mit Muße gewählt und gesetzt werden konnte, daß es feststeht und in dieser vom Schreibenden wohl erwogenen und berechneten Form und Stellung wieder und wieder gelesen werden und gleichmäßig wirken kann“³⁸

Zweifellos, das Problem der Verschriftung besteht weiterhin, aber geschriebene Mundart, ebenso wie ihre latenten Strukturen, geben einem literarischen Text mehr als nur Lokalkolorit, bedingen ihn in seiner Gesamtwirkung und schaffen eine vom Gefühl seines Autors ausgehende charakteristische Prägung, die der Standard so nicht in dieser Form zu schaffen in der Lage wäre. Mundartliteratur hat also ebenso eindeutig literarischen Anspruch wie hochsprachliche, eine Minderbewertung ist daher aufgrund der Tatsache ihrer Regionalsprachlichkeit in keiner Weise gerechtfertigt.

³² Wickham 2007, S. 9

³³ A.a.O.

³⁴ A.a.O., S. 17

³⁵ Das Adjektiv *naturalistisch* bezieht sich an dieser Stelle in keiner Weise auf eine literarische Epoche, sondern wird verwendet, um eine Dichtung auszudrücken, deren Ideal die Abbildung der Realität darstellt.

³⁶ So begründet beispielsweise Wolfgang Niedecken, Gründer und Frontsänger der Kölner Band *BAP* in einem Interview den Dialektgebrauch in der u.a. von ihm produzierten Musik wie folgt: „Wir singen kölsch, weil das meine Muttersprache ist. (...) Wenn es um Gefühle geht, beherrsche ich keine Amtssprache mehr.“ (in: *Die Zeit* vom 05.09.2013).

³⁷ Vgl. Rehbach, S. 44

³⁸ Mann 2000, S. 146, zitiert bei Rehbach, S.44

2.4 Problematisierung und Neujustierung des Terminus *Dialektschriftsteller*

Aus den obigen Überlegungen dürfte deutlich geworden sein, dass Literatur und Dialekt vielleicht zwei sprachliche Pole sein mögen, keinesfalls aber Antipoden. Das eine kann das andere im Entstehungsprozess wie im Ergebnis künstlerischen Schaffens nicht ausschließen, das andere das eine durchaus aber auch bedingen.

Ungleich schwieriger verhält es sich im Versuch einer Klärung dessen, was einen Schriftsteller³⁹ zum Dialektschriftsteller macht, existieren doch keine festen Definitionskriterien, so dass die Grenzen zwischen hochsprachlicher und mundartlicher Literatur zwangsläufig verschwimmen müssen. Dass von Mundart- oder Dialektdichtung im deutschen Sprachraum erst gesprochen werden kann vor dem Hintergrund der Existenz einer hochsprachlichen Literatur,⁴⁰ versteht sich von selbst. Schärfstens widersprochen werden muss zu Beginn der Überlegungen aber, was im Folgenden auch zu beweisen sein wird, der Behauptung Peter Pabischs aus dem Jahr 1978, Mundartliteratur und Heimatdichtung entsprächen sich.⁴¹ Auch hier kann das eine das andere bedingen, muss es aber ganz und gar nicht mit Zwangsläufigkeit.

Ausgehend von der Bedeutung des Terminus wäre unter einem *Dialektschriftsteller* nun ein Autor zu verstehen, dessen Werk einzig und ausschließlich in Mundart verfasst ist, wobei noch keine Aussage darüber getroffen ist, ob es sich dabei um eine überregionale Verkehrsmundart oder eine durchaus kleinregionale, vielleicht gar lokale Varietät handelt. Dies allein wäre freilich zu eng und zu wenig differenziert. Andererseits stünde dem aber die Frage gegenüber, welcher Begriff anzuwenden sei auf den Urheber eines Werkes, das sowohl standard- als auch regionalsprachliche Passagen aufweist. Oder ebenso, wie zu verfahren wäre mit Autoren, die standarddeutsche Prosa und bzw. oder Lyrik verfassen respektive verfasst haben, die mundartnahe, mundartbedingte Strukturen, latente Dialektismen, aufweisen; und vor allem: Ab welchem Grad wären sie dezidiert zu werten, beginnt doch beispielsweise Thomas Manns Roman *Buddenbrooks* mit einer, wenngleich denkbar kurzen, regionalsprachlichen Aussage.⁴² So käme man, um den Faden ein letztes Mal weiterzuspinnen, dann zwangsläufig zu der Frage, beispielsweise Gerhart Hauptmann aufgrund mancher Werke⁴³ als Mundartschriftsteller zu bezeichnen, was natürlich ins Leere

³⁹ Die Verwendung allein der maskulinen Form in diesem Kontext erfolgt aus Gründen der Einfachheit.

⁴⁰ Vgl. Schmid 2012a, S. 27; siehe auch a.a.O., S. 62: „Dialektliteratur braucht, um überhaupt existieren zu können, den Kontrast zur Nichtdialektliteratur“

⁴¹ Vgl. Pabisch 1978, zitiert bei Sowinski, S. XIII

⁴² Mann 2000, S. 7: „Was ist das. – Was – ist das?“ „Je, den Düwel ook, c’est la question, ma très chère demoiselle“

⁴³ Genannt werden können in diesem Zusammenhang die bereits in etwas anderem Zusammenhang erwähnten Hauptmann-Dramen *De Waber*, *Schluck und Jau* oder auch *Die Ratten*.

laufen würde, wenn er auch in jenen die Mundart zweifellos zum wichtigsten Sprachmedium machte.⁴⁴

Konstrukte wie beispielsweise „partieller Dialektschriftsteller“ oder „Dialekt anwendender Schriftsteller“ sind insoweit nicht zielführend. Sinnvoller und zweckmäßiger erscheint hier eine Differenzierung, die sowohl die Sprache eines schriftstellerischen Werks betrachtet als auch dessen vorherrschende Thematik oder die Bandbreite seiner Thematiken adäquat berücksichtigt. Strenge Kategorien, anhand derer eine bestenfalls zweifelsfreie Zuordnung möglich wäre, können nicht aufgestellt und definiert werden, zu vielschichtig und komplex sind schriftstellerische Gesamtwerke. Jedoch können durchaus Tendenzen festgehalten werden, anhand derer eine Ordnung in den recht weit gefassten Begriff des Dialektschriftstellers zu bringen versucht wird und mit denen unter Umständen doch Zuordnungen und Unterscheidungen möglich sind. Hierzu sollen im Folgenden vier Kategorien differenziert und beschrieben werden:

- a) Die Reinform, wie bereits erwähnt, bilden die *Dialektschriftsteller*, deren Werk auf dem Dialekt, mehr klein- wie großregional, als Medium beruht, womit, bewusst und implizit, eine Vorstellung und Identität von Heimat transportiert wird. Angleichungen an den Standard können durchaus erfolgen, doch erscheinen diese mehr als Ausnahme denn als Regel.
- b) Als *mundartgeprägte Schriftsteller* sollen diejenigen Autoren bezeichnet werden, deren Schaffen streng der eigenen sprachlichen, geographischen und ideellen Heimat verpflichtet ist und ihrem literarischen Transport (unter Umständen bisweilen Verklärung), womit auch dialektale und dialektnahe Strukturen bewusst wie unbewusst gleichermaßen eingesetzt werden. Standardsprachliche Kompetenz lässt sich aber zweifellos – auch – im literarischen Schaffen erkennen, das sowohl Hoch- als auch Regionalsprache aufweist.
- c) Schriftsteller mit bewussten Sprachwurzeln, die Texte in Standard und Dialekt gleichermaßen verfassen, Thematiken wählen, die über den rein regional-heimatlichen Bereich hinausgehen, die bisweilen und durchweg bewusst Dialekt als stilistisches Mittel zur Schaffung von Lokalkolorit und künstlerischen Mehrwerts verwenden, sollen als *mundartbewusste Schriftsteller* bezeichnet werden. Zu ergänzen ist hier, dass unter diesem Begriff allerdings keine Autoren verstanden werden sollen, deren Werk an nur äußerst vereinzelten und als Ausnahmen zu bezeichnenden Stellen

⁴⁴ Vgl. Sowinski, S. XIII

mundartliche oder mundartnahe Strukturen aufweist. Sie werden unter d) noch zu kategorisieren sein.

d) Zuletzt seien noch diejenigen Autorinnen und Autoren von Kategorien a) bis c) geschieden, die in aller Regel und zur allergrößten Mehrheit standardsprachliche Texte verfassen, deren thematische Situierung zumeist nicht im heimatlichen Bereich anzusetzen ist und die auf den Dialekt nur in Ausnahmefällen zurückgreifen. Dies kann vor dem Hintergrund des bewussten Annäherns an den heimatssprachlichen Hintergrund geschehen, ebenso wie auch zur bewussten Polarisierung und Konterkarierung. Daher soll hierfür der Terminus *dialektspontane Schriftsteller* geprägt werden.

Was alle drei ersten Kategorien gemeinsam haben, ist aber stets die Verwendung von Dialekt nicht als l'art pour l'art, nicht als Mittel der kurzfristigen Anwendung, sondern in bestimmten, bewussten Funktionen, worunter neben der Schaffung von Lokalkolorit und einer unmittelbaren Perspektive auch latente Dialektismen⁴⁵ zu zählen sind.⁴⁶

2.5 Einordnung von Emerenz Meier

Die im Mittelpunkt des Interesses vorliegender Arbeit stehende Emerenz Meier kann zu diesem Zeitpunkt der Betrachtung, bevor es zu einer detaillierten Analyse ihrer Texte kommt, nicht eindeutig einer der eben konstruierten Kategorien zugerechnet werden. Allein schon ohne eine differenzierte Betrachtung ihres literarischen Schaffens⁴⁷ muss beinahe zwangsläufig eine Trennung ihres Lebenswerks in eine Zeit vor der Auswanderung in die USA und eine danach generiert werden. War ihre erste Schaffensperiode, wenngleich in erster Linie im Bereich der Epik, davon geprägt, ihre Figuren Dialekt sprechen und ausschließlich im heimatlichen Raum handeln zu lassen, die Erzähltexte jedoch samt und sonders im Standard zu verfassen, muss sie als *mundartgeprägte Schriftstellerin* gelten. Diese Klassifikation muss sich aber bei kontrastiver, auch bereits vergleichsweise oberflächlicher, also nicht unbedingt sprachwissenschaftlich ausgerichteten Betrachtung nach 1906 entstandener Texte modifizieren. Nicht mehr ausnahmslos und unbedingt sind die Handlungsorte im Bayerischen Wald – oder in Bayern im Allgemeinen – anzusiedeln, Dialekt

⁴⁵ Der Terminus *latenter Dialekt* wird an späterer Stelle noch konkreter zu definieren sein.

⁴⁶ Vgl. hierzu auch Schmid 2012a, S. 28

⁴⁷ Hierzu kann die Großzahl der erhaltenen Briefe natürlich nicht gerechnet werden, wenn sie auch im weiteren Verlauf der Arbeit eine Rolle spielen werden. An dieser Stelle geht es – zunächst – einzig und allein um die Frage einer eventuellen Zuordnung Emerenz Meiers zu einer der Kategorien bzw., mutatis mutandis, um eine Problematisierung der Begrifflichkeiten für ihren speziellen Fall.

wird, auch in ausgewählten Gedichten, noch ansatzweise gesprochen, nicht aber durchgängig oder gar ausnahmslos. Insoweit ist Emerenz Meier nach der Auswanderung „nur“ mehr als *mundartbewusste Schriftstellerin* zu bezeichnen.

Insoweit scheint sie also insgesamt eine Zwischenstellung zwischen den Kategorien b) und c) einzunehmen, in ihr also, so gesehen, ein Übergang stattgefunden haben. Dies soll als eine Arbeitshypothese den folgenden Betrachtungen zugrunde gelegt werden, im Zuge der Befunddiskussion nach erfolgter sprachlicher Analyse wird noch darauf Bezug zu nehmen sein. Dass hierbei in keiner Weise auch private Korrespondenz, etwa über Briefe, mit in die Überlegungen zur Klassifikation Meiers als Schriftstellerin einbezogen werden können, versteht sich von selbst.

Eines aber lässt sich, aller Schwierigkeiten einer eindeutigen Zuordnung zum Trotz, bereits an dieser Stelle sagen: Emerenz Meier mag natürlich standarddeutsche Texte verfasst haben, gerade in ihrer ersten Schaffensperiode leben diese aber von ihrem Kern, dem Dialekt. Dies ist auch der Grund, wieso Hans Carossa in die Reihe der Vergleichsschriftsteller aufgenommen wurde. Er⁴⁸ mag zweifellos und per se ein Autor hochsprachlicher Texte sein, doch allein seine enge Verbindung mit Emerenz Meier und die Art und Weise, wie er in seinen Lebenserinnerungen *Das Jahr der schönen Täuschungen* mit dem Dialekt umgeht, lässt ihn zwar nicht per definitionem als Dialektschriftsteller gelten, doch sehr stark als mundartbewusster, wenngleich bei ihm die Grenzen zum dialektspontanen Schriftsteller in mancherlei Hinsicht weitgehend verschwimmen mögen. Interessant sind darüber hinaus zwei seiner Attribuierungen Emerenz Meiers, mit denen er gleichzeitig seine enge Verbindung zu ihr zum Ausdruck bringt: „(...) so durfte man sie für eine selige Verdichtung ihrer Heimat halten“⁴⁹ und „(...) ich fühlte sie für immer an ihre Heimat gebunden“.⁵⁰ Doch gerade an diesem Punkt, den Carossa so schön dichterisch ausschmückt und, man ist beinahe geneigt zu sagen überhöht, muss ein imaginäres Fragezeichen gesetzt werden: War Emerenz Meier realiter „für immer“, wie es Carossa ausdrückt, gebunden an die Heimat oder die Vorstellung dessen, die sie davon hatte? War sie realiter stets diese „selige Verdichtung“?⁵¹ Die folgenden Untersuchungen sollen hierin Licht bringen.

⁴⁸ Der dann ebenfalls zum Vergleich herangezogene Heinrich Lautensack zum allergrößten Teil ebenso, was hier nur als kleine Vorausdeutung zu sehen ist.

⁴⁹ Carossa in: EM, hg. von Bleibrunner/Fuchs, S. 172

⁵⁰ A.a.O., S. 174

⁵¹ Carossa, in: EM, hg. von Bleibrunner/Fuchs, S. 172

3 „Ich bin des freien Waldes freies Kind“⁵² – Die Bayerwalddichterin Emerenz Meier (1874-1928)



Abb. 1: Emerenz Meier in jungen Jahren

3.1 Biographische Skizze

„Die Biographen aber sollen sich plagen, wir wollen's ihnen nicht zu leicht machen. Jeder soll mit seinen Ansichten über die ‚Entwicklung des Helden‘ recht behalten, ich freue mich schon, wie die sich irren werden“⁵³ –

Derart süffisant äußerte sich kein Geringerer als der Begründer der Psychoanalyse, Sigmund Freud (1856-1939), über Versuche von Lebensbeschreibern in ihrem Anspruch auf detailgetreue und wirklichkeitsverliebte Wiedergabe wahrer Geschichte und Geschichten rund um die Biographie eines Menschen. In der Restrospektive, zumal mehr als fünfundachtzig Jahre nach dem Tod des bzw. der Beschriebenen, einen Lebensweg ebenso wie einen menschlichen Charakter möglichst authentisch nachzuzeichnen, bereitet schon allein deshalb Schwierigkeiten, da Zeitzeugen kaum oder gar nicht mehr greifbar sind. Insoweit muss sich die nun folgende biographische Skizze „des freien Waldes freie[n] Kind[es]“⁵⁴ überlieferter Aussagen von Zeitgenossen und schriftlicher Hinterlassenschaften bedienen, wobei versucht

⁵² Dieses Zitat Emerenz Meiers ist am Ende einer kleinen autobiographischen Skizze Emerenz Meiers zu finden (EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 413).

⁵³ Sigmund Freuds Nichte Lilly Freud-Marlé überliefert dieses Zitat in ihrem Erinnerungsbuch an die eigene Familie und diejenige des berühmten Onkels (Freud-Marlé, S. 7).

⁵⁴ EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 413

wird, gerade im Bereich der genealogischen Schilderungen, stets auch Quellenmaterial zu berücksichtigen.

„Wie wird doch die Gestalt der leider so früh dahingegangenen Emerenz immer schöner und sinnbildhafter, je mehr man sich in sie vertieft“,⁵⁵ resümiert 1936 schwärmerisch ihr Jugendfreund Hans Carossa (1878-1956). Erlebte die Gestalt der Emerenz Meier ebenso wie ihr literarisches Werk innerhalb der letzten anderthalb Jahrzehnte zunächst „eine bescheidene Renaissance“⁵⁶ auch über die Grenzen ihrer Heimat hinaus, muss man heute mit Paul Praxl feststellen „Emerenz Meier hat Konjunktur“⁵⁷ – und sie wird dabei sogar inzwischen als „Kultfigur“ betitelt.⁵⁸ Dabei war ihr die Hingabe, die sie an die Schriftstellerei verwendete, keinesfalls in die Wiege gelegt.

Emerenz Meier⁵⁹ wird am 03.10.1874 mitten in die bäuerlich geprägte Welt des Unteren Bayerischen Waldes hineingeboren. In Schiefweg bei Waldkirchen kommt sie als achtes von insgesamt zehn Kindern⁶⁰ der Land- und Gastwirtseheleute Josef und Emerenz Meier, geb. Raab,⁶¹ zur Welt und wird einen Tag später in der Pfarrkirche von Waldkirchen getauft; der Baptizatureintrag weist den Taufnamen „Emerentiana“ auf.⁶² Hierbei handelt es sich um eine der verschiedenen latinisierten Formen des Vornamens – der Taufeintrag von Emerenz Meiers Mutter beispielsweise wurde auf den Vornamen „Emerenzia“ ausgestellt⁶³ –; hier soll stets die auch von der Dichterin selbst gebrauchte Form Emerenz verwendet werden.

⁵⁵ Brief von Hans Carossa am 27.11.1936 an Auguste Unertl (zitiert nach: Berlinger, S. 3, und Praxl 2008, S. 2)

⁵⁶ Kaspar 2007, S. 133

⁵⁷ Praxl 2008, S. 4

⁵⁸ Vgl. <http://www.born-in-schiefweg.de/de/kultfigur-emerenz-meier.html>

⁵⁹ Die Schreibweise „Meier“ für Emerenz Meiers Familie wechselt in den Quellen zwischen der Schreibung mit <ei> und derjenigen mit <ai>, teilweise sogar innerhalb eines Eintrages. So wird z.B. der Großvater Johann Meier im Heiratseintrag der Eltern vom 01.05.1866 in der Spalte der Eltern des Ehemannes mit „Johann Maier“ angegeben, in der Spalte für die Trauzeugen mit „Johann Meier“ (Archiv des Bistums Passau, Pfarrmatrikeln Waldkirchen Bd. 13, S. 62).

⁶⁰ Von den ursprünglich zehn Kindern der Eheleute Josef und Emerenz Meier, geb. Raab, überlebten nur sechs das Kleinkindalter: Maria (* 14.08.1865 Schiefweg † 04.04.1876 Schiefweg), Petronilla („Lina“, verheiratete Maier, * 20.08.1867 Schiefweg † 1952 Chicago), Josef (* 27.08.1871 Schiefweg † 13.04.1898 Schiefweg), Emerenz („Senz“ bzw. „Emma“, * 03.10.1874 Schiefweg † 28.02.1928 Chicago), Maria („Marie“ bzw. „Mary“, verheiratete Jacklin, * 29.04.1876 Schiefweg † 12.12.1927 Chicago) und Anna („Nannie“, verheiratete Gumminger, * 22.04.1879 Schiefweg † 1954 Kansas City). Die übrigen Kinder starben bereits im Säuglingsalter, nämlich die unehelich geborene Petronilla („Lina“, * 12.01.1863 Richardsreut † 22.09.1866 Schiefweg; selbst im Sterbeeintrag wird sie fälschlicherweise „Karolina“ bezeichnet), Josef (* 05.10.1868 Schiefweg † 26.02.1870 Schiefweg), Anna (* 27.07.1870 Schiefweg † 11.01.1871 Schiefweg) sowie Franziska (* 18.06.1873 Schiefweg † 08.03.1874 Schiefweg); sämtliche Angaben vgl. Archiv des Bistums Passau, Taufbücher der Pfarrei Waldkirchen, Bd. 8 (Laufzeit 1838-1864) und 9 (Laufzeit 1865-1886), und Sterbebücher der Pfarrei Waldkirchen Bd. 17 (Laufzeit 1835-1875) und 18 (Laufzeit 1876-1907).

⁶¹ Um das genealogische Bild zu komplettieren, sei auf den Heiratseintrag von Josef Meier und Emerenz Raab verwiesen: Josef Meier war der Sohn der Bauerseheleute Johann und Anna Meier, geb. Giereitl, aus Manzenberg bei Hutthurm, Emerenz Raabs Eltern waren die Bauerseheleute Johann und Anna Raab, geb. Meier (1835 in der Schreibweise „Maier“ auftauchend), aus Richardsreut, einem Nachbardorf Schiefwegs (vgl. Archiv des Bistums Passau, Pfarrmatrikeln Waldkirchen Bd. 13, S. 62, bzw. Bd. 7, S. 611).

⁶² Vgl. Archiv des Bistums Passau, Pfarrmatrikeln Waldkirchen Bd. 9, S. 156, Nr. 141/1874

⁶³ Vgl. Archiv des Bistums Passau, Pfarrmatrikeln Waldkirchen Bd. 7, S. 611

Das um 1700 erbaute und zwischen 2000 und 2001 renovierte Geburtshaus beherbergt heute das kleine Emerenz-Meier-Museum mit dem Titel *Born in Schiefweg*, das sowohl die Geschichte der Auswanderung aus dem Bayerischen Wald an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert im Allgemeinen dokumentiert als auch Emerenz Meiers festen Platz als Frau in der männlich dominierten Literaturlandschaft Bayerns aufzeigt.⁶⁴



Abb. 2: Geburtshaus der Dichterin: Gastwirtschaft von Josef Meier in Schiefweg, Hausnummer 10 (um 1900)



Abb. 3: Emerenz-Meier-Haus (2010)

⁶⁴ Vgl. <http://www.born-in-schiefweg.de> sowie <http://www.emerenz-meier.de/html/emhv.html>

Die Eltern haben für den überdurchschnittlichen Intellekt der Tochter, eine der besten Schülerinnen der Volksschule Waldkirchen, die bereits als Zehnjährige Goethe und Dante Alighieri, die homerischen Epen und v.a. Heinrich Heine⁶⁵ liest, zunächst wenig Verständnis,⁶⁶ obgleich Emerenz Meiers älteste Schwester Petronilla („Lina“), eine ebenfalls eifrige Leserin und Verfasserin kleiner Gedichte, sicherlich eine Art Vorbild für die jüngere ist.⁶⁷ Erste Gelegenheitsgedichte der knapp Zehnjährigen in den 1880-er Jahren stoßen auf Ablehnung, bisweilen gar auf offene Missachtung. Zu sehr ist die bauerliche Welt des ausgehenden 19. Jahrhunderts einer älteren Denktradition verhaftet, wie sie beispielsweise Adolph Freiherr von Knigge implizit formuliert, wonach Frauen mehrheitlich das Genie fehle, „das den wahren Autor (...) ausmache.“⁶⁸ Diese doch widrigen Vorzeichen sollen Emerenz Meier allerdings nicht davon abhalten, sich, solange es die Arbeit in Haus und Gastwirtschaft sowie auf den Feldern erlaubt, der Schriftstellerei zu widmen. Nach der Hochzeit ihrer Schwester Petronilla 1891 und deren Übernahme des elterlichen Anwesens in Schiefweg erfolgt mit der Familie der Umzug ins nahe gelegene Oberndorf, wo der Vater gemeinsam mit seiner Schwester Therese (1841-1921) und deren Ehemann Mathias Eibl (1839-1923) ein Anwesen erwirbt. Bald stellen sich auch erste bescheidene literarische Erfolge ein. So erscheinen seit Mai 1893 in der Wochenbeilage zur Passauer *Donau-Zeitung* ihre ersten Kurzgeschichten und Erzählungen,⁶⁹ wenig später fasst sie eine der im Rahmen dieser Arbeit behandelten Erzählungen, *Der Juhschroa*, ab, die als eine „der eindrucksvollsten Arbeiten von Emerenz Meier“⁷⁰ gilt, *Der Sammler* rühmt ihr „wahres dichterisches Talent und die Wärme echter Empfindung“.⁷¹ Bereits zwei Jahre später erscheint in jener belletristischen Beilage der *Augsburger Abendzeitung* eine weitere Erzählung, *Die Madlhüttler*, was Emerenz Meiers bescheidene literarische Bekanntheit nährt⁷² – die Anerkennung der Familie bleibt ihr jedoch zeitlebens größtenteils verwehrt. Zwar bekennt sie selbst in einem Brief an ihren Freund und Mentor Ludwig Liebl (1874-1940)⁷³ aus dem Jahr 1893, ihr Vater sei „mit Freuden bereit, mir alles zu

⁶⁵ Heine bezeichnete Emerenz Meier selbst als „mein[en] Liebling“ (Brief an Auguste Unertl, 20.10.1924; zitiert nach Praxl 2008, S. 88).

⁶⁶ Vgl. Peinkofer, S. 8

⁶⁷ Praxl bezieht sich dabei auf Aussagen der ehemaligen Banknachbarin Petronilla Meiers, Maria Haller, geb. Pongratz (vgl. Praxl 2008, S. 20 FN 1).

⁶⁸ Jakob, S. 11

⁶⁹ Praxl 2008 weist explizit darauf hin, dass sich hierunter noch nicht *Der Juhschroa* befand, wie später von Peinkofer behauptet (vgl. Praxl 2008, S. 20f., FN 1).

⁷⁰ Haller, S. 4; vgl. auch Schindler

⁷¹ *Der Sammler*, zitiert nach: Winkler 1992

⁷² Vgl. hierzu Karl 2010, S. 35

⁷³ Zu Liebl vgl. auch Seidl, S. 27

geben, was ich brauche“,⁷⁴ jedoch bezieht sich dies lediglich auf ihre geistige Weiterbildung und die Einrichtung einer Dichterstube im Oberndorfer Austragshaus; eine wirkliche, ernst gemeinte Anerkennung oder gar Förderung von Emerenz Meiers dichterischem Schaffen war von Seiten der Familie kaum zu erwarten. Lediglich nach Erhalt ihres ersten Honorars soll der Vater den fast schon legendären Ausruf „Schreib, Senzl, schreib!“ getan haben. Dieser ist wohl, was wohl mit einiger Berechtigung vermutet werden kann, weniger aus Anerkennung für die künstlerischen Leistungen der Tochter getätigt worden als vielmehr in der Hoffnung auf finanzielle Unterstützung. Willi Winkler schreibt zu diesem Zitat des Vaters „Er hätte es nicht tun sollen, er hat seine Tochter zum Wundertier gemacht, das Okapi aus dem Wald in den Zoo getrieben“. ⁷⁵ Sicher mag es sein, dass die Familie seit dieser Zeit der jungen Dichterin etwas mehr Unterstützung zukommen lässt, aber dem Vater gewissermaßen die Schuld daran zu geben, das Talent der Tochter in negativer Art und Weise ausgeschlachtet zu haben, erscheint wohl etwas weit hergeholt.



Abb. 4: Familienfoto in Oberndorf (1905)

(hinten von links: Anna Gumming, geb. Meier, deren Schwiegermutter Kreszenz Gumming, Emerenz Meier; vorne Josef und Emerenz Meier, geb. Raab, mit zwei Kindern von Anna Gumming)

⁷⁴ Brief an Ludwig Liebl vom 10.09.1893 (zitiert nach Praxl 2008, S. 19)

⁷⁵ Winkler in: Die Zeit vom 08.05.1992

Das eben erwähnte Prosastück *Die Madlhüttler* erregt trotzdem Aufsehen und verschafft der Dichterin allmähliche Bekanntheit, auch über den heimatlichen Raum hinaus. Weitere Erzählungen folgen und im Herbst 1896 ihr einziges Buch, *Aus dem bayrischen Wald*. Der Preßburger Literaturprofessor Karl Weiß-Schrattenthal (1846-1938) verlegt es in der Reihe *Dichterstimmen aus dem Volke* bei Thomas & Oppermann im ostpreußischen Königsberg.⁷⁶ Einige Jahre zuvor⁷⁷ hatte sich zwischen Emerenz Meier und der Waldkirchner MarktsekretärsGattin Auguste Unertl, geb. Schoder (1864-1941),⁷⁸ eine innige Freundschaft entwickelt und die Dichterin in der kunstsinnigen Dame, die in Waldkirchen einen literarischen Salon ins Leben gerufen hatte, eine eifrige Förderin und Mäzenatin gefunden.



Abb. 5: Auguste Unertl (1864-1941)

Aus dem bayrischen Wald, 140 Seiten stark und von Auguste Unertl im *Waldkirchener Anzeiger* rezensiert, wird ein (zumindest kurzzeitig) bescheidener Erfolg und Emerenz Meier als literarisches Naturwunder gefeiert. Unter Anderem Michael Georg Conrad (1846-1927), der schon zitierte Hans Carossa, zu dem sich später eine Freundschaft entwickeln wird, und Peter Rosegger (1843-1918) suchen Kontakt zu ihr. Es folgen Veröffentlichungen in der satirischen Wochenzeitung *Simplicissimus*, in *Das Bayerland*, *Die Jugend* und in den *Fliegenden Blättern*; ja sogar die deutschsprachige *Freie Presse für Texas*, erschienen in San Antonio, loben ihre Geschichten, „in denen wirklich Bauern geschildert werden, wie sie sind, und nicht, wie sie (...) mit allerlei ‚anempfundenen‘

⁷⁶ Vgl. Peinkofer, S. 13

⁷⁷ Wie die Auswertung von 2005 dem Stadtarchiv Waldkirchen übergebenen, bis dato unbekannten Briefen Emerenz Meiers an ihren Jugendfreund Ludwig Liebl ergab, hatten sich Emerenz Meier und Auguste Unertl bereits 1893 kennengelernt (vgl. Praxl 2008, S. 11).

⁷⁸ Sogar das „Lexikon deutscher Frauen der Feder“ führt Auguste Unertl auf wenigen Zeilen auf (vgl. Pataky Bd. 2, S. 384), ihre eigenen literarischen Ambitionen sind jedoch als verschwindend gering einzustufen; vgl. hierzu auch EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 189, FN 4

Gefühlen erschienen“.⁷⁹ Entsprechende, um ein neudeutsches Wort zu bemühen, Publicity bleibt nicht aus, Emerenz Meiers Bildnis in Festtagstracht zierte 1898, zur Zeit des beginnenden Tourismus, eine Postkarte mit der Aufschrift *Gruß aus Waldkirchen*, von ihr, der Umschwärmten, gibt es Bilder in Miniaturformat als Uhrkettenanhänger auf Jahrmärkten. 1899 fährt sie auf Vermittlung Unertls nach München zu Audienzen bei Prinzessin Therese von Bayern (1850-1925) und Prinz Dr. med. Ludwig Ferdinand von Bayern (1859-1949). Eine Spende von 200 Mark aus der Privatschatulle des Prinzregenten Luitpold (1821-1912) kommt der Dichterin sehr zugute, waren doch bereits damals erste Anzeichen des wirtschaftlichen Niedergangs der Familie absehbar. Hinzu kommt, dass sich die Verkaufszahlen von *Aus dem bayrischen Wald* nicht wie erhofft entwickeln. 1903 merkt Verleger Oppermann aus Königsberg an, dass noch 130 Mark Unkosten zu decken wären, zumal die Waldkirchner Buchhandlung nach Abverkauf der ersten Lieferung keine weiteren Exemplare bestellen würde.⁸⁰

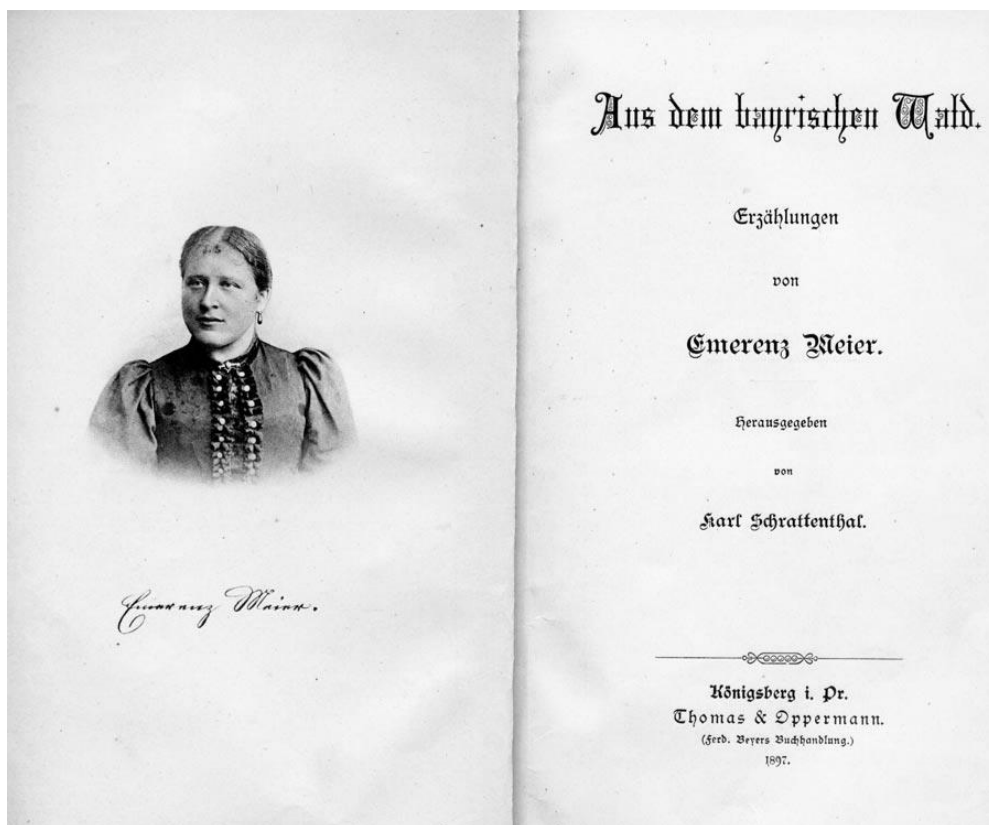


Abb. 6: Erstausgabe von *Aus dem bayrischen Wald* mit einem Portrait der Dichterin
(vordatiert auf das Jahr 1897)

⁷⁹ Freie Presse für Texas, San Antonio, 1897, zitiert nach: EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 431

⁸⁰ Vgl. Winkler in: Die Zeit vom 08.05.1992

Weitere finanzielle Unterstützungen aber, so von einem Cousin der Mutter, Pfarrer Johann Evangelist Maier (1830-1916), und dem reichen Brauereibesitzer Carl Hellmannsberger (1856-1916) aus Straßkirchen, ermöglichen es Emerenz Meier, ein Jahr später auf Einladung Albert Millers nach Würzburg zu gehen, um sich dort zur Buchhalterin ausbilden zu lassen. So viele Begegnungen sich dort auch bieten, so horizontweiternd Vorlesungsbesuche an der Universität sind – nach bereits drei Monaten bricht die Dichterin den Aufenthalt in der unterfränkischen Metropole wieder ab und geht, von Heimweh getrieben,⁸¹ zurück nach Passau. Am dortigen Stadttheater kann die von Franz Baudrexler (1856-1911) dramatisierte Novelle *Aus dem Elend* uraufgeführt werden. Aufgrund des Erfolgs folgen Aufführungen des Volksstücks in München, Augsburg, Heilbronn, Bayreuth und Würzburg.⁸² 1901 kommt die Bühnenfassung von *Der G'schlößlbauer* sogar in Mannheim auf die Bretter, die die Welt bedeuten, am 03.01.1902 schließlich ebenso erfolgreich in Passau.

Finanziellen Nutzen bringen diese Erfolge Emerenz Meier dabei jedoch nicht. Für die Publikation beider „Volksstücke“ genannten dramatisierten Versionen 1902 in einem Passauer Bühnenverlag durch Franz Baudrexler steht ihr für die Erzählvorlagen keinerlei Honorar zu. Zu dieser Zeit war sie bei Hellmannsbergers in Straßkirchen als Hausgehilfin tätig.⁸³ Ihre Verzweiflung über die Lage bringen die bereits früher entstandenen Verse des Gedichts *Stoßseufzer* auf den Punkt: *Hätte Göthe Suppen schmalzen / Klöße salzen / Schiller Pfannen waschen müssen, / Heine nähn, was er verrissen, / Stuben scheuern, / Wanzen morden / Ach die Herren / Alle wären / Keine großen Dichter worden.*

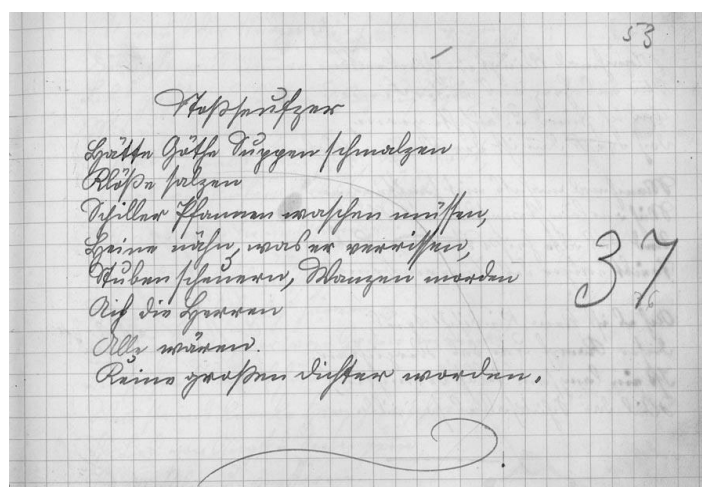


Abb. 7: Autograph des Gedichts *Stoßseufzer*

⁸¹ Es wird an späterer Stelle noch davon gesprochen werden, welche deutliche Antipathie Emerenz Meier gegen Angehörige des fränkischen Stammes hegte.

⁸² Vgl. Praxl 2012, S. 212

⁸³ Vgl. a.a.O.

Von Straßkirchen kehrt Emerenz Meier schließlich nach Passau zurück. Dort pachtet sie, die Wirtstochter, im Juli 1902 mit Hilfe des inzwischen zum Freund gewordenen Carl Hellmannsberger⁸⁴ das Gasthaus *Zum Koppenjäger*, um in der kleinen Schiffergaststätte eine Künstlerkneipe zu etablieren⁸⁵ und wo heute eine Gedenktafel (siehe Abb. 8) an sie erinnert. Das Unternehmen, ihr Versuch als Wirtin und Bohémienne, scheitert jedoch – Ende Oktober 1903 verlässt die Dichterin Hals über Kopf Passau wieder⁸⁶ und begibt sich für die nächsten zehn Monate zu ihrer Schwester Maria, die sich als Dienstmagd und Kellnerin in München verdingt. In diese Zeit fällt auch ein Besuch bei Heinrich Lautensack, der im Rahmen der vorliegenden Arbeit noch eine Rolle spielen wird, und seiner Kabarettistengruppe der *Scharfrichter*.



Abb. 8: Gedenktafel in Passau, Gasthaus *Zum Koppenjäger*, ehemals Altstadt Nr. 85

Trotz allen zumindest literarischen Erfolgs war zu dieser Zeit der finanzielle Ruin der Familie nicht mehr aufzuhalten. Bereits 1901 war der Vater als Viehhändler pleite gegangen, im Jahr zuvor hatte er seinen Anteil am Anwesen in Oberndorf an seine Schwester Therese Eibl verloren. 1903 wandert Emerenz Meiers Schwester Petronilla Maier samt Familie aus Schiefweg in die USA aus, 1904 die noch unverheiratete Schwester Maria, ein Jahr später schließlich Vater Josef Meier, dem 1907/08 schließlich die letzte Tochter Anna Gumminger mit Familie folgen wird. Emerenz Meier denkt ebenfalls bereits ernsthaft an die Emigration; künstlerisch tut die zwar zwangsläufig nötige, bisweilen vielleicht hermetisch erscheinende thematische Verhaftung der Erzählungen im

⁸⁴ Jo Baiers Kinofilm *Wildfeuer* stilisiert den *Alfons Helmberger* genannten Hellmannsberger gar zum Liebhaber Emerenz Meiers.

⁸⁵ Vgl. EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 225, FN 1

⁸⁶ Vgl. a.a.O.

heimatlichen Waldgebirge ihr Übriges und lässt sie einem überregionalen Publikum nur mehr äußerst bedingt bekannt werden.⁸⁷ Dies liegt nicht zuletzt auch daran, dass sie sämtlichen Versuchen von Förderern, Mentoren und Sponsoren widerstanden hat, den ihr eigenen Stil zu modifizieren oder im Sinne einer Publikumswirksamkeit zu schleifen.⁸⁸ Die großartige Mundartballade *Wödaschwüln*, von der im Rahmen dieser Arbeit noch öfter die Rede sein wird, nimmt die Münchner Zeitschrift *Jugend* zwar zunächst an, verweigert aber letztendlich die Drucklegung. 1905 hätte Emerenz Meier zwar noch die Möglichkeit gehabt, die Stelle der zweiten Redakteurin der katholischen Wochenzeitschrift *Deutscher Hausschatz* in Regensburg anzunehmen, doch schlägt sie diese Verdienstmöglichkeit dann doch aus.⁸⁹

Nach einer letzten Tätigkeit als Dienstmagd in Simpoln bei Fürsteneck verlassen im März 1906 Emerenz Meier und ihre Mutter die niederbayerische Heimat, um sich „im Amerika“ niederzulassen. Wie wenig vom zeitweisen Ruhm der Dichterin zu diesem Zeitpunkt geblieben war, dokumentieren drei schmale Zeilen, die der Journalist und Herausgeber Eugen Bauer in seiner *Waldkirchner Zeitung* vom 17.03.1906 ihrem Weggang widmet: „Emerenz Meier, unsere Waldler Dialektschriftstellerin, ist dieser Tage nach Amerika ausgewandert. Die Auswanderungslust nach Amerika ist gegenwärtig in unserer Gegend wieder sehr rege“.⁹⁰ Ob nun freiwillig oder getrieben, von Sehnsucht oder Hoffnung erfüllt der Aufbruch in eine durchaus nicht sehr gewisse Zukunft erfolgte, leicht fiel er der Dichterin wohl nicht, nicht wenige aus ihrem Freundes- und Gönnerkreis wünschten zweifelsohne ihren Verbleib im Bayerischen Wald.⁹¹ Natürlich, sie trug sich länger bereits mit dem Gedanken, die Heimat zu verlassen, wobei der Weggang eines Großteils der Familie sicherlich eine gewisse Sogwirkung verursacht hatte, gerade die Entscheidung der Mutter, zu der Emerenz Meier zeitlebens ein enges Verhältnis hatte, ebenfalls zu emigrieren, tat ihr Übriges; die zunehmend prekärer werdende finanzielle Situation darf ebensowenig als Faktor unterschätzt werden, in den USA eine Art „gelobtes Land“ zu sehen. Bereut haben wird Emerenz Meier ihre Entscheidung spätestens wohl um 1920 mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit.

⁸⁷ Vgl. hierzu Muggenthaler, der treffend von der Kluft zwischen ihrem „unbedingt nötigen regionalen Bezug (...) [und der] schriftstellerischen Reputation auf dem nationalen Buchmarkt“ spricht und dies mit einem Briefzitat Emerenz Meiers untermauert (a.a.O., S. 64).

⁸⁸ Die Verwendung des Verbs *schleifen* darf hier durchaus doppeldeutig aufgefasst werden.

⁸⁹ Vgl. Peinkofer, S. 16

⁹⁰ Waldkirchner Zeitung vom 17.03.1906, zitiert nach Praxl, S. 14

⁹¹ Paul Praxl vermutet, dass Ludwig Liebls Verse *O bleib‘, o bleib‘ im Walde drin!*, eines seiner Gedichte aus der Jugendzeit, der Ausgewanderten gegolten haben; sie thematisieren auf recht eindringliche Weise, wie sehr das lyrische Ich es sich wünscht, die Angesprochene weiter in der Heimat zu wissen.

Von Antwerpen aus geht die Reise schließlich auf der „Finland“ über den Großen Teich nach New York und von dort per Bahn weiter in die aufstrebende Stadt Chicago, wo die Familie an der Wellington Avenue im Stadtnorden, nahe des Michigan-Sees, eine Bleibe und Emerenz Meier als Fabrikarbeiterin und Putzfrau ein Auskommen findet.

Ihr schriftstellerisches Schaffen mag in der ersten Zeit im Bundesstaat Illinois noch rege sein, die Freundschaft mit dem deutsch-amerikanischen Autor Martin Drescher (1863-1920) verhilft ihr zu diversen Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften. Trotzdem ebbt die literarische Produktion in späterer Zeit, wie Emerenz Meier selbst schreibt, allmählich ab,⁹² wird zunehmend und beinahe kontinuierlich weniger, bis sie schließlich fast gänzlich versiegt, da „der langjährige schwere Kampf um eine Existenz im fremden Lande, unter schlimmsten Verhältnissen, meine geistige Schaffenskraft zermüht hat“⁹³ – immer wieder auch beklagt sie ihre „geistige Unterernährung“⁹⁴ in den USA. Mehr als als Schriftstellerin zeichnet sie sich, gerade in der Retrospektive, als zeitgeschichtliche Korrespondentin aus der neuen Heimat aus. Bisweilen scharfzüngig, in jedem Fall aber pointiert, genau, interessiert und fundiert beobachtet sie das politische Zeitgeschehen, nicht nur in den Vereinigten Staaten, und kommentiert es treffend. Anlass hierzu boten Ereignisse wie der Erste Weltkrieg, der Kriegseintritt der USA, Wahlkämpfe um das Weiße Haus und nicht zuletzt die Einführung der Prohibition mehr als genug.

Das private Glück jenseits des Atlantiks ist ein zunächst relativ kurzes.⁹⁵ Ein Jahr nach der Ankunft in Chicago, am 10.10.1907,⁹⁶ heiratet Emerenz Meier den Fabrikarbeiter Franz Seraph Schmöller⁹⁷ (* 03.05.1868),⁹⁸ in den USA genannt Frank Schmoeller, ebenfalls ein

⁹² Vgl. Brief an Hans Carossa vom 16.04.1923: „Seit ich Amerika betreten, ward mir mit Ausnahme der letzten paar Jahre nie Gelegenheit geworden, (...) meinem Schreibdrang zu frönen“ (in: EM, hg. von Göttler, hier S. 344)

⁹³ Brief an Auguste Unertl vom 20.10.1924, in: Praxl 2008, S. 82

⁹⁴ Brief an Auguste Unertl vom 13.12.1919, in: EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 230

⁹⁵ Auf die gesonderte Betrachtung und Diskussion der noch in 1905 Bayern gescheiterten, angedachten ehelichen Verbindung mit dem Kaufmann Nikolaus Sedlmayr (1876-1929) aus Schneidermühl bei Tittling (vgl. Praxl 2012, S. 213; Karl 2010, S. 42, gibt die Schreibweise „Sedlmayer“, Praxl 2008, S. 108, schreibt „Sedlmeyer“) wurde hier verzichtet.

⁹⁶ Die kirchliche Trauung findet wenig später, am 26.10.1907, statt (vgl. Praxl 2012, S. 213).

⁹⁷ Peinkofer, S. 18f., gibt als Vornamen des Ehemannes „Josef“ an und als Herkunftsort Wotzmansreut bei Waldkirchen (ebenso Haller, S. 5, der die Schreibweise „Joseph“ bringt sowie als dessen Geburtsort ebenfalls Wotzmansreut, welcher noch dazu fälschlicherweise mit <th>-Schreibung am Ende erscheint; auch Göttler 1991, S. 437, der eine Biographie Emerenz Meiers der Werksausgabe als Anhang, S. 428-445, beifügt, versieht den ersten Ehemann der Dichterin mit diesem Vornamen; selbst Karl 2010, S. 43, erwähnt als Ehemann der Emerenz Meier besagten Josef Schmöller „aus der Nähe von Waldkirchen“, ohne genauere Angaben zu seinem Herkunftsort zu machen), was allerdings spätestens hier falsifiziert werden muss, auch unter Hinweis auf Praxl 2008, S. 108. Zudem enthält weder das entsprechende Taufbuch der Pfarrei Waldkirchen einen etwaigen Taufeintrag, lautend auf „Josef Schmöller“ (vgl. Archiv des Bistums Passau, Pfarrmatrikeln Waldkirchen Bd. 9, S. 57), noch das Taufregister der Pfarrei Waldkirchen für die entsprechenden Jahre eine Erwähnung des Familiennamens „Schmöller“ in Wotzmansreut (vgl. Archiv des Bistums Passau, Pfarrmatrikeln Waldkirchen Bd. 21; der Familienname „Schmöller“ erscheint, dem Register zufolge, lediglich in den Orten Frauenwald und Oberfrauenwald).

Emigrant, aus Kernberg bei Neureichenau⁹⁹ gebürtig und Vaters ihres einzigen, so sehr geliebten Sohnes Joseph Franz Schmöllers, genannt Joe (1908-1992).¹⁰⁰ Der ohnehin recht glücklosen Verbindung – Schmöllers Alkoholkrankheit, in deren Zuge er Ehefrau und Sohn gegenüber handgreiflich wurde – setzt die Tuberkulose bereits am 27.04.1911 ein Ende; Schmöllers wurde 42 Jahre alt.



Abb. 9: Hochzeit von Emerenz Meier und Franz Seraph Schmöllers (1907)

1917 heiratet Emerenz Meier, die sich in den USA Emma nennt, in zweiter Ehe den 1873 geborenen Schweden John Lindgren, ihren ehemaligen Untermieter, der zwar eine gesicherte Stellung als Expedient einer Firma innehat, doch nach dem Einsetzen der Weltwirtschaftskrise die materielle und soziale Not der Familie nicht zu lindern vermag.

⁹⁸ Vgl. Archiv des Bistums Passau, Pfarrmatrikeln Neureichenau Bd. 2, S. 22: Dem Taufeintrag zufolge war Franz Seraph Schmöllers ein Sohn der Häuslerseheleute Josef und Theres Schmöllers, geb. Blöchl; am gleichen Tag kam ein Zwillingenbruder tot zur Welt.

⁹⁹ Vgl. Praxl 2008, S. 108; Schmöllers, Arbeiter in einer Fahrradfabrik, war bereits 1890 in die USA ausgewandert.

¹⁰⁰ Joseph „Joe“ Schmoeller, seit 1929 verheiratet mit Anna Christine Euler (1907-1991) und später wohnhaft in Iowa Falls, Iowa, wird es 1974 zu verdanken sein, dass Details aus der Biographie seiner Mutter sowie einige Fotos nach Waldkirchen gelangen (vgl. Praxl 2012, S. IX sowie 213). Eine seiner beiden Töchter, Anna Marie Greenawalt, steht immer noch im Kontakt mit Waldkirchen.

Nichtsdestotrotz findet Emerenz Meier in Lindgren einen zuverlässigen, liebenden Ehemann, Partner und Freund, mit dem sie gemeinsam in einer Mietwohnung im Haus ihrer durchaus wohlhabenden Schwester Maria („Mary“) Jacklin und deren Ehemann Ludwig leben. Als Lindgren am 15.09.1925 stirbt,¹⁰¹ hinterlässt er eine leber-, nieren- und lungenkranke Witwe, die auf finanzielle Unterstützung des noch nicht ganz 17-jährigen Sohnes angewiesen ist. „Sie litt an Not, Krankheit und Heimweh“, so Hans Kratzer in seinem Aufsatz *Das Mensch und die Öchsl*.¹⁰² Die Belastung auch durch letztgenanntes Leiden darf nicht unterschätzt werden, drohte doch gerade nach dem Tod beider Ehemänner und der Eltern¹⁰³ das Band zur Heimat gänzlich zu zerreißen. Im Dezember 1919 hatte sie nach dem kompletten Abbruch jeder Verbindung, sei es aus Vorahnung, sei es aus Sehnsucht, den Briefkontakt zu ihrer „herzlieben“¹⁰⁴ Auguste Unertl wieder aufgenommen.¹⁰⁵ In zahlreichen Briefen in die ferne Waldheimat schildert die Schriftstellerin ihre prekäre wirtschaftliche Lage in Chicago,¹⁰⁶ kritisiert die gesellschaftlichen Verhältnisse in Europa und den USA offen und mit erstaunlicher Direktheit,¹⁰⁷ wird zur scharfzüngigen Beobachterin und kritischen Zeitchronistin und prangert die katholische Kirche, aus der sie ausgetreten war, an, nicht genug gegen die soziale Ungerechtigkeit zu tun. Trotz ihrer eigenen finanziell angespannten Lage versucht die glühende Anhängerin des Marxismus, zu der sie geworden war, mit Geld und Sachspenden, die Lage in der alten Heimat im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu lindern.¹⁰⁸ Ihre Eigencharakterisierung „Ich bin fürchterlich radikal gesinnt“¹⁰⁹ – 2012 zum Buchtitel avanciert¹¹⁰ – bringt wohl ihre politische Gestimmtheit recht treffend auf den Punkt. Sie versucht, die ferne Heimat, personifiziert durch Auguste Unertl, vom Kommunismus zu überzeugen, den sie mit ebensolcher Überzeugung zu verteidigen und auch zu glorifizieren

¹⁰¹ Vgl. Praxl 2012, S. 215

¹⁰² Kratzer auf: <http://www.sueddeutsche.de/>; vgl. auch Brief an Auguste Unertl vom 15.03.1920: „So heiß sehn ich mich oft nach meinem alten Oberndorf, ich träume noch immer beinahe jede Nacht davon“ (in: EM, hg. von Göttler, Bd. 2, hier S. 233)

¹⁰³ Der Vater Josef Meier (* 19.08.1837) war am 20.03.1911 in Chicago verstorben, die Mutter Emerenz Meier, geb. Raab (* 25.04.1835), am 24.11.1912.

¹⁰⁴ Die Anrede „Meine herzliche Gusti“ findet sich in einer ganzen Reihe von Briefen Emerenz Meiers an Auguste Unertl sowohl vor als auch nach der Emigration (vgl. EM, hg. von Göttler, Bd. 2).

¹⁰⁵ Vgl. EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 440

¹⁰⁶ Emerenz Meier verdient sich – trotz Prohibition – ein wenig Geld mit selbstgebrautem Bier (vgl. Praxl 2008, S. 109).

¹⁰⁷ Vgl. z.B. Brief an Auguste Unertl vom 20.10.1924: „Nicht das Können macht hier den Mann, sondern die Charakterlosigkeit, besonders in der Politik“ (hier zitiert nach Praxl 2012, S. 157)

¹⁰⁸ Vgl. Hamm/Henker/Brockhoff, S. 119

¹⁰⁹ Brief an Auguste Unertl vom 15.03.1920 (hier zitiert nach: Praxl 2012, S. XII)

¹¹⁰ Der von Paul Praxl herausgegebene Band mit dem Untertitel „Die unbekannte Emerenz Meier“ vereint unter dieser Aussage als Motto der Öffentlichkeit bis dato unbekannte Briefe der Dichterin; Praxl hatte 2008 bereits einige davon in der Schriftenreihe des Stadtarchivs Waldkirchen, die im Rahmen der Arbeit eine Rolle spielen wird, publiziert und 2012 im Rahmen der Landshuter Literaturtage den eben erwähnten Band vorgestellt.

versucht: „Liebe Gusti, warum“, schreibt sie beispielsweise am 14.08.1920, „schauderst du denn so vorm Bolschewismus? Glaubst du auch die kapitalistischen Lügen über ihn, vor denen die Zeitungen strotzen?“¹¹¹ Ihre persönliche, innere Gestimmtheit ist derweilen eine andere. Ihre schon zitierte „geistige Unterernährung“¹¹² beklagend, desillusioniert von der Hoffnung auf eine bessere Welt, sieht sie sich auch von der Gesellschaft kaum akzeptiert, ja sogar abgelehnt: „Von meiner eigenen Klasse wie ein Monstrum ausgestoßen, von der nächsten schief angesehen“, ¹¹³ schreibt sie am 25.01.1921 der Waldkirchner Freundin.



Abb. 10: Emerenz Meier mit Katze, einige Jahre vor ihrem Tod,
aufgenommen von ihrem Sohn Joseph (1924)

1926 begibt sie sich, inzwischen schwer erkrankt, für mehrere Monate in die Pflege ihrer Schwester Anna in Kansas City, Missouri, kehrt aber wieder nach Chicago zurück, wo sie im Haus ihrer ebenfalls pflegebedürftigen Schwester Maria Jacklin lebt. Am 08.10.1927 richtet Emerenz Meier vom dortigen Krankenbett aus ihren letzten Brief an Auguste Unertl, in dem sie davon spricht, ihrer „so lange gewaltsam unterdrückte[n]

¹¹¹ Brief an Auguste Unertl vom 14.08.1920 (zitiert nach: EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 243)

¹¹² Brief an Auguste Unertl vom 13.12.1919 (zitiert nach: EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 230)

¹¹³ Brief an Auguste Unertl vom 25.01.1921 (zitiert nach: Praxl 2012, S. 2)

Leidenschaft“,¹¹⁴ der Schriftstellerei, wieder nachgehen zu wollen, gleichzeitig aber ihre frühen Erzählungen und Gedichte verteufelt: „Die alten Jugendgeschichten, noch so kindisch religiös gehalten, sind ja keinen Schuß Pulver wert, ich schäme mich ihrer. Laß die vergessen sein.“¹¹⁵ Dieses Denken mag vielleicht der bedrückenden Situation geschuldet sein, die Emerenz Meier im Haus der Schwester umfängt und von der ein Schreiben Anna Gummingers Auskunft gibt: „Marie¹¹⁶ und Senz hatten ihre beiden Betten beisammen und waren eine der andern gute Gesellschaft in ihrer Krankheit so hat Senz gesehen auch wie sie gestorben ist.“¹¹⁷ Am 12.12.1927 erleidet Maria Jacklin den Erstickungstod,¹¹⁸ woraufhin Joseph Franz („Joe“) Schmoeller die Mutter in sein Haus in der Chicagoer Draper Street 1243 heimholt.

Emma Lindgren-Schmoeller stirbt nach langem Leiden wenige Monate später, am 28.02.1928, im Alter von 53 Jahren infolge einer Nierenentzündung. Anna Gumminger schreibt noch am selben Tag an Auguste Unertl:

*„Obwohl Du erst einen traurigen Brief bekommen hast, mit diesen folgt
ein andrer, nämlich meine Schwester Emerenz ist heute Mittags 11-30
Minuten verschieden, wie mir meine Schwester geschrieben¹¹⁹ sie war
zum erbarmen. – (...) Senz war nicht katholisch, sie wird verbrent werden,
Donnerstag, ich werde aber Geld schicken für Messen thut es ihr nicht
gut soll es zu meinen andern Angehörigen gehen. (...) schönen Gruß an
Deinen Mann tell im unsere Trubel.
Recht vielmals grüßt Dich für heute Deine
Freundin Anna.“¹²⁰*

Einen Tag später erscheint im Auftrag von Joe Schmoeller sowie in Einverständnis mit den beiden verbliebenen Schwestern in der Chicagoer *Abendpost*, deren Abonnentin Emerenz Meier war, eine Todesanzeige mit folgendem Text:

¹¹⁴ Brief an Auguste Unertl vom 08.10.1927 (zitiert nach: EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 408)

¹¹⁵ A.a.O.

¹¹⁶ Gemeint ist Maria („Mary“) Jacklin, geb. Meier.

¹¹⁷ Brief von Anna Gumming, geb. Meier, an Auguste Unertl (zitiert nach: Praxl 2012, S. 203; ohne Datum)

¹¹⁸ Vgl. Praxl 2008, S. 110

¹¹⁹ Gemeint ist Petronilla („Lina“) Maier, geb. Meier, die ebenfalls in Chicago lebte.

¹²⁰ Brief von Anna Gumming, geb. Meier, an Auguste Unertl vom 28.02.1928 (zitiert nach: Praxl 2012, S. 204)

„Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unsere geliebte Mutter und Schwester

Emma Lindgren-Schmoeller

am 28. Februar sanft entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Donnerstag, um 2:30 Uhr nach., von Birrens Kappelle, Lincoln, Southpark und Wellington Ave., nach Graceland Friedhof. Um stilles Beileid bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Joseph Schmoeller, Sohn. Petronella Meier und Anna Gumminger, Schwestern.“¹²¹

Nach der Kremierung wird die Asche der Dichterin, ihrem Wunsch gemäß, von Sohn Joe über dem Grab ihrer Eltern auf dem St. Joseph's Cemetery ausgestreut.¹²²

Wenige Menschen sind es wohl, die der Tod des „armen, unglücklichen Menschenkinde[s]“,¹²³ wie es Hans Carossa in gewohnt pathetischer Manier ausdrückt, ernsthaft betrauern, zu weit und lang scheint sie aus der niederbayerischen Heimat bereits fort und zu wenig angekommen im ungeliebten Amerika, das in ihren Briefen an Auguste Unertl über den sprichwörtlichen grünen Klee zu loben und im gleichen Atemzug wieder zu verdammen aber zugleich ihre eigene, durchaus zwiespältige Stellung zum Land der Emigration beweist. Zu wenig letztendlich schien sie auch mit ihrer literarischen Produktion im Reinen. „Nie hab ich mir eingebildet, daß meine schriftstellerischen Versuche von Wert wären“ heißt es da in einem Brief an die Waldkirchner Freundin vom 27.12.1925, und sie moniert weiter, dass sie „(...) nie Gelegenheit gehabt [hätte], meinen Geist recht zu bilden, mein Wissen und meine Weltkenntnis auf eine Stufe zu bringen, von der aus ein Mensch es wagen kann, andern etwas zu sagen und zu geben“. ¹²⁴ Das darf mit einigem Recht aber sehr wohl bezweifelt werden.

Was Emerenz Meiers literarisches wie geistiges Nachleben anbetrifft, so blieb der frühe Tod der Dichterin also nicht ganz ohne Echo. In beinahe wehmütigen Erinnerungen mag sich nach Überwindung des ersten Schocks – „Die Nachricht vom Tode der Emerenz hat mir einen tüchtigen Schlag versetzt (...)“¹²⁵ – in den Folgejahren und -jahrzehnten der bereits öfters zitierte Hans Carossa ergehen,¹²⁶ zur wirklichen, weniger „wertherisch verstrickten“¹²⁷ Anwältin gegen das Vergessen, zur unermüdlichen Nachlassverwalterin

¹²¹ Chicagoer *Abendpost* Nr. 50 vom 29.02.1928 (zitiert nach: Praxl 2012, S. 205)

¹²² Vgl. Praxl 2008, S. 110, und Peinkofer 1987, S. 21

¹²³ Hans Carossa am 16.03.1929 (in: Carossa, o.S., zitiert in: Berlinger, S. 3)

¹²⁴ Emerenz Meier an Auguste Unertl, 27.12.1925 (zitiert nach: Praxl 2008, S. 2)

¹²⁵ Hans Carossa am 16.03.1929 (in: Carossa, o.S., zitiert in: Berlinger, S. 3)

¹²⁶ Siehe den eingangs dieses Kapitels zitierten Briefauszug Hans Carossas

¹²⁷ So kommentiert Ludwig Rohner in seinem Artikel *Nachprüfung einer Vorliebe* Hans Carossa und seine Art des Schreibens (in: *Die Zeit* vom 06.04.1979)

werden sollte schließlich Auguste Unertl, die der literarischen Hinterlassenschaft der Dichterin, die weit über die heute als Mundartballade schlechthin geltende *Wödaschwülh* hinausreicht, eine eifrige Verwalterin und treue Anwältin bleiben sollte. Zunächst war es wohl Emerenz Meiers beiden Schwestern Petronilla und Anna zu verdanken, dass ein Großteil ihres Nachlass, ihre „Schreibereien“,¹²⁸ noch im Jahr ihres Todes nach Waldkirchen gelangen. Der Schwager Josef Gummingen besucht im Sommer 1928 die alte Heimat und überbringt die vorhandenen Dokumente persönlich nach Waldkirchen.

Unertls 1929 erschienener Aufsatz *Emerenz Meier. Die Dichterin des Bayerwaldes* gab einen entscheidenden Anstoß zur Erinnerung an die fern der Waldheimat Verstorbene. Nach Unertls eigenem Tod 1941 gelangte der Nachlass Meiers zu Max Peinkofer, der sich wiederum seinerseits sehr um ihr Leben und Werk verdient machte, nicht zuletzt durch sein 1954 erschienenenes *Lebensbild*.

Zurück zur eingangs zitierten Renaissance von Leben und Werk der Dichterin. Ihr Lebensweg wurde 1987 und 1991 im Fernsehfilm *Schiefweg* und dessen Kino-Fortsetzung *Wildfeuer* von Regisseur Jo Baier einer breiteren Öffentlichkeit vorgestellt.¹²⁹



Abb. 11: Szenenbild aus *Wildfeuer* mit Anica Dobra als Emerenz Meier und Josef Bierbichler als Alfons Helmberger, der filmischen Figur für Carl Hellmannsberger

¹²⁸ So fragt Anna Gummingen, geb. Meier, in einem Brief an Auguste Unertl vom 06.04.1928 offen „(...) was wir mit Emerenz Schreibereien thun sollen?“ (zitiert nach: Praxl 2012, S. 205).

¹²⁹ Vgl. <http://www.br-online.de/> und <http://www.deutsches-filmhaus.de/>

Das von Monika Drasch initiierte Emerenz-Meier-Projekt tat sein Übriges, die 2005 erschienene CD *Emerenz Meier – out of Heimat. Musikalische und literarische Lebensbilder zwischen Bayern und Amerika* fand großes Interesse, auch im Spiegel der Medien: „(...) weit entfernt von überzogener Expressivität“¹³⁰ liest man zur Vorstellung des Tonträgers, „Gar nicht tümelnd“ titelt die *Süddeutsche Zeitung* anerkennend und fährt fort „„Out of Heimat‘ ist eine der interessantesten, spannendsten, wundersamsten Compilations, die je zu bayerischem Kulturgut erschienen sind“;¹³¹ Mario Kunzendorf findet in der *Mittelbayerischen Zeitung* gar den vielsagenden Untertitel „Volksmusik für Weintrinker“.¹³²

Auch in ihrer niederbayerischen Heimat kommt man nicht mehr so leicht an Emerenz Meier vorbei. Zwar wurde schon 1955 eine Gedenktafel in Oberndorf enthüllt – nicht zuletzt dem im Jahr zuvor erschienenen *Lebensbild* Max Peinkofers geschuldet –, der zum 100. Geburtstag der Dichterin eine in Schiefweg und 1975 eine in Passau folgen sollten und 2007 schließlich ein Denkmal in Waldkirchen.¹³³ Im kollektiven Gedächtnis ihrer Landsleute aber spätestens vollständig (wieder) angekommen ist die Schriftstellerin im Herbst 2008, als am Passauer Donaukai, unweit von ihrer ehemaligen Gastwirtschaft *Zum Koppenjäger*, eine bronzene Emerenz-Meier-Büste, gestaltet von der Bildhauerin Christine Wagner, enthüllt wurde.¹³⁴ Nicht zuletzt trägt die Mittelschule Waldkirchen den Namen der Dichterin, eine kleine Straße neben dem Schiefweger Geburtshaus heißt *Emerenzweg*, auch Passau verfügt über eine *Emerenz-Meier-Straße*. Ein weiterer Schritt wider das Vergessen mag die Tatsache sein, dass seit 2008 die bis dato unbekannten Briefe der Dichterin an ihren Jugendfreund Ludwig Liebl¹³⁵ – eine Schenkung Elin Reismüllers, der Tochter Liebls, an das Stadtarchiv Waldkirchen¹³⁶ – publiziert sind und eine neue Nuance des Blicks auf Emerenz Meier öffnen, 2012 im Band *„Ich bin fürchterlich radikal gesinnt“*, *Die unbekannte Emerenz Meier* erneut vorgelegt und erweitert. Im Emerenz-Meier-Haus in Schiefweg wird mit *Born in Schiefweg* der Dichterin nicht nur nicht gedacht, sondern ihr ein bleibendes Denkmal geschaffen, wodurch sich ein Aphorismus Georg Christoph Lichtenbergs – „Die meisten Poeten kommen erst nach ihrem Tode zur Welt“¹³⁷ – beweist. Von einer Renaissance zu sprechen, die das Stadium des Bescheidenen

¹³⁰ Landshuter Zeitung vom 17.12.2005, zitiert nach: <http://www.emerenz-meier.de/html/rezension03.html>

¹³¹ Süddeutsche Zeitung vom 22.12.2005, zitiert nach: <http://www.emerenz-meier.de/html/rezension02.html>

¹³² Mittelbayerische Zeitung vom 27.12.2005

¹³³ Vgl. Praxl 2012, S. X

¹³⁴ Vgl. Rabenstein, S. 8, Gozzer, S. 39

¹³⁵ Vgl. Praxl 2008, S. 106

¹³⁶ Vgl. a.a.O., S. 11, 18ff.

¹³⁷ Duden Bd. 12, S. 572

inzwischen übersteigt, ist durchaus angebracht, eine Wieder-Geburt im Sinne des Wortes, ein Zur-Welt-Kommen im Sinne Lichtenbergs. Umso schöner, dass dies gerade in der niederbayerischen Heimat der Dichterin geschieht, spätestens seit die Landshuter Literaturtage 2012 Leben, Wirken und Schaffen Emerenz Meiers in den Mittelpunkt gestellt haben – nicht nur dasjenige einer Schriftstellerin namens Meier, sondern das von „unserer Emerenz“.¹³⁸



Abb. 12: Emerenz-Meier-Büste am Passauer Donaukai

3.2 Ihre Stellung in der Literaturgeschichte Altbayerns im Allgemeinen und Niederbayerns im Besonderen

Zunächst ist festzuhalten, dass die sog. „deutsche“ Literatur – diesem Begriff mag etwas Nationales, Einheitliches anhängen, was seinem Inhalt jedoch in keiner Weise gerecht wird – ein Konglomerat bildet aus verschiedenen regionalen Literaturen, deren jeweilige Tradition, wenn auch im beinahe gesamten deutschen Sprachraum mit ähnlichen Tendenzen und Entwicklungslinien, eine lange ist. Überregional bedeutsame Autoren mögen durchaus in die literarische Historie einer gesamtdeutschen¹³⁹ Überlieferung eingegangen sein, die

¹³⁸ Auf Karl Weiß-Schrattenthal wurde in diesem Zusammenhang bereits verwiesen.

¹³⁹ Auf die Problematik des Begriffs „gesamtdeutsch“, besonders in den Jahrzehnten der Existenz zweier deutscher Staaten und nach der Wiedervereinigung, kann hier nicht eingegangen werden.

Eigenständigkeit der Literaturlandschaft und Literaturgeschichte Bayerns¹⁴⁰ bleibt und blieb dennoch erhalten. Diese ist nicht mit dem ohnehin reichlich negativ konnotierten Vorwurf des Provinzialismus zu attribuieren, die Eigenständigkeit speist sich eben aus regional bedeutsamen Autorinnen und Autoren, deren Beitrag zur Literatur eines Teiles Deutschlands ein wichtiger, ein bedeutender ist. Hierbei sind aus dem 19. Jahrhundert zweifellos Granden wie Franz von Kobell (* 19.07.1803 München † 11.11.1882 München), Ludwig Thoma (* 21.01.1867 Oberammergau † 26.08.1921 Tegernsee), Georg Britting (* 17.0.1891 Regensburg † 27.04.1964 München), Lena Christ (* 30.10.1881 Glonn † 30.06.1920 München) zu nennen – Emerenz Meier unter sie zu zählen, ist, wie zu zeigen sein wird, nur recht und billig; schäfstens widersprochen werden muss an dieser Stelle schon Winkler, wenn er anlässlich des Erscheinens der Werksausgabe 1992 in der *Zeit* schreibt: „Hier ist eine Schriftstellerin zu entdecken, die zwar nicht an Ludwig Thoma oder Oskar Maria Graf heranreicht, aber doch in die Nähe von Lena Christ gehört“.¹⁴¹ Meier und Thoma über einen Kamm zu scheren, liegt dem aufmerksamem Leser per se schon fern, zu unterschiedlich ist ihrer beider Art, Literatur zu schaffen; Emerenz Meier dadurch abzuwerten und mehr in die Nähe Lena Christs zu rücken, würde der gebürtigen Glonnerin nicht gerecht werden. Sie nimmt eine Sonderstellung innerhalb der bairischen¹⁴² Literatur ein, stellt eine Schriftstellerin dar, deren öffentlicher Erkennens- und Entdeckensprozess erst viele Jahre nach ihrem Tod eingesetzt hat und deren Werk aus einem anderen Blickwinkel heraus betrachtet werden muss als beispielsweise dasjenige eines Ludwig Thoma.¹⁴³

Aus Gründen der Vollständigkeit muss historisch-exkursorisch an dieser Stelle in gegebener Kürze angemerkt werden, dass man vor dem Beginn der eigentlich literarischen Mundartdichtung – wir bewegen uns hier noch im 17. und 18. Jahrhundert – nur lokale Gelegenheitsdichtung und mundartliche Volkslieder kannte,¹⁴⁴ bevor es im 19. Jahrhundert, „im Kontext der (...) Besinnung auf eine ursprüngliche und unnormierte Sprache (...)“,¹⁴⁵ zu einer bewussten Dialektdichtung kam.¹⁴⁶ Dies ist als gesamtdeutsches Phänomen anzusehen,

¹⁴⁰ Der Begriff *Bayern* ist in diesem Zusammenhang mit Altbayern gleichzusetzen in seinen historischen Grenzen vor dem Frieden von Teschen 1779 (Verlust des Innviertels und Salzburgs nach dem als „Zwetschenrummel“ – man beachte die österreichische Schreibweise – oder „Kartoffelkrieg“ bekannt gewordenen Bayerischen Erbfolgekrieg); hierzu ist jedoch auch die Oberpfalz zuzuziehen, wenngleich bis 1628 zur Rheinpfalz gehörig, als historischer Nordgau allerdings eindeutig zu Altbayern zu zählen (vgl. Kraus, S. 240ff., 358f.). Auf die geringfügigen Überlappungen Altbayerns mit den heutigen Regierungsbezirken Schwaben, Oberfranken und Mittelfranken sei hier lediglich verwiesen.

¹⁴¹ Winkler in: Die Zeit vom 08.05.1992

¹⁴² Die Schreibung erfolgte hier bewusst mit <ai>.

¹⁴³ Dessen literarische Qualität soll in keiner Weise bestritten werden.

¹⁴⁴ Vgl. Hoffmann/Berlinger, S. 12.

¹⁴⁵ Pörnbacher, S. 869.

¹⁴⁶ Ein Maurus Lindemayr im 18. Jahrhundert darf für den bairischen Sprachraum dabei freilich nicht vergessen werden, allerdings stellt er mehr einen Einzelfall für seine Zeit dar, die noch keine Mundartdichtung im

Hans Pörnbacher verweist auf Klassiker wie Johann Peter Hebel (1760-1826) für den alemannischen, Johann Konrad Grübel (1736-1809) für den oberostfränkischen, Fritz Reuter (1810-1874) für den niederdeutschen Raum, für das damalige Königreich Bayern auf Franz von Kobell.¹⁴⁷ Möchte man die Entwicklung für den bairischen Sprachraum früher ansetzen, kommt man zu der Gedichtsammlung des Tirolers Karl von Lutterotti (1793-1872), den *Liedern in bayerischer Mundart* von Nikolaus Sturm (1760-1816),¹⁴⁸ vielleicht zum eben in einer Fußnote erwähnten Maurus Lindemayr (1723-1783). Der bereits zitierte Franz von Kobell, Verfasser der ersten bairischen Mundarterzählungen, schafft mit seiner Kunstprosa einen großen Schritt in der bewussten Mundartdichtung, der Sprung in die literarische Moderne hingegen ist später im 19. Jahrhundert anzusetzen – einer Zeit, da auch mehr und mehr Frauen an der Literaturproduktion beteiligt sein werden.

Zurück zu Emerenz Meier: Michaela Karl beginnt ihren Aufsatz über die Bayerwald-Schriftstellerin mit „Bayern um die Jahrhundertwende“¹⁴⁹ ist reich an ungewöhnlichen Frauen, vor allem an talentierten Literatinnen. Nicht nur die Stadt bringt derartige Begabungen hervor, nein, gerade das Land (...).¹⁵⁰ Sie spricht damit einen wichtigen Aspekt der bayerischen Literaturgeschichte an. Es sind gerade Frauen, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts als literarische Begabungen von besonderem Rang in Erscheinung treten. Die schon erwähnte Lena Christ, deren größte schriftstellerischen Leistungen die *Erinnerungen einer Überflüssigen* (1912) und *Die Rumpplhanni* (1916) sind, ist mit die bekannteste unter ihnen. Aber auch Franziska Hager (* 22.06.1874 Traunstein † 17.09.1960 München), Mechtilde Lichnowsky, geb. Gräfin von Arco-Zinneberg (* 08.03.1879 auf Schloss Schönburg bei Pocking † 04.06.1958 London) und Franziska Reiß (* 03.08.1881 Schwindkirchen † 25.02.1965 Fürstenfeldbruck) müssen in dieser Reihe genannt werden.

Emerenz Meier nimmt zweifelsfrei eine Sonderstellung ein, die bereits ihre Erstlingserzählung *Der Juhschroa* deutlich vor Augen führt. Feinsinnige Betrachtungen, autobiographisch unterfüttert, ein Erzählduktus, frei von jeder Verklärung oder Überhöhung, bilden das Fundament einer gelungenen Erzählung von authentischem Wert, die die Biographie einer von Grund auf eigentlich armen Seele darstellt, eingebettet in den sprachlichen wie geographischen Hintergrund der Waldheimat – und das, was das

eigentlichen Sinne kannte. Nichtsdestotrotz stellt gerade er für den Bereich des Bairischen ein gewisses Kontinuitätsglied insoweit dar, als von einer Dichtung in, wie es im Zitat von Pörnbacher lautet, unnormierter Sprache durchaus, wenn auch vereinzelt, also schon vor dem 19. Jahrhundert gesprochen werden darf. Aspekte wie die mittelalterliche Dichtung bleiben von diesen Überlegungen noch unberührt (vgl. hierzu z.B. den Prolog in Kasper 2013).

¹⁴⁷ Vgl. a.a.O.

¹⁴⁸ Vgl. Hoffmann/Berlinger, S. 84

¹⁴⁹ Selbstverständlich ist damit die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert gemeint.

¹⁵⁰ Karl 2008, S. 67

Bemerkenswerte an der Erzählung ist, eben „gar nicht tümelnd“,¹⁵¹ um zum zweiten Mal die *Süddeutsche Zeitung* zu zitieren. Wenn in der Neueren deutschen Literaturwissenschaft Georg Büchners Novelle *Lenz* bisweilen als Beginn der Moderne gehandelt wird,¹⁵² kann *Der Juhschroa* mit Fug und Recht als Beginn der modernen bairischen Literatur gelten. Dass es sich bei deren Verfasser zum einen um eine Frau, zum anderen um eine aus ländlichem Umfeld stammende, handelt, ist umso bemerkenswerter. Emerenz Meiers literarischer Wert wird vielleicht noch deutlicher, wenn man ihre bekannteste lyrische Schöpfung betrachtet, die *Wödaschwüln*. Diese Ballade, die sprachgewaltig, monumental, von kraftstrotzender Größe daherkommt, hat in der Lyrik Altbayerns kaum ein Pendant. Auf ähnlich eindringliche Weise wie sie dringt vielleicht in Zephyrin Zettls *Noutschroa* das verzweifelte Innerste eines lyrischen Ich nach Außen, gewaltig, unmittelbar, von einschlagender Drastik und Dramatik. Was an dieser Stelle Autoren bairischer Zunge von anderen unterscheidet, bringt Bernhard Setzwein im *Bayerischen Feuilleton* im Radioprogramm des Bayerischen Rundfunks treffend auf den Punkt: Die Eigenschaft der Schriftsteller nämlich, gerade nicht im Elfenbeinturm zu wohnen,¹⁵³ die Nonexistenz von Durchgeistung und Intellektualisierung von Literatur, wie es noch im Poetischen Realismus der Fall war, stattdessen die Nähe zum Leben, zur realen Lebenswelt ihrer Schöpfer, die zweifelsfrei erst durch die Mundart entstehen kann.

Nach diesen Ausführungen zur Literatur Bayerns im Allgemeinen nun zu Niederbayern im Besonderen. Die Literaturlandschaft Niederbayerns, die innerhalb Deutschlands, so Walter Seifert, als „durchaus eigenständig“¹⁵⁴ gelten kann, hat mit Emerenz Meier also zweifelsfrei eine ihrer größten schriftstellerischen Begabungen des endenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts hervorgebracht. Ihr einziges Buch war zu Lebzeiten kein kommerzieller Erfolg und wurde als Heimatdichtung vermarktet, was es aber eben „in wesentlichen Aspekten nicht [ist]“.¹⁵⁵ Zu sehr ist das kritische Auge der Verfasserin auf dargestellte Zustände und, wenn auch zum Großteil fiktive, Zeitgenossen gerichtet, nicht volkstümelnd ihr Stil, nicht mehr der Tradition eines poetisch-poetisierenden Realismus¹⁵⁶ verhaftet ihre Art zu schreiben. Insoweit nimmt Emerenz Meier natürlich erneut eine exponierte Stellung in dieser eigenständigen Literaturlandschaft ein, darüber hinaus kommt ihr als Frau – sieben Jahre älter als ihre

¹⁵¹ Süddeutsche Zeitung vom 22.12.2005, zitiert nach: <http://www.emerenz-meier.de/html/rezension02.html>

¹⁵² Vgl. Simonis, S. 526: Die Autorin weist im Zusammenhang mit Begriff und Rezeption der literarischen Moderne u.a. auf die verstärkte Reflexion eines gesellschaftlichen Moments hin und erwähnt neben Georg Büchner an erster Stelle exemplarisch Victor Hugo, Alfred Döblin, Paul Valéry, Paul Éluard und André Breton; vgl. hierzu auch: Goltschnigg, S. 171f..

¹⁵³ Vgl. Setzwein im *Bayerischen Feuilleton*, gesendet am 19.03.2011 im Radioprogramm *Bayern2*.

¹⁵⁴ Seifert in: Weber, S. 569

¹⁵⁵ Wickham 2004, S. 212

¹⁵⁶ Bei Emerenz Meier erübrigt es sich hierbei, um im Duktus der literaturwissenschaftlichen Forschung zu bleiben, gar von einem „Bürgerlichen Realismus“ zu sprechen; die Kleinschreibung von „poetisch“ in diesem Zusammenhang liegt daran, dass hier nicht von der ebenfalls zitierten literarischen Epoche die Rede ist.

oberbayerische „Cousine“ Lena Christ – eine ebenso herausragende Position zu. In einer ausschließlich männlich-patriarchalisch geprägten Gesellschaft und Welt wurde sie gerade von diesen gefördert und unterstützt,¹⁵⁷ sähe man an diesem Punkt kurz von ihrer mitunter größten Freundin und Mäzenatin Auguste Unertl ab, deren Hauptarbeit mit dem Verwalten des literarischen Nachlasses einsetzte. Insoweit ist sie ebenso als Vorreiterin auf dem Gebiet der literarisch tätigen Frauen Altbayerns zu sehen und mit ihrem Schaffen zugleich als „Vorläuferin der Neuen Mundartdichtung“.¹⁵⁸ Emerenz Meiers Texte, unbestritten von ihrer hohen literarischen Qualität geprägt, können und müssen in ihrer so unverblümt formulierten und erzählenden Form als Zeitdokument gelten, das nicht nur eine über Jahrhunderte gewachsene bäuerlich-rurale Kultur dokumentiert, sondern auch in der neuen Umgebung der Vereinigten Staaten ein Sozialporträt von zwar leiser, aber nicht weniger eindringlicher Stimme aufbietet.

Die Prosa ist ein Teil, weswegen Emerenz Meier als Vorläuferin der Neuen Mundartdichtung gilt, wie Wickham konstatiert.¹⁵⁹ Von besonderer Prägekraft ist auch ihre Lyrik, und hier muss erneut die *Wödaschwüln* hervorgehoben werden. Die bewusste Verwendung von Dialekt zum Produzieren von Literatur entspringt bei dieser Ballade eben nicht einem künstlerischen Impetus, sondern einem realismusfundierten, im Versuch der Schaffung von Authentizität verankerten. Nicht in Mundart verfasst, wäre keine so eindeutige Aussage des Gedichts möglich gewesen, keine Einprägsamkeit, kein so eindrücklicher Wider- und Nachhall im Kopf des Rezipienten. Der künstlerische Wert des Dialekts wird erst im Nachhinein deutlich. Dies steht aber nun, wie schon angedeutet, im Gegensatz zu zwei Wegen der neueren Literaturgeschichte: Zunächst zu dem der avantgardistischen Literatur der 60-er Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Diese hatte, schon beginnend 1959 mit Friedrich Achleitner (* 1930), H.C. Artmann (1921-2000) und Gerhard Rühm (* 1930)¹⁶⁰ und aufbauend auf der Konkreten Poesie eines Eugen Gomringer, der Mundart einen per se künstlerischen Wert beigemessen¹⁶¹ und eine Brücke von der Avantgarde zur Volkstümlichkeit geschlagen.¹⁶² Auf der anderen Seite steht die Gegenwartsliteratur mit ihren Tendenzen. Treffend erscheint die These, Lyrik sei heutzutage nicht mehr politisch, wobei hiermit Gedichte mit „parteipolitischer, gar agitatorischer Absicht“¹⁶³ gemeint sind. Aber muss das bedeuten, dass

¹⁵⁷ Man denke an den Literaturprofessor Karl Weiß-Schrattenthal oder den bayerischen Prinzregenten Luitpold.

¹⁵⁸ Wickham 2002, S. 253 (Titel des Aufsatzes)

¹⁵⁹ Vgl. a.a.O., S. 212

¹⁶⁰ Beispielhaft hierfür steht der Band *hosn, rosn, baa* von 1959.

¹⁶¹ Vgl. Daschner, S. 10

¹⁶² Vgl. Fritsch, S. 50

¹⁶³ Tegzess, S. 6

Lyrik vor 1975¹⁶⁴ politischer war als nach dieser Zäsur bzw. ist seitdem eine politische Tendenz nicht mehr auszumachen? Die Überlegungen auf Basis von parteipolitischer und agitatorischer Intention getätigt, sicherlich. Ausgehend von einer interpretatorisch weder rein linear-analytisch noch rein textimmanent angelegten Sichtweise von Poesie, muss festgehalten werden, dass politische Positionierung durchaus enthalten sein kann,¹⁶⁵ unabhängig von einer rein als solchen angelegten Lyrik. Dies ist in der Gegenwartsliteratur ebenso wie es an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert der Fall war. Politische Tendenzen lassen sich freilich in Emerenz Meiers frühen Texten, wenn überhaupt, nur implizit nachweisen. Spätestens aber seit ihrer Emigration ist auch sie zum homo politicus geworden, was literarisch seine Verarbeitung findet. Politisch zu verstehende Botschaften in ihren Gedichten sind zweifelsfrei erkennbar, die gerade der Auswanderungserfahrung und derjenigen im selbstgewählten US-amerikanischen Exil geschuldet sind. Ihre Kritik am Kapitalismus, durch den sie auch zur Sympathisantin des Marxismus wurde,¹⁶⁶ ließ auch eine etwa ein Jahrzehnt anhaltende Entfremdung zu ihrer Freundin Auguste Unertl und somit auch zur fernen Heimat entstehen. Wenn diese Entwicklung auch keine dezidierten politischen Äußerungen in ihren Gedichten oder gar eine rein politische Lyrik entstehen ließ, so sind Tendenzen trotzdem auszumachen, ohne an dieser Stelle der Literaturwissenschaft vorgreifen zu wollen.

Insoweit ist die These Wickhams, Meier eine wichtige Sonderstellung in der bayerischen Literaturgeschichte einzuräumen, nur zu bejahen. Emerenz Meier steht zweifelsfrei an der Spitze einer Entwicklung, die als *Neue Mundartdichtung* bezeichnet werden kann. Inhaltliche Aspekte mögen das Eine sein, schwerer wiegt die sprachliche Komponente ihrer Literatur. Eine Selbstverständlichkeit in der Verwendung von Dialekt ohne primär künstlerischen Impetus hat sie begründet, einen gewaltigen, einprägsamen Sprachduktus geschaffen, der allein von der Mundart lebt, weit ab von erst später sich entwickelnden Tendenzen einer Stigmatisierung von Dialektliteratur als Heimattümelei, von einer künstlerischen oder pseudo-folkloristischen Instrumentalisierung der Mundart. Betrachtet man ihre bevorzugten Themen – gerade derjenigen Texte, die in Bayern entstanden sind – muss man die These der

¹⁶⁴ Die hier zitierte Autorin sieht mit Peter Rühmkorfs (1929-2008) *Mailied für junge Genossin* die durch die deutschen Dichter selbst vollzogene Beendigung politischer Lyrik, was den Eindruck eines punktuellen Ereignisses erwecken könnte (vgl. a.a.O.). Hierbei muss angemerkt werden, dass nicht Rühmkorf allein eine Entpolitisierung von Lyrik forderte; Lamping weist in diesem Zusammenhang auf bereits früher geforderte Loslösung des Gedichts vom Politischen durch Theodor W. Adorno hin sowie auf die Distanzierung von aller Politisierung der Poesie des Adorno-Schülers Hans Magnus Enzensberger 1962 (vgl. Lamping, S. 327f., wo im Folgenden ebenfalls Rühmkorfs Gedicht zitiert wird).

¹⁶⁵ Es wurde hier ganz bewusst auf das Modalverb *können* zurückgegriffen und nicht auf *müssen*, um nicht den Anschein von Ausschließlichkeit herzustellen.

¹⁶⁶ Ähnliche Tendenzen lassen sich auch bei anderen Schriftstellern nachweisen, etwa beim bekennenden Kommunisten Bertolt Brecht, aber auch bei Lion Feuchtwanger oder Heinrich Mann.

Vorläuferin einer Neuen Mundartdichtung sogar noch erweitern. Es liegen mit ihrem Werk, wie bereits erwähnt, Porträts vor, Dokumentationen, allerdings einer traditionellen Sozial- und Ordnungsstruktur, die sich am Ende des 19. Jahrhunderts bereits in einem Auflösungsprozess befand und die somit „aus letzter Hand“¹⁶⁷ gezeigt wird. Insoweit nimmt Emerenz Meier in gewisser Weise sogar eine Scharnierstellung ein zwischen einer Mundartliteratur ganz traditioneller Ausgestaltung im Geiste realistischer Prägung¹⁶⁸ und einer der literarischen Moderne bereits verpflichteten, naturalistisch zumindest angehauchten, wenn auch nicht derart radikal wie im Sinne Arno Holz’.

In gewisser Hinsicht hat Emerenz Meier darüber hinaus sogar eine Schlüsselposition inne, die sich aus ihrer Bedeutung für die Mundartdichtung speist und vor deren Hintergrund sich ihre Bedeutung auch in Bezug auf aktuelle Tendenzen erklärt. Diese Position macht sie wichtig für die bayerische Literaturgeschichte und in gleicher Weise als Botschafterin des Bairischen. Aber noch ein Stück weit mehr ist festzuhalten: Emerenz Meier wird qua Sprache ebenso Mittlerin einer vox populi. Ein Großteil ihrer Figuren, gerade in den Erzählungen und der Novelle, die in *Aus dem bayrischen Wald* erschienen, transportiert seine alltäglichen Sorgen, die soziale Wirklichkeit der Zeit, bisweilen auch eine Anprangerung von Ungerechtigkeiten über das unmittelbare Medium der Sprache, genauer noch: der Volkssprache. Insoweit muss Emerenz Meier auch im Bereich einer naturalistisch basierten, nicht realistisch verklärten oder verklärenden Dichtung als Porträtistin ihrer Zeit eine Sonderstellung eingeräumt werden. Was Friedrich Leonhard von Soltau (1800-1846) bereits 1836 für Volkslieder formuliert hat, dass diese nämlich einen „poetischen Geschichtsspiegel, (...) eine historische vox populi [repräsentieren], die ferner Geschichtsschreiber nicht unberücksichtigt lassen dürften“¹⁶⁹, kann also auch auf Meier zutreffen, ihre Stellung als Zeitkorrespondentin und -chronistin im Gewand der Literatur, ohne dabei zur reinen *Dialektschriftstellerin* im Sinne der unter 2.4 gebrachten Definition zu verkommen. Mundart ist und bleibt bei ihr beides: Kunstmittel vielleicht, aber viel mehr noch und in erster Linie Entstehungsgrund ihrer Literatur überhaupt.

¹⁶⁷ Praxl 2008, S. 5

¹⁶⁸ Dies meint hier *realistisch* durchaus im Sinne der literarischen Epoche.

¹⁶⁹ Soltau, zitiert nach König 2009, S. 177

4 Sprachlich-dialektologische Analyse des Corpus

4.1 Definition und Trennung der Begrifflichkeiten *latenter Dialekt* und *evidenter Dialekt*

Für die Verknüpfung von Hochsprache und Dialekt hat im Rahmen eines Referats zur 6. Arbeitstagung für bayerisch-österreichische Dialektologie 1995 Hans Ulrich Schmid den Begriff *latenter Dialekt* geprägt. Er konstatiert, „dass es Sprachverwendungen gibt, die weder eindeutig standardsprachlich sind noch eindeutig dialektal“, ¹⁷⁰ dass sich Texte also nicht zwangsläufig an gültigen Normen und Regeln der deutschen Standardsprache orientieren müssen. Anhand von Beispielen in Prosatexten bayerischer „Klassiker“ wie Oskar Maria Graf, Ludwig Thoma und Lena Christ konnte er belegen, dass manche Sätze „mundartlich geprägt [sind], selbst wenn sie keine Dialektform und kein Dialektwort enthalten“. ¹⁷¹ In solchen Fällen ist von „latenter“ Mundart zu sprechen „mit Bezug auf Wortbildungsmuster, Wortbedeutungen, syntaktische Konstruktionen und syntaktische Wendungen“. ¹⁷² Die Folge hieraus ist jedoch keine qualitative Abwertung entsprechender Werke, ihre Literarizität bleibt unangetastet. Es bedeutet lediglich, dass, wie es Gerlinde Groitl formuliert, „selbst in einem formal standarddeutschen Text durch dialektal geprägte (...) Strukturen (...) Lokalkolorit geschaffen werden kann“, ¹⁷³ unbenommen, ob absichtlich oder nicht. Bei den Werken zitierter Autoren handelt es sich meist um Dorfgeschichten, Bauernromane und autobiographische Erzählungen, „die größtenteils in dörflicher Umgebung handeln“ ¹⁷⁴ und somit mittels ihrer Sprachform Authentizität vermitteln.

Den im Folgenden erwähnten Befunden in den hier behandelten Texten von Emerenz Meier und weiterer Autoren soll diese Definition von „latentem Dialekt“ zugrunde liegen. Bei der Analyse der Erzählerreden wird auf dialektgebundene lexikalische, morphologische und syntaktische Phänomene eingegangen, ebenso auf die erscheinenden Eigennamen. Obgleich es sich nicht bei allen Erzählungen Emerenz Meiers um solche aus dem bäuerlich geprägten Kulturkreis handelt, namentlich bei einigen in den USA verfassten, lassen sich trotzdem, wie zu zeigen sein wird, latent dialektale Strukturen feststellen. In den behandelten Gedichten und Briefen ist dies ebenso der Fall.

¹⁷⁰ Schmid 1995, S. 113

¹⁷¹ A.a.O., S. 114

¹⁷² A.a.O.

¹⁷³ Groitl, S. 153

¹⁷⁴ Schmid 1995, S. 119

4.2 Erzählungen aus dem einzigen Buch der Autorin: *Der Juhschroa*, *Der Brechelbrei* und *Die Madlhüttler*

4.2.1 Die Titel

Bevor mit einer eingehenden Analyse der Erzähltexte der Prosawerke *Der Juhschroa*, *Der Brechelbrei* und *Die Madlhüttler*¹⁷⁵ begonnen wird, seien zunächst deren Titel betrachtet. Bereits hier fallen regionale Besonderheiten und Direktanzeigen für Dialekt auf, als erstes der bairische Diphthong /ɔə/¹⁷⁶ in *Juhschroa*, der zurückgeht auf das mittelhochdeutsche Phonem /εɪ/¹⁷⁷ und „als das prominenteste lautliche Kennzeichen des Bair[ischen]“¹⁷⁸ gilt. Eine weitere direkte Dialektanzeige ist das Verb *brecheln*, hier als erste unmittelbare Konstituente des Determinativkompositums im Titel *Brechelbrei*¹⁷⁹ vorhanden. Es bezeichnet das Auslösen der Flachsfasern mit Hilfe einer Brechel, ehemals zum alljährlichen Erntegeschäft gehörig.¹⁸⁰ Das zusammengesetzte Substantiv bezeichnet die Mahlzeit, die alle Beteiligten für gewöhnlich nach Beendigung dieser Arbeit gemeinsam einnahmen. *Brecheln* samt zugehörigem Substantiv taucht im Text noch weitere sieben Male auf: in substantivierter Form bei *die eigentliche Zeit des „Brechelns“* (DB, S. 35), die Tätigkeit des Flachsbrechens, von der Autorin in Anführungszeichen gesetzt, um auf die Mundartlichkeit des Ausdrucks direkt hinzuweisen. Darüber hinaus erscheinen die Komposita *Brechweiber* (DB, S. 35), *Brecherinnen* (DB, S. 39), *Brechschnitten* sowie *Brecheltanz* (DB, S. 42). Auffallend ist hier allerdings, dass die erste Konstituente, die, gemessen an der morphologischen Eigenheit des Basismorphems zu *brecheln*, {brechel-}, auch in verkürzter Form als {brech-} auftreten kann. Da semantisch keine Unterschiede festzustellen sind, können diese Formen also scheinbar direkt nebeneinander stehen und austauschbar sein. Sie stammen eindeutig aus dem mündlichen Sprachgebrauch des bäuerlichen Milieus und deuten auf die etymologische Verwandtschaft des Mundartverbs *brecheln* mit *brechen* hin, was dialektal ebenso vorhanden ist. Zudem findet sich hierfür ein weiterer Beleg in einer anderen Kurzgeschichte Emerenz Meiers, *Der Juhschroa: Es [Das Hanserl Enzl] half wohl allezeit arbeiten in Haus und Feld, tanzte mit beim Ernte-, Rüben- und Brechtanz, doch mehr als alles liebte es die Zurückgezogenheit* (DJ, S. 28).

¹⁷⁵ Im Folgenden werden die Erzählungen, alle entnommen der Bleibrunner/Fuchs-Ausgabe *Aus dem Bayerischen Wald*, bei Zitangaben abgekürzt mit „DJ“ (*Der Juhschroa*; vgl. S. 23-34), „DB“ (*Der Brechelbrei*; vgl. S. 35-46) bzw. „DM“ (*Die Madlhüttler*; vgl. S. 47-60).

¹⁷⁶ Zu Existenz und Artikulation bairischer Diphthonge im Allgemeinen vgl. Bannert, S. 13, Merkle, S. 11, und Steininger, S. 16

¹⁷⁷ Vgl. Merkle, S. 11, und Zehetner 1985, S. 81

¹⁷⁸ Renn/König, S. 57

¹⁷⁹ Ebenso im Erzähltext vorkommend, vgl. DB, S. 35.

¹⁸⁰ Vgl. Zehetner 2005, S. 80

Der Titel der dritten Erzählung ist ebenfalls dialektal. Zunächst handelt es sich bei *Madlhüttler*¹⁸¹ um eine Suffixbildung zu *Madlhütte* und bezeichnet die Bewohner des so benannten Gebäudes. Das Nominalsuffix {-ler} findet zwar auch in der Standardsprache Verwendung,¹⁸² auffällig ist hier aber der eindeutig mundartliche Hausname *Madlhütte* als Derivationsbasis, dessen erster Teil die mundartliche Entsprechung von *Mädchen* darstellt,¹⁸³ der überdies in der Bezeichnung *Madlberg(es)* (DM, S. 47) vorkommt. Es scheint so zu sein, als ob sich der Hausname *Madlhütte* vom nahe gelegenen *Madlberg* ableitet, einer Erhebung, die nahe des Dorfes Kreuzberg bei Freyung gelegen ist.¹⁸⁴ Dieser Ort befindet sich immerhin etwa 15 Kilometer von Schiefweg entfernt, weswegen eine Entsprechung des in der Erzählung genannten Berges mit diesem nur vermutet, nicht aber bewiesen werden kann.¹⁸⁵

4.2.2 Dialektbefunde in den Erzähltexten

4.2.2.1 Lexik

Trotz der scheinbaren Standardsprachlichkeit der Erzähltexte lässt sich an zahlreichen Beispielen aus dem Bereich der Wortwahl latenter Dialekt feststellen. Wie bereits angesprochen, spielt sich die Handlung der hier im Mittelpunkt stehenden Erzählungen jeweils in bäuerlich-ländlicher Umgebung ab. Entsprechend häufig erscheinen daher Ausdrücke aus dem agrikulturellen Soziolekt.¹⁸⁶ In erster Linie werden Berufsgruppen auf einem Bauernhof mit Dialektwörtern bezeichnet. So ist *Baumann* (DB, S. 42) der Pferde- oder Oberknecht.¹⁸⁷ *Dirn* (DB, S. 35, 36) im Sinne von ‚Magd‘, bzw. *erste Dirn* (a.a.O.) für ‚erste Magd‘,¹⁸⁸ kommt wiederholt vor, was keinen pejorativen Sinn, sondern die ursprüngliche Bedeutung des mittelhochdeutschen *diern(e)*, nämlich ‚Magd‘, ‚Dienerin‘ oder allgemein ‚Mädchen‘,¹⁸⁹ bewahrt hat. Darüber hinaus lässt sich das Substantiv im

¹⁸¹ Ebenso im Erzähltext vorhanden: vgl. DM, S. 48, 50

¹⁸² Duden Bd. 4, S. 525 (§ 943) nennt im Bereich „Bildungen, die Personen nach einem (im Basiswort genannten) Zugehörigkeits- bzw. Herkunftsbereich bezeichnen“ als Beispiele u.a. *Gewerkschaftler*, *Provinzler*, *Südstaatler*, *Postler*.

¹⁸³ Vgl. Zehetner 2005, S. 234

¹⁸⁴ Vgl. Dillinger, S. 37

¹⁸⁵ Erschwerend kommt hinzu, dass ein im weiteren Text enthaltener Hinweis auf eine geographische Lokalisierung der Handlung, derjenige auf einen Ort namens „Heinzelmühle“, nicht geklärt werden konnte, worauf bei der Analyse der Nomina propria der drei Prosawerke noch eingegangen werden wird.

¹⁸⁶ Zur Abgrenzung von Standardvarianten nach sozialen Kriterien siehe Ammon 1995, S. 82, und Ammon 1998, S. 313ff.

¹⁸⁷ Vgl. Zehetner 2005, S. 64f.

¹⁸⁸ Vgl. DB, S. 35, Anm. 2

¹⁸⁹ Vgl. Hennig, S. 53; siehe hierzu auch: Paul 1935, S. 110, Sanders 1910, S. 146, sowie Zehetner 2005, S.

Juhschroa und im *Brechelbrei* finden: *das Merkmal einer flotten Dirn* (DJ, S. 28) bzw. das Determinativkompositum *Betteldirn* (DB, S. 42). Hierbei allerdings ist jeweils nicht etwa von einem weiblichen Dienstboten die Rede, sondern von einer unverheirateten Frau¹⁹⁰ im Gegensatz zum *Burschen*.¹⁹¹

Begibt man sich auf der hierarchischen Stufenleiter der bäuerlichen Sozialordnung weiter nach unten, erreicht man beispielsweise den *Fütterer* (DJ, S. 25),¹⁹² für das Versorgen des Viehs zuständig, oder die *Infrau* (DB, S. 36, 37, 38). Mit dem Dialektbegriff *Infrau*¹⁹³ wurden weibliche verheiratete Dienstboten bezeichnet, „die im Inhäusl neben dem Hof wohnten; ihnen war Kleintierhaltung und Feldanbau zu eigenen Nutzen erlaubt“. ¹⁹⁴ Zeitweise auf einem landwirtschaftlichen Anwesen leben konnte – nun erreicht man die unterste Stufe der dörflichen Gesellschaft – eine *Quartiererin* (DJ, S. 23, 24, 25, 43) wie die Figur der Hanserl Enzl im *Juhschroa*. Dieses eindeutig dialektale, in der heutigen Sprachrealität des bairischen Raums inzwischen ungebräuchliche Substantiv bezeichnet eine weibliche Person, die aufgrund von Armut ohne festen Wohnsitz in der Gemeinde von Haus zu Haus ziehen musste und für deren Kost und Logis aufzukommen jeder Hausbesitzer für eine bestimmte Zeitspanne verpflichtet war.¹⁹⁵

Neben den Dienstboten gehörten in den Kernbereich der bäuerlichen Großfamilie die noch auf dem Hof lebenden Eltern des Bauern bzw. der Bäuerin. Sie werden bei Emerenz Meier *Nahrungsleute* (DB, S. 35) genannt, erneut ein Mundartwort,¹⁹⁶ das mit der Wendung *sich in die Nahrung setzen*, also mit der Übergabe des Anwesens an die jüngere Generation, zusammenhängt.¹⁹⁷ *Nahrung* bezeichnet dabei den ausbedungenen Teil der Erträge des

¹⁹⁰ Vgl. Schmeller Bd. 1, Sp. 541

¹⁹¹ Auf dieses Substantiv wird an späterer Stelle noch eingegangen werden.

¹⁹² Das Substantiv wird im statistisch-auswertenden Teil der Arbeit als Terminus technicus zu werten sein.

¹⁹³ Parallel existieren Ausdrücke wie *Inweib*, *Inmann*, *Inwohner* oder *Inhäusler*.

¹⁹⁴ Zehetner 2005, S. 197; vgl. hierzu auch: Schmeller Bd. 1, Sp. 96

¹⁹⁵ Vgl. Kaspar 2007, S. 136

¹⁹⁶ Als erstaunlich kann ein in diesem Zusammenhang zu zitierender Fund im Sterbebuch der römisch-katholischen Pfarrei Vilshofen a.d. Donau gelten. Nach dem Tod der 53-jährigen Fischerswitwe Rosina Hartl, geb. Mayrhofer, am 06.03.1731 wird im Sterbeeintrag als Berufsangabe „Nahrungs nüesserin“ angegeben (vgl. Archiv des Bistums Passau, Pfarrmatrikeln Vilshofen, Bd. 10/1, S. 231; einsehbar unter www.maticula-online.eu; die hier gemachte Altersangabe bezieht sich auf den Taufeintrag der Verstorbenen vom 06.04.1677, vgl. Archiv des Bistums Passau, Pfarrmatrikeln Vilshofen, Bd. 2, S. 426). Ungewöhnlich ist hier die Verbindung mit einem zum Verb (*ge-nießen*) gebildeten Substantiv. Kontrastiv dazu und ergänzend zu obigem Befund *Nahrungsleute* (DB, S. 35) soll noch auf den Urgroßvater der erwähnten Rosina Hartl, den Landwirt Johann Mayrhofer aus Kuffing, verwiesen werden, der in dessen Sterbeeintrag vom 29.10.1680 als „narungsman“ bezeichnet wird (Archiv des Bistums Passau, Pfarrmatrikeln Vilshofen, Bd. 9/1, S. 117). Einen weiteren Befund aus derselben Region stellt ein Sterbeeintrag aus der Pfarrei Aicha vorm Wald vom Dezember 1675 (die Angabe eines genauen Tages fehlt) dar, welcher die betreffende Verstorbene, Maria Lorenz aus Mötzing, als „narungswaib“ bezeichnet (Archiv des Bistums Passau, Pfarrmatrikeln Aicha v.W., Bd. 19/3, S. 86).

¹⁹⁷ Dabei ist es unerheblich, ob es sich bei der besagten jüngeren Generation um die leiblichen Kinder der Übergeber handelt oder um entferntere Verwandte.

übergebenen Anwesens,¹⁹⁸ wie er häufig in notariell beglaubigten Verträgen genauestens festgeschrieben wurde. Heute noch bekannter dürften eher die Begriffe *Austragsbäuerin* bzw. *Austragsbauer*¹⁹⁹ sein oder *Ausnahmbäuerin* bzw. *Ausnahmbauer*.²⁰⁰ Diese waren Emerenz Meier allerdings ebenso bekannt, was die Textstellen *Nun war sie Herrin über Haus und Hof und Leni ging ungeheiß in den Austrag* (DJ, S. 28) und *sie lief dann wieder in das Austragshaus* (DJ, S. 31) beweisen. *In den Austrag gehen* ist semantisch kongruent mit *sich in die Nahrung setzen*, wenngleich es sich im speziellen Fall nicht um die Übergeberin handelt, die sich auf das Altenteil zurückzieht, sondern um die Schwester der Alleinerbin. Obwohl erst 28 Jahre alt,²⁰¹ hat sie fortan „dasjenige Gebäude (...), das [sonst] den Übergebern als Alterswohnsitz zustand“,²⁰² als Wohnung zu nutzen. Das Adverb *ungeheiß* im Sinne von ‚nicht befohlen‘, ‚freiwillig‘ hingegen erscheint dem heutigen Leser eher archaisch, ist aber eine durchweg noch bis ins 20. Jahrhundert hinein gängige Verwendung des Verbs *heiß*.²⁰³

Mehrere Bedeutungen kommen dem Substantiv *Weib* zu, ein integraler Bestandteil des alltäglichen Wortschatzes im dialektalen oder dialektnahen oberdeutschen Sprachgebrauch. Von standardsprachlicher Seite her konnotiert es schon Hermann Paul 1935 in seinem Deutschen Wörterbuch abwertend,²⁰⁴ Daniel Sanders zählt es bereits 1891 zur „älteren (...) Sprache“. ²⁰⁵ Einmal mehr lässt sich hier allerdings der Erhalt der eigentlichen Bedeutung ‚Frau‘ bzw. ‚Ehefrau‘²⁰⁶ aus dem Alt- und Mittelhochdeutschen in der Mundart konstatieren. Entsprechend findet *Weib* Verwendung in der Bedeutung ‚Ehefrau‘ im Besonderen (DJ, S. 26: *Sein Weib, das lammfromme und geduldige Mirl*; DM, S. 57: *treu wie sein angetrautes Weib*) und ‚Frau‘ im Allgemeinen (DJ, S. 23: *das lustigste Weib, das je auf dieser traurig-lustigen Welt gelebt*; DJ, S. 29: *wie nur ein Weib ihrer Art lieben kann*; DB, S. 38: *während die Weiber einander betroffen ansahen*) sowie hier auch in Komposita (DJ, S. 28: *galt sie dennoch als ein ordentliches Weibsbild*; DB, S. 37: *Die Weibergesellschaft schien ob dieser Enthüllungen vor Schrecken zu Stein erstarrt*; DB, S. 39: *die er in der Weibergesellschaft hervorbrachte*). Eine dritte Bedeutungsebene ist bei

¹⁹⁸ Zehetner 2005, S. 248, verweist u.a. auf dieses Zitat.

¹⁹⁹ Parallel hierzu existieren natürlich auch, wenngleich etwas seltener, *Austragslandwirtin* und *Austragslandwirt*, wobei – kurioserweise – die Formen **Ausnahmlandwirtin/Ausnahmlandwirt* nicht gebräuchlich sind.

²⁰⁰ Die Formulierung mit Fugen-s (also etwa *Ausnahmsbauer*) ist eher als Seltenheit zu betrachten.

²⁰¹ Zu textgrammatischen Aspekten der Erzählung *Der Juhschroa* im Einzelnen (mit Berücksichtigung spezifisch bairischer Prägungen) vgl. v.a. Kaspar 2007, S. 136f.

²⁰² Kaspar 2007, S. 136; vgl. auch Zehetner 2005, S. 58

²⁰³ Grimm füllt allein mit dieser Bedeutung vier volle Spalten (vgl. Grimm Bd. 10, Sp. 908-912).

²⁰⁴ Vgl. Paul 1935, S. 641

²⁰⁵ Sanders 1891, S. 816

²⁰⁶ Vgl. Hennig, S. 475; siehe auch: Schützeichel, S. 321 resp. 325

ihr Weib (DB, S. 35, 36) zu beobachten. In diesem Zusammenhang, wenn nämlich die erste Magd von *ihr(em) Weib* erzählt, handelt es sich um einen weitaus spezielleren Gebrauch. Gemeint ist die unmittelbare Vorgesetzte der Dienstbotin, nämlich die Bäuerin: *Ja, wie ihr Weib, so konnte keine kochen und backen in der ganzen Pfarrei* (DB, S. 36).²⁰⁷ Dem bäuerlichen Soziolekt sind weitere Mundartlexeme zuzuordnen, nämlich der Terminus technicus *Retz* (DB, S. 35) für ‚Flachsröste‘²⁰⁸ und das Substantiv *Dengelboß* (DJ, S. 29), von Emerenz Meier selbst mit der Anmerkung „Ausdrusch des letzten Getreides“²⁰⁹ versehen. *Dengelboß* ist zusammengesetzt aus dem Verb *dengeln*, das Schmeller mit „Sense oder Sichel durch Hämmern der Schneide schärfen“²¹⁰ umschreibt, und dem mittelhochdeutschen Substantiv *bôz* für „Stoß“²¹¹ und bezeichnet somit metaphorisch den letzten Schlag des Dreschflegels auf der Tenne. Das mittelhochdeutsche Verb *bôzen*,²¹² erscheint noch im heutigen Dialekt mit Monophthong /o:/ oder Diphthong /ɔʊ/ für ‚schlagen‘, ‚klopfen‘, ‚poltern‘ oder, weitaus seltener, auch im Sinne von ‚koitieren‘.²¹³

Darüber hinaus fallen mehrere botanische Angaben auf, unter anderem *Haar* und *Haber*, jeweils in Komposita vorkommend: *Christlbauernhaarhaus* (DB, S. 35), *Haarstube* (DB, S. 40, 42) und *Haarstubentür* (DB, S. 40) sowie *Haberstoppeln* (DB, S. 35). *Haar* ist die in Ober- wie Niederbayern gängige Entsprechung für *Flachs*,²¹⁴ wird zu den bairischen Kennwörtern gezählt und bezüglich seiner Herkunft zu den sog. Reliktwörtern.²¹⁵ Der Ausdruck, noch in althochdeutscher Zeit parallel zu *flahs* üblich,²¹⁶ war ursprünglich auch als „alt[n]ordisch [.] (...) norweg[isch] *hōr* und a[lt]fries[isch] *her*“²¹⁷ vorhanden, hat sich aber im Laufe der Entwicklung zum Neuhochdeutschen hin als *Haar* lediglich im Bairischen erhalten. Bei dem Terminus für die Getreideart *Haber* handelt es sich um eine ebenfalls historische Form, nämlich mittelhochdeutsch *haber(e)*.²¹⁸ Das neuhochdeutsche *Hafer* ist erst später aus dem nördlichen Mittel- und dem Niederdeutschen nach Süden

²⁰⁷ Diese Textstelle belegt mentalitätsgeschichtlich zudem, dass der (hier römisch-katholischen) Pfarrei als feste, prägende und strukturierende Größe von Seiten der einfachen Bevölkerung weitaus mehr Bedeutung beigemessen wurde als etwas einer politischen Gemeinde.

²⁰⁸ Zehetner 2005, S. 285

²⁰⁹ DJ, S. 29, Anm. 1

²¹⁰ Schmeller Bd. 1, Sp. 517

²¹¹ Hennig, S. 44; vgl. auch Renn/König, S. 201

²¹² Ein Beleg findet sich beispielsweise im *Armen Heinrich* des Hartmann von Aue, vv. 1259ff.: „des bewag er sich zehant / und begunde bôzen an die want: / er hiez sich lâzen dar in.“

²¹³ Vgl. Zehetner 2005, S. 78; vgl. ebenso Schmid 2012a, S. 120, und Schmid 2012b, S. 61

²¹⁴ Vgl. Reiffenstein, S. 239; Sanders 1910, S. 288

²¹⁵ Vgl. Kranzmayer, S. 41

²¹⁶ Vgl. Schützeichel, S. 175

²¹⁷ Spannbaumer-Pollmann, S. 298

²¹⁸ Ob das Substantiv mit oder ohne Endsilbenabschwächung auftritt, ist hier nicht von Belang.

vorgedrungen und im Zuge von gesamtdeutschen Ausgleichsbemühungen standardisiert worden.²¹⁹

Löwenzahn (DM, S. 59) und *Elexensträucher* (DJ, S. 27),²²⁰ nämlich Traubenkirschensträucher,²²¹ hingegen sind reine Hochsprache, die Bezeichnung der Wildpflanze *Königskerze(n)* (a.a.O.) ebenso, können aber als veraltet gelten, da sie lediglich Grimm erwähnt, allerdings ohne Hinweis auf potenzielle Regionalsprachlichkeit.²²² Einige Probleme bereitet die Einordnung von *Liebfrauenherzen* (a.a.O.). Weder botanische noch Dialekt- und Fremdwörterbücher²²³ führen dieses Wort auf. Lediglich bei Heinrich Marzell findet sich in unmittelbarer Nähe zur Erwähnung der *Königskerze* die Angabe „Liebfrauenstroh“,²²⁴ was er als „Galium verum [oder] Elisabethstroh“²²⁵ identifiziert. Doch auch aus diesen Erkenntnissen lässt sich keine eindeutige Aussage treffen, ob „Galium verum“ und *Liebfrauenherzen* identisch sind, auch wenn sich Parallelen ergeben. Man kann deshalb vermuten, dass es sich bei dem von Emerenz Meier gewählten Wort um einen äußerst kleinregionalen Ausdruck handelt, der bisher keinen Eingang in botanische oder dialektologische Forschungsliteratur gefunden hat.²²⁶ Sogar das als schier allwissend gerühmte Internet gibt bei Konsultation einschlägiger Suchmaschinen und bei den Eingaben „Liebfrauenherzen“, „Liebfrauenherzen+Pflanze“ sowie „Liebfrauenherz“ neben dem expliziten Hinweis auf Emerenz Meiers Erzählung *Der Juhschroa*, die inzwischen auch online verfügbar ist, keinerlei Anhaltspunkte.²²⁷

Eindeutiger ist der Fall bei *Kalmus* (DB, S. 42). Als Pflanzenbezeichnung entspricht sie, ähnlich wie *Löwenzahn*, dem Standard,²²⁸ lediglich der Nebensatz *denn der Kalmus war*

²¹⁹ Vgl. Kluge, S. 347

²²⁰ Auf die Bildung des Plurals von *Strauch* mit *Sträucher* wird in Zusammenhang mit der Analyse morphologischer Besonderheiten noch eingegangen werden; die Tatsache, dass im nachfolgenden, erläuternden Text hier die Verwendung von *-sträucher* als Plural bevorzugt wurde, liegt im Sprachusus des beginnenden 21. Jahrhunderts begründet.

²²¹ Vgl. EM, hg. von Göttler, Bd. 1, S. 27, Anm. 3

²²² Vgl. Grimm Bd. 11, Sp. 1712: botanische Bezeichnung *verbascum thapsus* oder *candela regia*; hierbei werden weitere mögliche Varianten aufgeführt: „feldkerze, osterkerze, himmelskerze, kerzenkraut, fackelblume, himmelbrand, brennkraut“.

²²³ Konsultiert wurden: Burgsdorf, Delling, Grimm, Saalfeld, Sanders, Schmeller, Smolik, Wahrig, Zehetner 2005; sämtliche Werke verblieben ohne relevante Befunde.

²²⁴ Marzell, S. 177

²²⁵ A.a.O., S. 55; als weitere mögliche Variante wird aufgeführt „echtes Labkraut“ (a.a.O., S. 62).

²²⁶ In diesem Zusammenhang mag man fast an Gottscheds Äußerung erinnert sein, der 1762 im Kapitel „Von den Hauptwoertern, oder selbstständigen Nennwoertern (Nominibus Substantivis)“ eingangs erwähnt „Es ist nicht zu sagen, was die alte deutsche Sprache an urspruenglichen eigenen Namen fruchtbar und reich gewesen“ (Gottsched 1762, S. 172).

²²⁷ Konsultiert wurden die einschlägigen Suchmaschinen <http://www.google.de>, <http://www.altavista.com> und <http://www.bing.com> sowie <http://www.yahoo.de>.

²²⁸ Smolik, S. 247: „altes Arzneimittel, magenstärkendes und verdauungsförderndes Wurzelextrakt (...), wird auch in der Parfümerie und zur Likörbereitung verwendet“; vgl. auch: Wahrig, S. 339

angekommen (a.a.O.) weist eine Besonderheit auf. Die Rede ist nicht von der Pflanze als solcher, sondern dem daraus hergestellten Likör. Die generalisierende Verwendung, interpretierbar als Synekdoche,²²⁹ ist regionalsprachlich zu verstehen, zumal Sanders' Fremdwörterbuch, das aus dem Jahr 1891 stammt, für dieses Getränk lediglich die Termini „Kalmus=Branntwein“, „Kalmus=Schnaps“ und „Kalmüser“ anführt.²³⁰ Vergleichbare Synekdochen kennt der Dialekt bei der Bezeichnung für die Spirituosen *Enzian*, die aus der Enzianwurzel hergestellt wird, oder *Bärwurz*, ebenfalls aus den Wurzeln der gleichnamigen Pflanze.²³¹ Auch aus dem Bereich der Umgangssprache sind ähnliche Phänomene bekannt.²³²

Der Gebrauch weiterer eindeutig dialektaler Wörter in den formal hochsprachlichen Erzähltexten lässt sich über den kulturell-traditionellen Hintergrund der Erzählhandlungen erläutern; so der Fall bei *Kammerwagenfahrt* (DJ, S. 24). Hierbei handelt es sich um die inzwischen fast ausschließlich zur Folklore erstarrten Fahrt des sog. *Kammerwagens*²³³ durch eine oder mehrere Ortschaften, auf dem sich die Aussteuer, also das Mobiliar, der Braut befindet und zum Haus des künftigen Ehemanns transportiert wird.²³⁴ In heutiger Zeit ebenfalls auch in ländlichen Gebieten tendenziell selten praktiziert wird die *Totenschau* (DJ, S. 24), von der im *Juhschroa* berichtet wird. Wie es der nachfolgende Text erläutert, kamen die übrigen Dorfbewohner in das Haus eines Verstorbenen, wobei *jedermann mit dem Strohwedel Weihwasser [auf den aufgebahrten Leichnam] auszuspritzen und ein Vaterunser zu beten hatte* (DJ, a.a.O.).

Eine gewisse Schwierigkeit stellt das Kompositum *Bescheidtrunk* (DM, S. 48) dar, das Schmeller lediglich als gleichbedeutend mit der Hochsprache ausweist,²³⁵ allerdings in keinem zeitgenössischen Wörterbuch aufgeführt ist. Der Satzzusammenhang *denn aus einem flüchtigen Bescheidtrunk (...) ließ sich noch lange nicht auf etwas Bestimmtes schließen* (DM, a.a.O.) schließt den Zusammenhang mit dem bairischen Wort „*Bschoad*, Mitbringsel von Hochzeits- oder Taufschmaus“²³⁶ bzw. zu „*Bescheidessen*“²³⁷ überdies

²²⁹ Es mag im Auge des Betrachters liegen, ob auch die Sichtweise als Pars pro toto möglich ist.

²³⁰ Sanders 1891, S. 596

²³¹ Destillatvarianten, die beispielsweise aus den Blüten der Bärwurzpflanze gewonnen werden, sind eher selten.

²³² So kann an dieser Stelle ein Vers aus Bertolt Brechts *Dreigroschenoper* die *Zuhälterballade* zitiert werden: *Und drückte mich zu 'n Kirsch und war sehr nett* (Brecht, S. 186).

²³³ Vgl. Schmeller Bd. 1, Sp. 1234; auch: Zehetner 2005, S. 202f.

²³⁴ Vgl. Kaspar 2007, S. 136

²³⁵ Vgl. Schmeller Bd. 1, Sp. 670

²³⁶ Zehetner 2005, S. 83

²³⁷ Vgl. Grimm Bd. 1, Sp. 1558: „was man den nachbarn von einem schmause (...) zuschickt, dann auch was gäste bei seite legen und in einen korb, auf einem teller den ihrigen nach haus senden (...)“.

aus.²³⁸ Grimm führt unter dem Stichwort „Bescheid“ außerdem die Bedeutung „der ort, wohin man beschieden wird (...), das rendezvous, die abrede“ auf.²³⁹ Daraus lässt sich für *Bescheidtrunk* schließen, dass es sich um ein auf Bitten der Wirtin Senz kleines, gemeinsam eingenommenes Getränk handelt und nicht etwa um ein solches, das von einer Festivität mitgebracht wurde.

Wie bereits kurz angesprochen, sind die hier behandelten Erzählungen mit mehreren Fußnoten versehen. Bei *Bitzler* (DJ, S. 24)²⁴⁰ gibt Emerenz Meier selbst die zum Verb gehörige Annotation „bitzeln = schnitzeln, Holzgeräte verfertigen und ausbessern“.²⁴¹ Ein *Bitzler* ist also jemand, der schnitzt bzw. Gegenstände aus Holz herstellt. Ähnliche Anmerkungen sind bei *Obmann(s)* (DJ, S. 26) und *Gamsen* (DJ, a.a.O.) vorhanden. Das erste Wort ist heute noch als Bezeichnung für ein Amt innerhalb eines Vereins gebräuchlich,²⁴² meinte zur Zeit des *Juhschroa* jedoch Bürgermeister;²⁴³ *Gamsen* hingegen bezeichnet eine Brusttasche.²⁴⁴ Als regionalsprachlich, da mit einer weiteren Anmerkung versehen, kann *Vortanz* (DJ, S. 31), sowohl im Erzähltext als auch in wörtlicher Rede des *Juhschroa* vorkommend, gelten und bedeutet ‚Polterabend‘. Ebenso mit einer Anmerkung versteht die Autorin *ferdig(en)* (DB, S. 35),²⁴⁵ nämlich „vorjährig(en)“.²⁴⁶ Dieses rein mundartliche Adjektiv ist zurückführbar auf mittelhochdeutsch *vert* und die gotische Form *fairrathro*.²⁴⁷ Das Antonym zu *ferdig* taucht ebenso in einer der Erzählungen auf, nämlich *heurig(e)* (DM, S. 57), das durchweg großregional gebräuchlich ist.²⁴⁸ Während *ferdig* in heutiger Mundart – mit Ausnahme bei Sprechern der älteren Generation, vorzugsweise mit bäuerlich geprägtem Lebenshintergrund – kaum mehr in Erscheinung tritt, erfreut sich *heurig* bzw. *heuer* nach wie vor breiter Verwendung.

Ein weiteres evidentes Dialektwort ist *Schnadahüpfl* (DJ, S. 24). Es leitet sich von „Schnitterhüpflein [ab und bezeichnet] (...) als metonymische Benennung (...) ein kurzes,

²³⁸ Die Verwendung von *Bschoad* ist allerdings über den rein bairischen Sprachraum hinaus bekannt. So konnte der Verfasser durch Gewährspersonen im nordbairisch-ostfränkischen Überschneidungsgebiet *Bschoad* [pʃoàtʰ] (Juliushammer bei Wunsiedel sowie im Stadtgebiet Wunsiedel i. Fichtelgebirge) mit identischem Denotat ebenso feststellen wie im ostfränkischen Dialektgebiet (Weißstadt und Weißenhaid im westlichen Landkreis Wunsiedel i. Fichtelgebirge, Münchberg im südwestlichen Landkreis Hof a.d. Saale) mit der Aussprache [pʃà:tʰ].

²³⁹ Grimm Bd. 1, Sp. 1551

²⁴⁰ Im statistischen Teil wird *Bitzler*, da deverbale gebildet und somit auf einem dialektalen Verb basierend, unter Rubrik „Verben und Verbalgruppen“ gezählt.

²⁴¹ DJ, S. 24, Anm. 1; vgl. auch Himmelstoss, S. 74; Kluge 2002, S. 88, führt als Etymologie eine Diminutivbildung zu mittelhochdeutsch *bîzen* auf

²⁴² Vgl. Duden, Universalwörterbuch, S. 1092

²⁴³ Vgl. DJ, S. 26, Anm. 2; auch: Pinloche, S. 358

²⁴⁴ DJ, S. 26, Anm. 3

²⁴⁵ Bezugsobjekt ist hier *Brechelbrei* (DB, S. 35).

²⁴⁶ DB, S. 35, Anm. 1

²⁴⁷ Vgl. Grimm Bd. 1, Sp. 390; auch: Renn/König, S. 109

²⁴⁸ Vgl. Duden, Universalwörterbuch, S. 704: „südd[eutsch], österr[eichisch], schweiz[erisch]“; Kluge, S. 337, gibt an: „peripher ob[er]d[eutscher] Wortschatz“.

aus einem oder zwey Reimpaaren bestehendes Liedchen“,²⁴⁹ das im medialen Zeitalter teils zum Klischee verkommen ist und für pseudo-volkstümliche Sing- respektive Musizierweisen steht. Bisweilen mag es, eben aufgrund der Medienwirksamkeit seines Inhalts, zu einer Art bairischen Kennworts²⁵⁰ geworden sein, das heutzutage v.a. in den Medien gerne inflationär verwendet wird.²⁵¹

Die Substantive *Strauben* (DJ, S. 29; DB, S. 36) und *Krapfen* (DB, S. 36) für Gebäckstücke aus Spritz- bzw. Hefeteig²⁵² sind ebenfalls dialektal, wenngleich mit kleinregional unterschiedlichem semantischem Inhalt; dass Emerenz Meier unter *Krapfen* das versteht, was im Bereich der Oberpfalz, des westlichen Niederbayerns sowie in weiten Teilen Oberbayerns²⁵³ mit dem Substantiv *Kiachl* [ˈkʰi̯ɑ̯çl̩/ˈkʰi̯ɑ̯çe] bzw. *Käichl* [ˈkʰɛ̯ɪçl̩/ˈkʰɛ̯ɪççl̩]²⁵⁴ bezeichnet wird,²⁵⁵ könnte zunächst anzunehmen sein. Betrachtet man allerdings das ziemlich parallele Vorkommen von *Krapfen* und *Küchl* (E, S. 91f.) in der Novelle *Aus dem Elend*,²⁵⁶ spricht dies dagegen. Die Dichterin bezeichnet also runde, in schwimmendem Fett ausgebackene Hefeteigstücke²⁵⁷ als *Krapfen*, ihre flache, in früherer Zeit meist über dem Knie ausgezogene Variante als *Küchl*: *Ihre flinken Hände drehten die runden Küchl aus* (E, S. 92). Hier ist eine Annäherung an den Standard insoweit feststellbar, als der vorkommende Diphthong /i̯ɑ̯/ in [ˈkʰi̯ɑ̯çl̩] nicht als solcher verschriftet ist; die Schreibung mit dem Umlaut <ü> lässt den *Küchl* den Anschein eines Diminutivs zu *Kuchen* gewinnen,²⁵⁸ allerdings handelt es sich um ein reines Dialektwort. Eine besondere Form der Krapfen kommt darüber hinaus im Erzähltext der soeben zitierten Novelle vor, nämlich *Rauhnudeln* (E, S. 91), wobei es sich, wie die Annotation verrät, um in einer

²⁴⁹ Schmeller Bd. 2, Sp. 587

²⁵⁰ Zur Definition von Kennwörtern vgl. Kranzmayer, S. 7.

²⁵¹ Zur Dialektpflege im Allgemeinen sei hier auf Schießl/Bräuer verwiesen.

²⁵² Vgl. Zehetner 2005, S. 331 und 216; auch: Schmeller Bd. 2, Sp. 803

²⁵³ Hier existiert parallel auch *Schmalznudel*.

²⁵⁴ Zehetner 2005, S. 219, führt als Beleg an: „Lustig ist die Fasnacht, / wenn mei Muatter Köichl bacht“ (Eichenseer, S. 35); bemerkenswert ist die Tatsache, dass der gebürtige Regensburger Georg Britting (1891–1964), der bis zum 23. Lebensjahr in seiner Geburtsstadt lebte und 1918 dorthin zurückkehrte, selbst von *Schmalznudeln* spricht: „Sie schmeckten gut, wie unsere Schmalznudeln“ (Britting, S. 328). Wahrscheinlich handelt es sich hierbei um bemühte Ausgleichsbestrebungen einerseits und um den Einfluss, den die ihn umgebende Sprache, namentlich in München, hatte, andererseits.

²⁵⁵ Zu Verwechslungen kann es noch heute kommen, da im zitierten Raum des Bairischen *Krapfen* ein mit Marmelade gefülltes und in schwimmendem Fett bereitetes Gebäckstück bezeichnet. Die im östlichen Niederbayern an der Donau vom Verfasser als ebenso gebräuchlich festgestellten Formen *Aus(ge)zogener* oder *aus(ge)zogener Krapfen* können diese verhindern.

²⁵⁶ Der Einbezug des Erzähltextes von *Aus dem Elend* wird in diesem Zusammenhang vorgezogen, um den spezifischen semantischen Gehalt der in Rede stehenden Lexeme zu erläutern.

²⁵⁷ Über eine potenzielle Füllung mit Marmelade ist keine eindeutige Aussage möglich; im Bairischen können sowohl gefüllte als auch ungefüllte Gebäckstücke dieser Art als *Krapfen* bezeichnet werden, wobei für ungefüllte in manchen Gegenden, z.B. südlich von Regensburg und donauabwärts, auch die Bezeichnung *Vögel* [ˈfɛ:gl̩/ˈfɛ:çl̩] gebräuchlich ist.

²⁵⁸ Dies ist aber nicht der Fall, vgl. Zehetner 2005, S. 219, und Grimm Bd. 11, Sp. 2494.

Rauhnacht gebackene Krapfen handelt. Der zweite Wortbestandteil, *Nudeln*, stellt prinzipiell eine in der Reine gebackene Form von Hefengebäck dar,²⁵⁹ in Zusammenhang mit der Rauhnacht aber unter Einbezug ihrer Entstehungszeit.

Inzwischen bis weit über die Sprachgrenzen hinaus bekannt ist *Schmalzler* (DJ, S. 29), nämlich Schnupftabak. Schmeller gibt folgende ergänzende Informationen: „Tabaksorte, Bresil genannt, die zu Pulver zerrieben und mit Kalk und Schmalz vermengt geschnupft wird“.²⁶⁰ Die Popularität des Wortes wurde zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts durch das Produkt „Schmalzlerfranzl“ noch gesteigert und im deutschen Sprachraum verbreitet. Als Emblem – das Bild zeigt einen genüsslich schnupfenden, älteren Herrn – für ein Produkt der 1733 gegründeten Schnupftabakfabrik Bernard, die von 1812 bis 1998 in Regensburg produzierte,²⁶¹ wurde es bereits 1894 als Markenzeichen eingetragen²⁶² und mit Hilfe von Plakaten und Werbeschildern bekannt und beliebt. Von welcher Wichtigkeit guter Schnupftabak war, lässt sich in der Erzählung *Der Juhschroa* feststellen, da die verantwortungsvolle Tätigkeit des Tabakreibens einzig der Figur der Leni Hanserl zukommt: ‚*Wenn mir’s Lenei den Tabak reibt, gfreut mi ’s Leben noch mal so stark.*‘ Und damit er sich seines schönen Lebens recht freuen konnte, rieb sie ihm den Schmalzler allwöchentlich frisch (DJ, S. 29).

Eine Direktanzeige des Dialekts liegt auch beim Verb *anduseln* (DJ, S. 25) vor, was den gleichen Wortstamm besitzt wie mittelhochdeutsch *tûsen*, was „schwindlig sein“²⁶³ bedeutet, also ein weiteres Beispiel dafür liefert, dass in Dialekten ältere Sprachstufen erhalten geblieben sind. Die Grundbedeutung von *anduseln* oder des ebenso bekannten „andudeln“²⁶⁴ ist demnach ‚solange etwas tun, bis man schwindlig ist‘. In den allermeisten Fällen seiner Verwendung bezieht es sich auf den Prozess der Konsumation diverser alkoholischer Getränke. Das Ergebnis einer solchen Handlung wird im *Juhschroa* mit *Nebel* (DJ, S. 24) angegeben. In der Bedeutung ‚Rausch‘ ist auch dieses Wort eindeutig dialektal, wenn auch aus dem Kontext oder der standarddeutschen Wendung (*sich*) *die Sinne sind vernebeln* bzw. *jemandem sind die Sinne vernebelt* erschließbar. *Nebel* stellt nur eines von vielen möglichen Substantiven dar, die das Bairische für ‚Rausch‘ kennt, von denen nur einige wenige weiter genannt seien – *Suri* [ˈsu:rɛ],²⁶⁵ *Zünderer* [ˈtsindərə],

²⁵⁹ Siehe z.B. *Rohrnudeln* oder *Dampfnudeln*.

²⁶⁰ Schmeller Bd. 2, Sp. 803

²⁶¹ Vgl. Angerer/Angerer, S. 12, und Dietz, S. 24

²⁶² Vgl. <http://www.schmalzlerfranzl.de> sowie Dietz, S. 24; Kilgert führt „Schmalzler“ oder „Schmalzlerfranzl“ als Lemma nicht auf.

²⁶³ Schmeller Bd. 1, Sp. 541

²⁶⁴ Zehetner 2005, S. 43

²⁶⁵ A.a.O., S. 334; Zehetner erwähnt die zusätzliche Bedeutung ‚Benommenheit, Schlaftrunkenheit‘.

Brandn [ˈbràndŋ], *Duljäh* [dolˈjɛ:],²⁶⁶ *Dampf* [dampf], *Spitz* [šbi:ts],²⁶⁷ wobei bei allen Nennungen auf die feinen semantischen Unterschiede zwischen den einzelnen Bezeichnungen hinsichtlich des Grads der Betrunktheit hier lediglich verwiesen sei.²⁶⁸

Regionalsprachlich ist darüber hinaus das in verschiedenen Flexionsformen und einem Kompositum vorkommende Substantiv *Bursch* für einen jungen, zumeist unverheirateten Mann:²⁶⁹ *Burschen* (DJ, S. 28; DB, S. 41; DM, S. 48, S. 53), *Burschenköpfe* (DB, S. 39), *Bursche* (DM, S. 47), *Bursch* (DM, S. 48). Als weitere Direktanzeige der dialektalen Prägung der drei Erzählungen muss *Stiege* (DJ, S. 23) aufgeführt werden, das „Treppe“ bedeutet und fast ausschließlich im oberdeutschen Raum verwendet wird,²⁷⁰ in Österreich sogar dem Standard entspricht.²⁷¹

Eine Besonderheit nicht nur, sondern auch des Bairischen ist, dass dem Verb *sprechen* für gewöhnlich *reden* vorgezogen wird²⁷² und sich diese Präferenz auch in alle Flexions- und Wortbildungsformen fortsetzt. So benutzt Emerenz Meier an zwei Stellen das Verb *reden*, wo im Standard *sprechen* zu erwarten wäre: *Die Angeredete* (DB, S. 37), *beredeten sich der Bräuer und der Müller* (DM, S. 49).

Ähnlich dialektal ist auch die Verwendung von *an* in Verbindung mit Zeit- und Mengenangaben, so bei *Es ist nun schon an die zehn Jahre her* (DJ, S. 23) und *lagen noch an die fünfzig Büschel aufgestapelt drinnen* (DB, S. 35). Es kann in diesen Fällen mit „annähernd“ in die Standardsprache übertragen werden. Des Weiteren kommt die Präposition in der Wendung *so sollte er ebenfalls ein paar Maßkrüge an den grauen Schädel bekommen* (DM, S. 49) vor. Hier fungiert *an* zwar als direktionale Präposition, doch an einer Stelle, wo die Standardsprache *auf* fordert;²⁷³ das Denotat ist in jedem Fall

²⁶⁶ Auch auf der ersten Silbe betont möglich, allerdings weniger verbreitet und situativ verwendet [ˈdoljɛ:].

²⁶⁷ Auf diese Variante wird in Zusammenhang mit Zephyrin Zettls Erzählung *Der Mühlsepperl* noch zu sprechen gekommen werden.

²⁶⁸ Würde man eine sich aufsteigende Reihe aufstellen, könnte das Ergebnis etwa *Duljäh*, *Suri*, *Dampf*, *Nebel*, *Zünderer*, *Brandn* lauten (vgl. dazu in Anklängen Kaspar 2007, S. 137), wobei gerade für Letzteres auch die Variante *Bràndl* gängig ist (vgl. König 2009, S. 189, unter Hinweis auf das Volkslied *Die Schwirzer vom Landl*).

²⁶⁹ Vgl. hierzu Paul 1935, S. 97, Sanders, S. 130, Zehetner 2005, S. 85

²⁷⁰ Vgl. Kaspar 2007, S. 135f.; Schmeller Bd. 2, Sp. 744; Mausser, S. 2, erwähnt bezüglich der mundartlichen Aussprache: „šdiag (meines Wissens nur im bayr. Wald bei alten Leuten) neben šdiag“.

²⁷¹ Vgl. Ebner, S. 360, der als ergänzenden Hinweis „auch südd[deutsch]“ angibt.

²⁷² Schmeller Bd. 2, Sp. 697, weist auf die unterschiedliche Wahrnehmung von *sprechen* und *reden* hin: „[Sprechen] hat im Munde des Volkes fast durchgängig den Nebensinn des Großsprechens, affectierten Sprechens“; vgl. auch: Zehetner 2005, S. 323. Als Nuancierung der Tätigkeit des Redens kommt darüber hinaus *schmätzen* und *ràtschen* vor, wobei das erste weitaus weniger negativ konnotiert ist als das zweite, welches in erster Linie im Sinne von ‚tratschen‘ gebraucht wird. *Schmätzen* kann durchaus auch wertungsfrei *reden* entsprechen.

²⁷³ So verweist auch Schmeller auf genau diesen Umstand: „Nach dem Dialekt (...) kommt diese Präposition in manchen Fällen vor, wo man jetzt eine andere, z.B. auf, in, bey (...) zu brauchen pflegt.“ (a.a.O., Bd. 1, Sp. 81).

gleich. In zitiertem Satz ist außerdem eine zweite Besonderheit festzustellen, nämlich das Substantiv *Schädel*, das häufig an Stelle von *Kopf* gebraucht wird.²⁷⁴

Auch muss in diesem Zusammenhang eine weitere Präposition aufgeführt werden, deren Gebrauch zur Bildung von Zeitangaben einen weiteren Hinweis auf die dialektale Prägung des Textes gibt.²⁷⁵ Es handelt sich um *auf* in der Temporalangabe *auf die Nacht* (DJ, S. 26), was dem standardsprachlichen *am Abend* entspricht. Zwar kennt auch die Standardsprache Zeitangaben mit *auf*, doch handelt es sich dabei meist um feste Verbindungen, meist mit einem Verb, wie *einen Termin auf dreizehn Uhr verlegen* oder um idiomatisierte Wendungen wie die inzwischen selten gewordene Abschiedsformel *Auf bald*. Im Bairischen hingegen erscheint die Präposition in verschiedenen Kontexten, in denen *auf* nicht ohne weiteres in die Hochsprache zu übertragen ist, beispielsweise *I mäch às Essn àf achte* („Ich bereite das Essen so zu, dass es gegen acht Uhr fertig ist“) oder *Gsagt häd-às, dass à-r-àf Mittag kimmt* („Er gab vor, gegen Mittag anzukommen“).²⁷⁶

Mehrere Bedeutungen kann das Verb *rennen* in der Mundart haben. Über die standarddeutsche Bedeutungsparaphrase ‚schnell laufen‘ hinaus bezeichnet es in Verbindung mit der Präposition *in* oder dem Präfix *hinein-* ‚hineinstoßen, hineinrammen‘.²⁷⁷ Erstgenannte Verwendung findet sich in einem Satz der *Madlhüttler*: *und rannte es [sein Messer] (...) in die Brust Severins* (DM, S. 53).

Darüber hinaus muss schließlich der Satz *Er war matt genug, doch sein Wille (...) verlieh ihm Stärke und Kraft* (DM, S. 54) erwähnt werden. Die Verwendung von *genug* in diesem Zusammenhang ist eindeutig regionalsprachlich, die Wortbedeutung hier mit ‚ziemlich‘ anzugeben²⁷⁸ und in dieser Form in der gesprochenen Sprache häufig anzutreffen. Eine sich nicht aus sich heraus erschließende Bedeutung hat auch das Verb *hergehen*, das an drei Stellen auffällt: *wo es fröhlich herging* (DJ, S. 29), *ging es gar fröhlich her* (DB, S. 35) und *wenn es hoch herging* (DM, S. 47). Ohne direktionalen Charakter im Sinne von ‚hinkommen‘ bzw. ‚herkommen‘ meint es lediglich „zugehen, sich abspielen“,²⁷⁹ der Fall *hoch hergehen* impliziert gleichzeitig eine positive wie negative Bewertung der Situation.

²⁷⁴ Vgl. Zehetner 2005, S. 291

²⁷⁵ Vgl. Merkle, S. 185

²⁷⁶ Der im letzten Beispiel verwendete Konjunktiv II lässt die Tatsache mitschwingen, dass der Betreffende noch nicht erschienen ist.

²⁷⁷ Vgl. Zehetner 2005, S. 186

²⁷⁸ Schmeller Bd. 1, Sp. 1734, verweist auf die Bedeutung ‚mehr als genug‘ und gibt das Beispiel „groß gnua“.

²⁷⁹ Zehetner 2005, S. 179

Wo es hoch hergeht, ist die Stimmung entweder ziemlich ausgelassen oder äußerst feindselig.²⁸⁰

Im Bereich der Lexik sollte noch *Matraßtücher* (DB, S. 39) angesprochen werden, ein ebenfalls regionalsprachliches Substantiv, das einer kurzen Erklärung bedarf. Schmeller führt die Bedeutung ‚Matratze‘ an,²⁸¹ was aber in diesem spezifischen Kontext nicht ganz genügen kann. Im *Brechelbrei* legen die Beschäftigten des Flachshauses ihre Kopftücher, *Matraßtücher* genannt, ab, um sie zu säubern und wieder neu zu binden. Es handelt sich also um Tücher aus einem bestimmten Stoff, die als Kopftücher Verwendung finden.

Eine lediglich großregional oberdeutsche²⁸² Besonderheit stellt *öfters* (DM, S. 57) dar. Es ist im gesamten süddeutschen Raum gebräuchlich und als Entsprechung des standardlichen *öfter* zu sehen. Hingegen nicht mundartlich, obgleich auf den ersten Blick vielleicht zu vermuten, sind die Substantive *Spreubett* (DM, S. 57)²⁸³ und *Flachsschichte* (DB, S. 42),²⁸⁴ die sich aus ihren einzelnen Bestandteilen heraus erklären. *Spreubett* stellt ein mit Spreu gefülltes Bett dar, *Flachsschichte* eine nach dem Brecheln entstandene bzw. aufgereihete Schicht aus Flachs.

4.2.2.2 Morphologie

Im Folgenden wird nun unter anderem auf morphologische Besonderheiten der Erzähltexte von *Der Juhschroa*, *Der Brechelbrei* und *Die Madlhüttler*, die auf die sprachgeographische Herkunft der Verfasserin schließen lassen, eingegangen werden.

Auf das erkennbar oberdeutsche Suffix {-ler} wurde bereits hingewiesen. Weitere Aspekte im Bereich der Wortbildung sind als latent dialektal zu identifizieren. Zuerst sei das Nominalsuffix {-schaft} in *Dorfschaft* (DJ, S. 26) genannt, das kollektivierenden Charakter besitzt und in Verbindung mit *Dorf* standardsprachlich ungebräuchlich ist. Ähnlich fungiert auch die pronominale Neutrumsform *alles* (DJ, S. 24, 33) im Sinne von ‚alle‘, die hier im Singular statt des zu erwartenden Plurals auftritt:²⁸⁵ *und alles horchte atemlos bzw. und ehrerbietig kniete alles nieder* (DJ, S. 33).

²⁸⁰ Als Beispiele aus alltäglichen Kommunikationszusammenhängen seien genannt *Äf derà Houzàt is's houch hergangà*, *bis drei in dà Friàh* zum Ausdruck der ausgelassenen Stimmung bzw. *Än Kirtà hams gràfft, mei Liàwà*, *houch hergangà is's dà!*, um die durchaus aggressive Atmosphäre mit dazugehöriger Rauferei darzustellen.

²⁸¹ Schmeller Bd.1, Sp. 1685, führt als Beleg auf: „Do daz pet geziert was mit matras (...)“.

²⁸² Zum Modell der Abstufung vgl. Rein, S. 27.

²⁸³ Duden Bd. 11, S. 677: „Die Spreu vom Weizen trennen“.

²⁸⁴ Sanders 1891, S. 589, führt „Schichte“ noch als gesamtdeutschen Standard auf, was Duden Bd. 1, S. 649, bereits mit der Anmerkung „öster[eichisch]“ versieht.

²⁸⁵ Vgl. Kaspar 2007, S. 138

Diminuierend ist die Nachsilbe {-e}l²⁸⁶ in *Hölzelzither* (DM, S. 48, 58), die zugleich eine Umlautung des /o/ zu /œ/ bewirkt²⁸⁷ und in der Standardsprache unüblich ist.²⁸⁸ Ein weiteres, charakteristisch bairisches Suffix, welches bei Possessivpronomina vorkommt, ist {-ig}. Es ist noch in heutiger Zeit vor allem in ländlichen Gebieten gebräuchlich;²⁸⁹ am weitesten verbreitet und zum Idiom geworden ist die allgemeine Bezeichnung des Lebenspartners als *der Meinige/die Meinige* oder *der Ihrige* bzw. *die Seinige*, seltener eines männlichen bzw. weiblichen Kindes. Die hier behandelten Texte weisen das besagte Wortbildungsmuster in der Passage *und seine Wange der ihrigen näherte* (DM, S. 51) auf. Anzumerken ist dabei noch die Besonderheit, dass Possessivpronomen auf {-ig} nicht attributivisch verwendet werden können. So kann es im Dialekt niemals heißen **dà ihrige Buà*, hingegen aber *Deà Buà is dà ihrige*, in elliptischem Gebrauch zur Vermeidung der Wiederholung des Bezugsobjekts als *Deà is dà ihrige*. Die Bildung von substantivierten Possessivpronomen auf {-ig} ist standardsprachlich ebenso möglich, jedoch zum Großteil nur in festen Fügungen gebräuchlich,²⁹⁰ weshalb der Textbeleg bei Emerenz Meier zumindest als Regionalismus eingestuft wird.

Eindeutig zwar nicht dem Standard, ebenso wenig aber auch dem Bairischen entspricht die Kontraktion einer flektierten Verbalform mit dem nachfolgenden Personalpronomen, so bei *brachs* (DM, S. 52) statt *brach es*, was jedoch als allgemein umgangssprachlich zu bezeichnen ist. Im Zusammenhang mit überregionaler Umgangssprache muss auch auf das Phänomen der Synkope und Apokope hingewiesen werden, zu beobachten bei *ändern* (DM, S. 53), *in ihrem Innern* (DJ, S. 29), *etlichemal*²⁹¹ (DM, S. 51) und *Freud* (DJ, S. 25, 29). In den ersten beiden Beispielen wurde die unbetonte Nebensilbe abgeschwächt, in den letzten verschwindet das auslautende /-ə/. Zudem fällt hierbei auf, dass die Pluralform *mal* im Bairischen lediglich ein Zeromorphem aufweist, wogegen die Standardsprache als Numeruszeichen {-e} fordert.

²⁸⁶ Die Angabe vereint zwei Varianten in sich, da der Schwa /ə/ im Dialekt ohnehin kaum artikuliert wird und dem silbischen /ɪ/ weicht.

²⁸⁷ Aufgrund der in Emerenz Meiers Heimatregion konsequent auftretenden /-Vokalisierung wird das hier erwähnte /œ/ phonetisch gar nicht in dieser Form artikuliert.

²⁸⁸ Vgl. Duden Bd. 4, S. 504f. (§ 895)

²⁸⁹ Vgl. Merkle, S. 141f.

²⁹⁰ Als Beispiel hierfür sei angegeben „Sicherlich trugen dazu die Huldigungen und Ehrungen, die man ihm [Jean Paul] entgegenbrachte, das Ihrige bei, noch wichtiger aber war ein Gefühl, das er folgendermaßen umschrieb: (...)“ (Setzwein, S. 94).

²⁹¹ Die Schreibung mag für heutige Verhältnisse verwundern, soll hier aber nicht Gegenstand der Überlegungen sein, da es prinzipiell um die Apokopierung des auslautenden /-ə/ geht.

Im Bereich der Wortbildung muss außerdem die Verwendung des Fugenelements *-s*²⁹² bei Angaben zur familiären und sozialen Herkunft erwähnt werden, was nun wiederum auf die regionalsprachliche Prägung des Textes verweist. So bezeichnet die Autorin den Sohn eines Brauers *Bräuerssohn* (DM, S. 52)²⁹³ und die Tochter eines Gastwirts *Wirtstochter* (DM, S. 59). Hier statt von regionaler Prägung von direkter Dialektanzeige zu sprechen, wäre allerdings falsch, da auch in der Standardsprache die Verteilung der Fugenelemente keinen expliziten Regelmäßigkeiten folgt, was mehrere parallel existierende Doppelformen erklärt.²⁹⁴

Zwar nicht auf den ersten Blick, jedoch in Verbindung mit dem Verb *brennen* mundartlich ist das Präfix bzw. Präfixoid²⁹⁵ {zusammen-}, wie es bei *den zusammengebrannten Kienspan* (DB, S. 41) erscheint. „Verben mit *zusammen* (...) gehören zu den Wortständen im Deutschen, die mit am umfangreichsten ausgebildet sind“²⁹⁶ stellt Schmuck fest, wobei hinzuzufügen ist, dass zahlreiche Ad-hoc-Bildungen entstehen, ohne usuell zu werden. Um die Mundartlichkeit oben genannten Beispiels nachweisen zu können, sind semantische Überlegungen zum Verb *zusammenbrennen* angebracht. Das Präfix hat perfektiven Charakter, denn es sagt aus (was sich auch ergänzend aus dem weiteren Kontext ergibt), dass der Kienspan, nachdem er vorher angesteckt wurde, nun gänzlich verbrannt, sozusagen heruntergebrannt sei. In dieser perfektiven Funktion ist die Vorsilbe der Standardsprache zwar bekannt,²⁹⁷ allerdings, wie bereits erwähnt, nicht in Verbindung mit dem Verb *brennen*. Schmuck verweist diesbezüglich darauf, dass sich eine kleine Gruppe von Verben mit {zusammen-} bzw. {zamm-} vorwiegend im Bairischen ausgeprägt zu haben scheint, die sich „um den Bedeutungskern ‚einen Gegenstand durch langdauernde menschliche Einwirkung zerstören‘“²⁹⁸ sammelt. In diese Gruppe lässt sich das hier behandelte Verb einreihen. Auch wenn sich die menschliche Einwirkung lediglich auf das einmalige Entzünden des Stücks Holz beschränkt, so ist das Ergebnis doch dasselbe,

²⁹² Vgl. Merkle 2005, S. 117; er verweist dabei auf die Präferenz des Fugenelements *-s* im Bairischen vor *-e*-, *-en*-, *-er*- und *-es*-.

²⁹³ Auf die Umlautung des standardsprachlichen Nomen *Brauer* in der Mundart wird im Rahmen vorliegender Arbeit noch hinzuweisen sein.

²⁹⁴ In Duden Bd. 4, S. 722 (§ 1088) werden die Varianten *Schweinebraten/Schweinsbraten*, *Vorort(s)zug*, *Bahnhof(s)straße*, *Einkommen(s)steuer* aufgeführt.

²⁹⁵ Der Begriff *Präfixoid* wurde gebraucht, da {zusammen-} selbstverständlich reihenbildend ist, aber auch als Teil eines Verbs die Eigenschaft hat, in Flexionsformen von der Derivationsbasis losgelöst zu erscheinen, was man auch als postponierbares Präverb bezeichnen kann, dem auch in dieser Arbeit der Vorzug gegeben wird (vgl. Jaskolka-Pirkowitz, S. 11, sowie Šimečková, zitiert a.a.O.); im vorliegenden Beispiel wäre dies etwa *Der Kienspan brennt zusammen*.

²⁹⁶ Schmuck, S. 114

²⁹⁷ Siehe z.B. *zusammenschlagen*, *zusammenstürzen*, *zusammenfallen*, *zusammenbrechen*, *zusammentreiben*, *zusammenholen* etc.

²⁹⁸ Schmuck, S. 116

nämlich seine Zersetzung durch das Feuer. Zu beachten ist außerdem, dass das Verb *zusammenbrennen* im Bairischen darüber hinaus auch als reflexives Verb existiert, was jedoch die Bedeutungen ‚sich betrinken‘ sowie ‚sich durch exzessiven Genuss von Alkohol unzurechnungsfähig machen‘ hat. Die Vorsilbe {zusammen-} ist also im Bairischen sehr produktiv,²⁹⁹ in der Standardsprache jedoch kommt sie nur bei lexikalisierten Verbalgruppen vor und wird als solche in der Dudengrammatik nicht aufgeführt.³⁰⁰

Als weiteres mundartliches Präfixoid respektive postponierbares Präverb³⁰¹ sei {her-} genannt, das im Allgemeinen direktionalen Charakter hat;³⁰² im vorliegenden Fall, *die Sprüche hergesagt* (DJ, S. 24), trifft dies allerdings nicht zu: {her-} wird verallgemeinernd gebraucht und meint das Aufsagen bestimmter Sprüche,³⁰³ ist aber im Gegensatz zum Verb *hergehen*, worauf bereits hingewiesen wurde, nicht lexikalisiert und deshalb unter der Rubrik Morphologie aufzuführen. Man kann also anhand des Textzitats erkennen, dass gleiche Vorsilben in Mundart und Hochsprache nicht zwangsläufig die gleiche Bedeutung haben müssen.³⁰⁴ Präfigierte Verbalbildungen mit {(dà)her(à)-}³⁰⁵ kennt die Mundart prinzipiell sowohl in lexikalisierter Form als auch als Ad-hoc-Bildung.³⁰⁶

Zur Bildung von Kollektiva bedient sich Emerenz Meier neben dem bereits erwähnten {-schaft} auch des Suffixes {-isch}. Dadurch wird bei *nebst anderen Namen der Großbauerischen Familie* (DM, S. 59) scheinbar unbeabsichtigt ein possessives Adjektiv gebildet, das hier weder eindeutig Standard noch eindeutig Mundart ist. *Großbauer* als Terminus technicus meint den größten Landwirt am Ort³⁰⁷ bzw. dessen Familie, ist also nicht als Gentilname gebraucht, sondern als gleichzeitig wertende Berufsbezeichnung. Wenn es sich zweifelsfrei um einen Familiennamen handeln würde, wäre seine Bildung mit Hilfe von {-isch} im Dialekt vollkommen unproblematisch, da durchaus

²⁹⁹ Beispiele finden sich bei Zehetner 2005, S. 387f.

³⁰⁰ Vgl. Duden Bd. 5, S. 452ff. (§ 800ff.); auch: Lühr 2000, S. 178f.

³⁰¹ Auf diese Terminologie wurde an früherer Stelle bereits hingewiesen, weshalb hier *Präfixoid* und *postponierbares Präverb* gleichberechtigt stehen, wobei dem zweiten Terminus, wie ebenfalls bereits erwähnt, der Vorzug gegeben werden soll (zu anderen möglichen Termini vgl. Jaskolka-Pirskowitz, S. 10f.).

³⁰² Vgl. Schmid 1998, S. 117

³⁰³ Einen ähnlichen bis gleichen Beleg birgt ein Brief Wolfgang Amadeus Mozarts an seinen Vater Leopold vom 22.01.1783, in dem er aufzählt, welche Gäste auf dem Hausball zugegen waren: „- ich kann ihnen ohnmöglich alle hersagen“ (Mozart, zitiert nach Neundorfer, S. 135).

³⁰⁴ Vgl. Zehetner 1977, S. 125

³⁰⁵ Hier wurden gleich vier mögliche Varianten des Präverbs der Einfachheit halber in eine Angabe integriert, welche regional unterschiedlich häufig gebraucht werden, nämlich {her-}, daneben aber auch {dàher-}, {dàherà-} und {herà-}.

³⁰⁶ Folgende beiden, die in ihrer Sinnrichtung nicht mit dem bereits angesprochenen Lexem *hergehen* zu verwechseln sind, seien hierfür genannt: *heàhauà* mit perfektivem Charakter im Sinne von ‚so lange jemanden schlagen, bis er/sie einen Grad körperlicher Erschöpfung erlangt hat‘ und *heàwàchln* zur etwas metaphorischen Bezeichnung des Durchwehtwerdens, des körperlichen Unbehagens oder Fröstelns bei übermäßig aufkommendem oder auch kontinuierlichem Wind.

³⁰⁷ Das hierfür ebenso gebräuchliche Substantiv *Hofbauer* fand in der Region um Waldkirchen weniger Anwendung, wie der entsprechende Band des Historischen Atlas aussagt (vgl. Mages).

Verwendungen wie *de Huàbàrischen Kindà* oder *mir ham(mà) bei de Gschwendtnàrischen garbàt* existieren. Dem gegenüber wäre es nicht möglich, als Basismorphem eine Berufsbezeichnung zu verwenden, also zu sagen **mit de Schreinàrischen Kindà* oder **de Hafnàrischen Buàm*. In ähnlicher Weise existieren zwar standardsprachliche {-isch}-Bildungen wie *heidnisch* oder *fachmännisch*,³⁰⁸ in Verbindung mit dem Substantiv *Bauer* bzw. *Großbauer* wäre allerdings eine Bildung mit {-lich} und die Umlautung des Diphthongs /aʊ/ zu /ɔʏ/ zu erwarten, nämlich *(groß)bäuerlich* oder stattdessen eine Umschreibung mit Genitiv, *nebst anderen Namen der Familie des Großbauern*. Aufgrund dieser Überlegungen ist davon auszugehen, dass Emerenz Meier unabsichtlich ein Adjektiv gebildet hat, dessen Bedeutung zwar leicht überschaubar ist, sie sich aber anscheinend nicht bewusst war, dass die entstandene Form weder dem Standard noch dem Dialekt entspricht.

Zwar überregional gebräuchlich, aber nicht der Hochsprache entsprechend ist die Verwendung des definiten Artikels in Verbindung mit Nomina propria und Verwandtschaftsbezeichnungen.³⁰⁹ Die Erzählerrede aller hier behandelten Prosatexte liefert eine Fülle von Belegen, weshalb exemplarisch folgende genannt seien: *der letzte Seufzer des Hanserl Enzls* (DJ, S. 23), *das lammfromme und geduldige Mirl* (DJ, S. 26), *sprach ich mit der Mutter noch von ihr* (DJ, S. 26), *Damit verschwand die Mirz* (DB, S. 38), *Nachdem der Sepp die Haarhausstube verlassen hatte* (DB, S. 42), *dem Severin die überspannten Gedanken auszutreiben* (DM, S. 49), *rief nach der Senzi* (DM, S. 54).

Flexionsmorphologisch ergibt sich hier aus den Erzähltexten eine für das Bairische charakteristische Eigenheit, nämlich der Zusammenfall von Dativ- und Akkusativform bei Substantiven. Entgegen der Standardsprache formuliert Emerenz Meier *sie klopfte das Mädchen schlau lächelnd auf die Schulter* (DB, S. 38) und *mit ängstlich pochenden Herzen* (DM, S. 54), wobei *Herzen* zweifellos im Singular steht. Gerade an diesem Beleg kann man gut erkennen, dass das Bairische dazu neigt, das /-m/ des Dativmorphems phonetisch zu /-n/ abzuschleifen.³¹⁰ Neben diesen phonetischen Erklärungen allein muss festgehalten werden, dass das dialektale Flexionsmorphem sowohl für Dativ als auch Akkusativ im Neutrum {-n} lautet, also in der Mundart Suffixsynkretismus vorliegt. Deshalb verwundert es wenig, wenn die Autorin *mit ängstlich pochenden Herzen* (a.a.O.) schreibt, stellt dies doch die Übernahme ihres eigenen Dialekts in den Standard dar, die dort jedoch fehlerhaft wäre. Ein ähnlicher Fall ist auch im ersten, hier gebrachten

³⁰⁸ Vgl. Duden Bd. 4, S. 546 (§ 990)

³⁰⁹ Vgl. Weiß 1984, S. 116

³¹⁰ Vgl. hierzu: Merkle 2005, S. 88; Seiler, S. 97; Zehetner 1985, S. 108ff.; auch: Pichler-Steinern, S. 49ff.

Textbeleg zu konstatieren. Die Hochsprache würde *dem Mädchen* anstelle von *das Mädchen* verlangen, handelt es sich doch bei *klopfen* um ein zweiwertiges Verb mit u.a. einer obligatorischen Dativergänzung. Mit *das Mädchen* liegt formal Nominativ Singular vor, dessen Form im Bairischen nicht mit derjenigen des Dativs zusammenfällt, würde doch die entsprechende dialektale *à'm Màdl* lauten. In manchen Fällen, zumeist in der gesprochenen Konversation, kann es trotzdem zu einem Zusammenfall von Nominativ- und Dativformen in syntaktischen Verbindungen mit dem Prädikat *klopfen* kommen, auch wenn sie per se ungrammatisch wären. Insoweit liegt bei *sie klopfte das Mädchen schlau lächelnd auf die Schulter* (DB, S. 38) erneut die direkte Transferierung einer mundartlichen Äußerung in den Standard vor, wodurch es jedoch zu standardgrammatisch falschen Formen kommt. Allem Anschein nach liegt der zitierten Textpassage die Äußerung *Na hâds às Màdl àf d'Schuitàn klopft* zugrunde.³¹¹

4.2.2.3 Syntax

Vor der Analyse von Bavarismen auf syntaktischer Ebene muss konstatiert werden, dass die Satzsyntax des Bairischen „in ihren Grundzügen vollständig identisch (...) mit der des Hochdeutschen“³¹² ist und Unterschiede diatopischer Art sehr gering sind.³¹³ Es existieren kaum mundartliche Konstruktionen, die standardsprachlich ungrammatisch wären. Trotzdem schlagen sich Differenzen im Detail nieder, wie im Folgenden deutlich wird.

Als in besonderem Maße charakteristisch für die mundartliche Syntax ist die Frontstellung der Akkusativergänzung im Hauptsatz, was der Emphase dienen kann.³¹⁴ An folgender Stelle verfährt die Autorin wie in ihrer gewohnten alltäglichen Sprache: *Den Todesschrei des Hanserl Enzls vergaß ich aber nie* (DJ, S. 26). An einer weiteren Stelle wird die Satzergänzung im Dativ frontiert, was die Endstellung der Nominativergänzung zur Folge hat: *und dem letzten Bauern verblieb sie* (DJ, S. 25). Auf ähnliche Weise dem finiten Verb vorangestellt ist eine satzförmige Nominativergänzung, die sich wiederum in zwei Nebensätze unterschiedlichen Grades aufteilt, im folgenden Beispiel: *Daß ich niemals wußte, ob jetzt das zweite oder vierte Geheimnis kam, ist gewiß, und daß mein Gebet des Enzls Seelenheil wenig gefördert hat, ebenso* (DJ, S. 24). Der Standard würde hier aus

³¹¹ Die Vermutung beinhaltet keine dialektale Entsprechung von *schlau lächelnd* (a.a.O.), was daran liegt, dass das Bairische weder ein phonetisch ähnliches Lexem für *schlau* noch für *lächeln* kennt. Für Ersteres könnte man, um im Bereich des Hypothetischen zu bleiben, *gscheid* ansetzen, für Zweiteres etwa *lachà*.

³¹² Weiß 1998, S. 25

³¹³ Vgl. Weiß 1984, S. 109

³¹⁴ Vgl. Zehetner 1985, S. 150, Weiß 1998, S. 37, und von Stechow/Sternefeld, S. 387f.

stilistischen Gründen tendenziell eher die besagte Ergänzung nachstellen und mit unpersönlichem *es* formulieren: *Es ist gewiss, dass (...)*.³¹⁵

Eine weitere bairische Besonderheit, die Satzgliedstellung betreffend, ist zu beobachten bei *Doch sie mußte von Haus zu Haus, die Quartiererin* (DJ, S. 25). Die durch Komma abgetrennte Apposition bezeichnet die Nominativergänzung *sie* näher, ist aber erst nach dem finiten Verb des Hauptsatzes, hier gar nach Beendigung des Hauptsatzes an sich, angehängt. Im Standarddeutschen wäre dem gegenüber zu erwarten *Doch sie, die Quartiererin, musste von Haus zu Haus* oder, ohne Apposition, *Doch die Quartiererin musste von Haus zu Haus*.³¹⁶

Umgangssprachlich ist darüber hinaus die syntaktische Konstruktion *für einen Menschen, einen sehr einsamen* (DM, S. 55). Zunächst liegt hier ein adjektivisches Attribut an postnuklearer Stelle vor. Dies ist grammatisch nur möglich, da der indefinite Artikel zweimal auftritt, nämlich je einmal vor und einmal nach dem Nukleus.³¹⁷ Das Attribut hat wieder verstärkenden Charakter, was auch daraus resultiert, dass sein Kern nicht wiederholt und somit die Eigenschaft „sehr einsam“ besonders stark hervorgehoben wird.

4.2.2.4 Die verwendeten Eigennamen

Betrachtet man den Gebrauch von Nomina propria und appellativa in den Erzählungen, so fällt auf, dass diese zumeist in solchen abgekürzten oder verniedlichenden Formen erscheinen,³¹⁸ wie sie nur im bairischen Sprachgebiet verbreitet sind. Besonders für Emerenz werden verschiedene Abkürzungen gebraucht, so *Enzl* (DJ, S. 23ff.), *Enzi* (DJ, S. 28) und *Senzi* (DM, S. 48ff., S. 52ff., S. 57ff.). *Mirl* (DJ, S. 26ff.) und *Mirz* (DB, S. 36, S. 42, S. 44) stehen für Maria, *Leni* (DJ, S. 26f., S. 31, S. 33) für Magdalena, *Nanni* (DJ, S. 29) für Anna, *Franzi* (DJ, S. 30) für Franziska, *Sephie* (DM, S. 58f.) für Josepha oder Josephine,³¹⁹ *Wawi* (DB, S. 37ff.) für Barbara und *Kathi* (a.a.O.) für Katharina.³²⁰ Männliche Vornamen sind *Flori* (DJ, S. 24), Florian, *Hans* (DJ, S. 29ff.), Johann, wobei die Abbreviatur eine kontrahierte Form von Johannes darstellt,³²¹ *Sepp* (DB, S. 40ff.), also

³¹⁵ Die Orthographie wurde in diesem Beispiel dem 21. Jahrhundert angepasst.

³¹⁶ Der Modifikation des <ß> im Originaltext zum <ss> in vorliegendem Komplementär- bzw. Parallelbeispiel liegen orthographische Bestimmungen des beginnenden 21. Jahrhunderts zugrunde.

³¹⁷ Vgl. Merkle, S. 168

³¹⁸ Vgl. Kaspar 2007, S. 142f.

³¹⁹ Hierzu muss angemerkt werden, dass beide Vornamen in Bayern nicht sehr häufig gebraucht wurden, jedoch Josepha als etwas häufiger anzusetzen ist als Josephine (unter Berücksichtigung der jeweiligen Schreibweise mit <f>).

³²⁰ Vgl. hierzu: Ribbe, S. 497ff.; Ringseis, S. 325ff.

³²¹ Als entsprechender Taufname ist der hier angegebene Johann anzunehmen (unter Umständen womöglich gar eine um den genauen Namenspatron erweiterte Variante wie Johann Baptist, Johann Nepomuk oder Johann

Joseph, *Hansjörg*³²² (DM, S. 49ff., S. 57f.), Johann Georg, der einmal sogar noch weiter verkürzt wird zu *Jörg* (DM, S. 59), und (*Bräuer-*)*Toni* (DM, S. 52), Anton. Der Vorname *Severin* (DM, S. 48ff., S. 52ff., S. 57ff.), fast ausschließlich in oberdeutschen Dialektgebieten üblich, taucht nur in dieser Form auf.

Ein weiterer Hinweis auf regionalsprachliche Prägung der drei Erzählungen im Bereich der Eigennamen sind fernerhin standardsprachlich nicht zulässige Komposita aus Familien- und Vornamen bzw. aus Berufsbezeichnung und Vornamen, so bei *Hanserlleni* (DJ, S. 30), *Hanserlenzl* (DJ, S. 34) und *Bräuertoni* (DM, S. 52). Unter diesem Aspekt sind ebenfalls Eigennamen anzusprechen, die aus der Bezeichnung der Herkunft und dem Vornamen gebildet sind. Das Kompositum *Häuslmirz* (DB, S. 36) liefert die Information, dass es sich um diejenige Maria handelt, die ein *Häusl*, in diesem Fall ein kleines, zum Bauernhof gehöriges Haus,³²³ zur Miete bewohnt. Bei *Hütten-Severin* (DM, S. 48) handelt es sich um eine Ad-hoc-Bildung, die Severin, den Bewohner einer Hütte, hier der sog. und bereits erwähnten *Madlhütte*, bezeichnet. Daneben kommen in den Texten etliche volkstümliche Hausnamen vor, nämlich *Marinibauer(n)* (DJ, S. 25), *Rabenbauer(n)* (DJ, S. 26, 29), *Hanserlbauer(n)* (DJ, S. 26, 28) und *Christlbäuerin* (DB, S. 35, 42, 45). Die Angabe *Heinzelmüller* (DM, S. 48/49) allein ließe auf einen reinen Hausnamen schließen, jedoch wird die Figur im weiteren Verlauf der *Madlhüttler* nur als *Müller* bezeichnet (DM, S. 49, 52). Daraus kann man ersehen, dass der zweite Teil des Kompositums die Berufsbezeichnung darstellt, der erste hingegen nur den Hausnamen. Zudem existiert im gesamten Bayerischen Wald kein Ort „Heinzelmühle“, wobei bei den Nachforschungen neben weiteren Varianten³²⁴ auch die mögliche Schreibweise mit <ai> berücksichtigt wurde.³²⁵ Im Gegensatz dazu durchaus identifizierbare Orte sind neben *Frauenwald* (DJ, S. 30), einem heute zu Waldkirchen gehörenden Dorf,³²⁶ der Schauplatz des *Juhschroa*, nämlich *Richardsreut* (DJ, S. 23), ein Nachbardorf von Emerenz Meiers Geburtsort Schiefweg bei Waldkirchen, dem Wohnort ihrer Großeltern mütterlicherseits. Das dort sich

Evangelist, worüber zu spekulieren in literarischen Texten jedoch müßig ist), da im Bayern des 19. Jahrhunderts Johannes als Taufname eine Seltenheit darstellt.

³²² Dieser Vorname wird in der Ausgabe von Bleibrunner/Fuchs, woran sich der Verfasser bei Betrachtung der ersten drei Erzählungen orientiert, mit *Hansjörg* angegeben, in derjenigen von Göttler mit *Hansjürg*. Beide Abkürzungen bezeichnen aber denselben Namen, wobei *Jürg* eher an eine hochalemannische Form erinnert (vgl. Conrad Ferdinand Meyers historischer Roman *Jürg Jenatsch*).

³²³ Die ebenfalls mögliche Lesart, dass es sich um diejenige Maria handle, die aus einem „Häusl“, einem kleinen landwirtschaftlichen Anwesen, stammt, ist aufgrund der Aussagen des Erzähltextes nicht möglich.

³²⁴ Schreibweisen ohne <e> vor dem inlautenden /l/ sowie als apokopierte Form mit Ausfall des auslautenden /-ə/ bzw. <e> wurden dabei selbstverständlich ebenso berücksichtigt.

³²⁵ Vgl. Amtliches Ortsverzeichnis Bayern 1978, S. 63-66, 70-73, 83-95, 106-109; auch Ortschaften-Verzeichnis 1928

³²⁶ Es ist davon auszugehen, dass es sich nicht um das etwa drei Kilometer entfernte Oberfrauenwald handelt.

befindliche Anwesen des *Rabenbauern* (DJ, S. 26) vereint sowohl Haus- als auch Familiennamen in sich. Wie der Historischen Atlas angibt, befand sich im damals zur Gemeinde Schiefweg gehörenden Dorf ein Anwesen mit dem Hofnamen „Raab“.³²⁷ Dass Haus- und Familiennamen in Altbayern häufig zusammenfielen, ist keineswegs als Seltenheit zu werten. Ein Anwesen „Hanserl“ wird im Historischen Atlas des Hochstifts Passau im Übrigen ebenso wenig erwähnt wie „Marini“.³²⁸ Der Grund hierfür ist aber in der Tatsache zu sehen, dass dieser den Ist-Zustand der zugrundeliegenden Güterkonskription abbildet, eine Änderung von Hausnamen im Nachgang bzw. den Jahren und Jahrzehnten danach ist durchaus möglich.

Die schon angesprochene Inversion von Vor- und Nachnamen muss als charakteristisch oberdeutsch bezeichnet werden und wird in Emerenz Meiers Erstlingserzählung, der einzigen ihrer frühen Texte, die exakte Angaben zu den Namen der Figuren enthält, durchgehend realisiert. Teilweise divergiert lediglich die Schreibweise, wie die Beispiele *des Hanserl Enzls* (DJ, S. 23), *Hanserlenzl* (DJ, S. 34), *Hanserlleni* (DJ, S. 30) illustrieren. Ob allerdings eine Getrennt- oder Zusammenschreibung vorliegt, ist für den gesprochenen Dialekt natürlich unerheblich.

Mundartlich normgerecht ist darüber hinaus die Movierung von Feminina bei Familiennamen;³²⁹ sie beinhaltet im Gegensatz zum Standard keinen abwertenden Unterton.³³⁰ Mit der weiblichen Endung *-in* kann auch die Umlautung des Stammvokals einhergehen, wie bei *Räbin* (DJ, S. 29) für die Ehefrau des Hofesbitzers Raab. Die Schreibung mit <ä> ist der veränderten Aussprache des überhellen bairischen /ä:/ gegenüber dem /a:/ geschuldet, da für /ä:/ kein entsprechendes Graphem existiert. Während das männliche Pendant [ra:p] lautet, bedingt das in der Movierung enthaltene /ɪ/ die im Stammvokal umgelautete Aussprache [ˈrä:bm].

³²⁷ vgl. Veit, S. 210

³²⁸ Im Amt Waldkirchen werden unter Richardsreut aufgeführt: „Prombeck, König, Lenz, Marx, List, Traxinger, Raab, Gatterbauer“ (Veit, S. 210)

³²⁹ Vgl. Schmid 1995, S. 116

³³⁰ Ursprünglich war die Movierung ein durchaus gebräuchliches Phänomen über den oberdeutschen Raum hinaus, wenn man beispielsweise die bei Schwiebus geborene „Karschin“ Anna Louisa Karsch, geb. Dürbach (1722-1791) betrachtet oder die weithin bekannte Theaterdirektorin Friederike Caroline Neuber, geb. Weißenborn (1697-1760), aus Reichenbach im Vogtland, die „Neuberin“. Allerdings lassen sich bereits Abkehrtendenzen im mitteldeutschen Raum erkennen; exemplarisch hierfür können die Briefe von Johann Christoph Gottscheds Ehefrau Louise Adelgunde Victorie, geb. Kulmus (1713-1762), gelten, die ihre Schreiben mit „Ihre (...) Kulmus“ unterzeichnete (vgl. Gottsched 1771, S. 2).

4.3 Die Novelle *Aus dem Elend*

4.3.1 Vorbemerkung

Emerenz Meiers einziges längeres Prosawerk, die in vorliegender Edition 78 Textseiten³³¹ umfassende Novelle *Aus dem Elend*,³³² beinhaltet zwölf meist kürzere Kapitel. Die Handlung thematisiert die wechselvolle Entwicklung eines bettelarmen, fünfjährigen Mädchens aus dem böhmischen Grenzort Elend, das zu Allerseelen in Kaltwasser (Gemeinde Jandelsbrunn, Landkreis Freyung-Grafenau) auftauchte, bis zur Bäuerin des größten Hofes am Ort. Inwieweit die Novelle autobiographische Bezüge wie die Erzählung *Der Juhschroa* aufweist oder reine Fiktion ist, lässt sich kaum feststellen. Möglicherweise basiert ihre Abfassung auf mündlichen Überlieferungen, da Oberndorf, der Wohnort Emerenz Meiers, knapp sechs Kilometer von Kaltwasser entfernt liegt.

Der Erzähltext von *Aus dem Elend*³³³ ist in Standardsprache – auf die latenten Dialekteinflüsse wird einzugehen sein – verfasst, die wörtlichen Reden weisen zum allergrößten Teil Mundart auf. Die Novelle enthält daneben auch einen Brief der Hauptfigur Gottfried an seine Eltern, der als zum Erzähltext gehörig erachtet wird. Obschon von Anführungs- und Schlusszeichen eingerahmt, bildet er doch ein Element des Erzählstranges und kann nicht als Teil eines Dialogs oder gar wörtlicher Rede betrachtet werden. Diese Textpassage wurde vom Autor der vorliegenden Arbeit des besseren Überblicks wegen mit Zeilenangaben versehen.

4.3.2 Latente und evidente Dialekteinflüsse im Erzähltext

4.3.2.1 Lexik

Gleich zu Beginn erscheint das Substantiv *Seelwecken* (E, S. 61), das zwar von der Autorin in Anführungszeichen gesetzt wurde, allerdings nur zur Kenntlichmachung der Volkstümlichkeit des Begriffs. Hierbei handelt es sich, wie aus dem Kontext klar wird, um kleine Brotgebäcke, die am Feiertag Allerseelen (2. November) an Arme und Bedürftige verschenkt wurden.³³⁴ Dieser so inzwischen ausgestorbene Brauch findet nur mehr in

³³¹ Der Autor bezieht sich auch hier auf die Ausgabe von Bleibrunner und Fuchs, in der die Novelle die Seiten 61 bis 145 umfasst, wovon sechs Seiten abzuziehen sind aufgrund von Illustrationen.

³³² Der in dieser Arbeit bereits erwähnte Titel *Itta aus dem Elend* stammt von einer früheren Fassung und wird hier nicht verwendet (siehe *Ein lustiges Weib* bzw. *Der Juhschroa*).

³³³ Hierfür wird im Folgenden bei Textstellenangaben die Abkürzung „E“ verwendet (vgl. EM, hg. von Bleibrunner/Fuchs, S. 61-145).

³³⁴ Vgl. E, S. 61; Zehetner 2005, S. 313

äußerst seltenen Fällen allenfalls konsumorientierte Anwendung.³³⁵ Im bayerisch-böhmischen Grenzgebiet (Kaltwasser befindet sich etwa 18 Kilometer von der Grenze zur heutigen Tschechischen Republik entfernt) war diese Sitte zu Lebzeiten Emerenz Meiers allerdings noch weit verbreitet und gerade bei den Bedürftigen des kargen Landes dies- und jenseits der heutigen „grünen Grenze“ aufgrund des sozialen Gefälles zwischen Bayern und Böhmen beliebt.

Das im modernen Sprachgebrauch aufgrund technischen Fortschritts und Veränderungen in Lebenswelt und Alltagswirklichkeit in andere Funktionsbereiche³³⁶ gelangte Substantiv *Span*³³⁷ erscheint in *Aus dem Elend* an drei unterschiedlichen Stellen: (...) *während er an seinen Spänen schnitzte* (E, S. 61), *Die Bäuerin trug Holz und Späne an den Herd* (E, S. 71) sowie (...) *schnitzte Späne und Leitersprossen* (E, S. 90). Es handelt sich allerdings nicht um ein Dialektwort, sondern um ein standardsprachliches, wie es einschlägige Wörterbücher ausweisen.³³⁸ Ein ebenfalls standardsprachliches Wort, das im landwirtschaftlichen Wortschatz gebräuchlich ist und über immer weniger Bekanntheit verfügt,³³⁹ ist *Spreu*, so vorkommend in *Laubspreu* (E, S. 67), also ein Abfallprodukt bäuerlicher Arbeit.³⁴⁰ Ebenso heute weniger bekannt ist *Schwegelpfeife* (E, S. 99), die Bezeichnung einer Querpfeife, auch *Schwiegel* genannt, bzw. einer Vorform der heutigen Querflöte. Es fällt auf, dass das Lexem in einem Wörterbuch des Jahres 2007 nicht auftaucht, aber in solchen der Jahre 1996, 1971 und 1967 durchaus, was auf die allmählich sinkende Bedeutung und Verbreitung des Wortes verweist.³⁴¹ Ebenso standardsprachlich, aber umgangsnah und daher nicht spezifisch oberdeutsch, ist die Verwendung von *leiden* in *Das litt sein Stolz nicht* (E, S. 95), also die Tatsache, dass etwas jemandes Stolz, in diesem Fall des Bauernsohnes Gottfried, nicht erdulden könne.³⁴²

³³⁵ So konnte der Verfasser zu Allerheiligen 1995 in der Auslage einer Konditorei in Geisenhausen (Landkreis Landshut) mit Zuckerguss glasierte „Seelenweckerl“ zum Preis von DM 1,20 pro Stück finden.

³³⁶ Heute zumeist im Plural, *Späne*, verwendet oder im Kompositum Holzspäne, bezeichnet es prinzipiell nur ein Abfallprodukt bei der Holzverarbeitung und kaum mehr ein eigens hergestelltes Utensil zur Beleuchtung. Im Kompositum *Spanplatte* erscheint *Span* noch im Singular oder in der sog. *Glimmspanprobe* zum Nachweis von Sauerstoffvorkommen. Der hierfür verwendete Holzspan wird auch als *Fidibus* bezeichnet. Dieser Ausdruck entwickelte sich im Laufe späterer Jahrzehnte sogar zur Produktbezeichnung für Streichhölzer, so vertreibt die Firma eucasan GmbH in Oberkirch (Baden-Württemberg) *Fidibus Zündhölzer*.

³³⁷ Vgl. hierzu auch *Kienspan* (DB, S. 41)

³³⁸ Vgl. Wahrig, S. 978; Duden Bd. 1, S. 694; Duden Bd. 7, S. 779; Grimm Bd. 16, Sp. 183; die ebenso häufige Erwähnung des Substantivs *Kienspan* vgl. Wahrig, S. 589; Duden Bd. 1, S. 406; Duden Bd. 7, S. 404f.; Grimm Bd. 16, Sp. 1862.

³³⁹ Eine Ausnahme stellt das Sprichwort *Die Spreu vom Weizen trennen* dar, worauf aber bereits eingegangen wurde.

³⁴⁰ Hierbei sei auf Grimm Bd. 17, Sp. 51-67, verwiesen, der eine differenzierte Analyse der Verwendungsweisen des Wortes *Spreu* vornimmt.

³⁴¹ Konsultiert wurden Wahrig 2007, Duden 1996, Duden 1971, Duden 1967 sowie Grimm, Bd. 15, Sp. 2408-2416; erstaunlicherweise tauchen weder *Schwegelpfeife* noch *Schwiegel* bei Adelung auf.

³⁴² Vgl. Wahrig 1975, Sp. 2331; Zehetner 2005, S. 228

Heidelsträucher(n) (E, S. 61), aus denen u.a. Besen gefertigt werden, sind botanische Angaben, ebenfalls ohne dialektalen Hintergrund. Die selten gewordene Bezeichnung *Heidelstrauch*, also Heidelbeerstrauch, wird zwar von Grimm nicht in der Form erwähnt,³⁴³ taucht aber in einem 1792 in Frankfurt und Leipzig erschienenen Forsthandbuch unter der Rubrik „Besondere“ auf.³⁴⁴ Die Bandbreite an regionalen Wörtern für die Heidelbeere ist in Bayern ziemlich groß, die Präferenz der Verfasserin für den Bestandteil *Heidel* ihrer geographischen Herkunft geschuldet.³⁴⁵ Auffällig mag sein, dass sie sich für die Verwendung von *Strauch* als zweiten Teil des Kompositums entschied und nicht für die in ihrem sprachlichen Hintergrund gebräuchliche *Stau*.³⁴⁶ Ähnliche Ausgleichsbestrebungen wie bei *Heidelsträuchern* lassen sich an zwei weiteren im *Elend* gebrauchten Lexemen feststellen. Zunächst handelt es sich dabei um *Totensuppe* (E, S. 122), ein Substantiv, das zwar tendenziell mehr in Süddeutschland und den angrenzenden bairischen Gebieten gebraucht wird, aber in diesem Fall das Emerenz Meier sicher gleichermaßen gängige *Leichenschmaus* ersetzt.³⁴⁷ Ebenso verhält es sich bei *Sensenmann* (E, S. 125) als nicht nur im deutschen Sprachraum bekannte, allegorisch-personifizierte Darstellung des Todes. Das bairische *Boandlkramer* etwa wäre hierfür die dialektale Variante, doch die Autorin scheint sich ganz bewusst für *Sensenmann* entschieden zu haben. Der Grund für diese Ausgleichsbestrebungen ist stets gleich: Versuch der Schaffung eines Textes, der einem möglichst breiten Rezipientenkreis zugänglich ist. Die Tatsache, dass die vorliegende Novelle in ihren wörtlichen Reden größtenteils dialektal geprägt ist, steht nicht im Widerspruch dazu. Auch ein Leser, der über keinen ostoberdeutschen Sprachhintergrund verfügt, kann sich mundartnahe Aussagen und Dialoge erschließen, wenn der erzählerische Rahmen des Werks ohnehin deutlich und klar verständlich ist. Aus dem semantischen Rahmen ‚Tod, Bestattung‘ stammt auch *Totenbank* (E, S. 125). Formal gesehen dem Standard entsprechend, stellt das Lexem jedoch einen mundartlichen Ausdruck dar.³⁴⁸ Die *Totenbank*, also die Vorrichtung zur Aufbahrung Verstorbener, ist ebenfalls in Altbayern gebräuchlich – wenn auch nicht ausschließlich.³⁴⁹ Man kann also

³⁴³ Vgl. Grimm Bd. 10, Sp. 803: *Heidelstau*

³⁴⁴ Burgsdorf, S. 118

³⁴⁵ Vgl. Renn/König, S. 240

³⁴⁶ Ausgesprochen [ˈʃdaʁən]

³⁴⁷ Zehetner 2005, S. 340, kategorisiert *Totensuppe* als umgangssprachlich.

³⁴⁸ Keines der einschlägigen neuhochdeutschen Wörterbücher führt eines der beiden Lexeme auf (vgl. Wahrig, Duden Bd. 1, Duden Universalwörterbuch, Duden 1971, Duden 1967, Mackensen).

³⁴⁹ Anscheinend ist das Lexem *Totenbank* trotz seiner hier konstatierbaren Kleinregionalität auch in anderen dialektalen Umgebungen bekannt. So wird am 26.04.2010 die Leiterin des Freilandmuseums Lehde (Stadt Lübbenau, Landkreis Oberspreewald-Lausitz/Brandenburg) mit den Worten zitiert „Liegen, das war nur was für die Totenbank“ (Eva Dorothee Schmid in: Berliner Zeitung vom 26.10.2010).

erkennen, dass sich die Ausgleichsbestrebenungen Emerenz Meiers an manchen Stellen des Erzähltextes, wohl aber nicht an allen erkennen lassen.

Im gesamten deutschen Sprachraum zwar verständlich, aber nur regional oberdeutsch gebraucht, ist *Erdäpfel* (E, S. 68) für ‚Kartoffeln‘. Das Wort mag in Österreich zwar dem Standard entsprechen, in Deutschland ist es allerdings nur als regionaler Standard zu bezeichnen,³⁵⁰ wenn es auch eindeutig dialektalen Hintergrund besitzt.

Reine Dialektlexeme, also solche, deren Denotat und Konnotat den bairischen Sprachraum nicht überschreiten, finden sich im meistens der Hochsprache entsprechenden oder zumindest ihr angepassten Erzähltext der Novelle trotzdem an einigen weiteren Stellen, weshalb es sich hierbei zweifellos um latente Dialektismen handelt. Bisweilen tauchen diese bereits in früheren Erzählungen der Autorin auf. *Schnadahüpfl* (E, S. 74) wurde bei der Betrachtung des *Juhschroa* schon behandelt,³⁵¹ ebenso *Krapfen* (E, S. 91) und *Küchl* (E, S. 92); *Nudel* (als Teil des Determinativkompositums bzw. Terminus technicus *Rauhnudeln*, da diese Art von Nudeln nur in Rauhnächten gebacken wurden, in E, S. 91), worauf bereits hingewiesen wurde, bezeichnet ein rundliches Hefeteiggebäck, das in der Reine ausgebacken wurde. In vorliegender Novelle erscheint zudem das Verb *ausdrehen* (E, S. 92) zur Bezeichnung der Herstellung von *Küchln*, wodurch diese ihre charakteristische runde Form erhalten. Dieses Verb erhält durch den Kontext seine Bedeutung, die der Hochsprache fremd ist. *Ausdrehen*, wie es das Bairische genauso kennt, bedeutet zunächst das Deaktivieren beispielsweise einer Lichtquelle oder eines technischen Geräts. Es liegt also im Dialekt Polysemie vor.³⁵²

Aus dem Bereich der bäuerlichen Wohn- und Arbeitsgemeinschaft innerhalb eines Anwesens oder Dorfes stammen der *Baumann* (E, S. 135), der Pferde- oder Oberknecht,³⁵³ und die *Bauerndirnen* (E, S. 83) bzw. *Dirnen* (E, S. 91; a.a.O. im Singular, *Dirn*, gebraucht). Die jeweiligen textuellen und semantischen Zusammenhänge³⁵⁴ lassen jedoch erkennen, dass bei *Dirn* ebenso Polysemie vorliegt, worauf schon hingewiesen wurde. Zum einen bezeichnet das Wort eine Magd im ursprünglichen Sinn des mittelhochdeutschen

³⁵⁰ Vgl. hierzu Ebner, S. 113; Die Angabe „in versch[iedenen] südd[utschen] und schweiz[erischen] Gebieten dialektal“ wäre aufgrund der Striktheit der Aussage diskutabel.

³⁵¹ Siehe DJ, S. 24, bzw. Kapitel 4.2.2.1 dieser Arbeit.

³⁵² Vgl. hierzu Lühr, S. 255f.

³⁵³ Siehe DB, S. 42, bzw. Kapitel 4.2.2.1 dieser Arbeit.

³⁵⁴ E, S. 83: (...) daß sie viel mehr Verstand und Bildung besaß, als die gewöhnlichen Bauerndirnen; und E, S. 91: In den Ställen brüllte das Vieh, das der Hausherr mit geweihtem Brot stopfte, während die Dirnen mit Kohlenpfanne und Dreikönigswasser hin und her wanderten (...).

Wortes *diern(e)*³⁵⁵ ohne pejorativen Nebensinn, zum anderen erscheint es aber auch in der Bedeutung ‚Mädchen‘ bzw. ‚junge, unverheiratete Frau‘.³⁵⁶

Ein Teil der dörflichen Berufe war der *Wasenmeister* (E, S. 102f.), auch Abdecker genannt, der für die Beseitigung von Tierkadavern zuständig war. Diese Bezeichnung ist eine von vielen im deutschen Sprachraum und über die Grenzen des Ostoberdeutschen hinaus bekannt. Dabei musste die Wasenmeisterei kein ausschließliches Tätigkeitsfeld darstellen, sie konnte einem bestimmten Landwirt, Kleinlandwirt oder Söldner am Ort übertragen sein; tendenziell wohnte der Wasenmeister aber zumeist außerhalb der Ortschaft. Ein anderer Beruf aus dem Spektrum der Land- und Forstwirtschaft ist der *Holzhauer* (E, S. 95). Bei dem verwendeten Begriff bedarf die Frage nach seiner Regionalität oder Standardsprachlichkeit einer kurzen Diskussion. Zunächst erscheint *holzhouwer* bereits im Mittelhochdeutschen ohne explizite Hinweise auf regionale Präferenzen.³⁵⁷ In der Hochsprache des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts erscheint der Begriff lediglich als „(landsch[aftlich für]:) *Holzfäller*“³⁵⁸ bzw. als Synonym zu „Holzhacker“³⁵⁹. Damit wäre zunächst geklärt, dass sich das Verbreitungsgebiet von *Holzhauer* in der Sprachgeschichte verkleinert hat. Nach Konsultation exemplarischer regionaler und Universalwörterbücher wird deutlich, dass das Lexem seit Beginn der Frühen Neuzeit nur mehr im hoch-, also ober- und mitteldeutschen Bereich verwendet wird,³⁶⁰ wofür auch der Eintrag bei Klappenbach/Steinitz spricht, die sich auf eine Stelle in Erich Kästners (1899-1974) *Doppeltem Lottchen* berufen³⁶¹ – Kästner war gebürtiger Dresdner. Kurios erscheint dabei nur, dass kein bairisches Wörterbuch *Holzhauer* als Lexem aufführt,³⁶² was im Umkehrschluss aber nicht bedeuten muss, dass es innerhalb des Bairischen – das bereits *Holz knecht* oder *Holzhacker* kennt – gänzlich unbekannt ist. Allem Anschein nach handelt es sich daher also bei *Holzhauer* um ein von der Verfasserin bewusst gewähltes überregionales Substantiv, um eben die Verwendung eines entsprechenden dialektalen Begriffs zu vermeiden.

³⁵⁵ Vgl. Hennig, S. 53; auch: Grimm Bd. 2, Sp.1185; Paul 1935, S. 110; Sanders 1910, S. 146; Zehetner 2005, S. 101

³⁵⁶ Das männliche Synonym, *Bursch*, kommt ebenfalls in *Aus dem Elend* vor (vgl. E, S. 91, S. 99, S. 111, S. 115); auf Bedeutung und Verwendungsweise wurde bereits in Kapitel 4.2.2.1 dieser Arbeit hingewiesen.

³⁵⁷ Vgl. Lexer 1992 Bd. 1, Sp. 1331, oder Adelung Bd. 2, Sp. 1772

³⁵⁸ Duden, Universalwörterbuch, S. 733; vgl. hierbei auch Duden, großes Wörterbuch, Bd. 4, S. 1858, wo ebenso auf die Landschaftlichkeit hingewiesen wird. Küpper führt *Holzhauer* als Lexem nicht auf (vgl. a.a.O., S. 358).

³⁵⁹ Mackensen, S. 439

³⁶⁰ So führen sowohl Grimm (vgl. Bd. 10, Sp. 1774), Post (vgl. Bd. 3, Sp. 1157), Müller et al. (vgl. Bd. 3, Sp. 798) und Martin/Lienhart (vgl. Bd. 1, Sp. 393b) ein Lexem *Holzhauer* auf, ein niederdeutsches Wörterbuch (vgl. Diefenbach/Wülcker) jedoch nicht.

³⁶¹ Vgl. Klappenbach/Steinitz, Bd. 3, S. 1891

³⁶² Vgl. Delling, Schmeller Bd. 1, Zehetner 2005

Über *Holzhauser* hinaus erscheint eine letzte Berufsbezeichnung, nämlich *Federträger* (E, S. 125), was die Figur des Wenzl Starabin ausübt. Hier liegt ein kleinregional gebrauchtes Substantiv vor, dessen Bedeutung sich aus dem Kontext (vgl. E, S. 126) erklärt. Es bezeichnet einen Handeltreibenden mit Gänsefedern. Seine Kleinregionalität erklärt sich aus der sonst seltenen Bezeichnung eines Händlers mit dem Substantivteil *-träger*, das eher den Träger einer bestimmten Art von Aufbewahrungs- und Warenbeförderungsmittel bestimmt ohne dezidierte Rücksicht auf sein Sortiment.³⁶³ Dass beim zu betrachtenden Wort *-träger* verwendet wird, kann einen Rückschluss darauf zulassen, dass besagter Händler seine Waren aus Böhmen nach Bayern „herüberbringt“, also gewissermaßen „trägt“. Dass keine an den Standard angelehnte Ad-hoc-Bildung vorliegt, beweist die dialektal gehaltene wörtliche Rede, die der ersten Erwähnung der Figur folgt, nämlich *Federtrager* (E, S. 126).

Ein rein oberdeutsches Wort, das ebenfalls aus dem bäuerlichen Umfeld stammt und noch heute in geflügelten Worten und v.a. bei der älteren Generation auf dem Land erhalten ist, ist *Gant*; in der Novelle ist die *Rettung (...) von der Gant* (E, S. 135) also die vom drohenden Konkurs. Ein anderer Ausdruck für landwirtschaftlichen Konkurs ist *vom Hof kommen* (E, S. 62), was bereits das Resultat eines Gantprozesses in sich birgt, nämlich das erzwungene Verlassen des versteigerten Anwesens. Dieses Funktionsverbgefüge hat sich im 21. Jahrhundert nicht erhalten, was nicht zuletzt an dem massiven Rückgang des primären Wirtschaftssektors manifest wird.

Eine dialektale Verbalform findet sich bei *ein ziemlich aufgeschossenes Mädchen* (E, S. 80). Lediglich im Partizip II und als attributives Adjektiv für einen semantisch korrelierenden Nukleus gebraucht, bedeutet es ‚groß gewachsen‘ oder ‚hoch gewachsen‘ und soll ausdrücken, dass die betreffende Person erstaunlich schnell an Körpergröße gewonnen habe. Als aktivisch verwendetes Verb mit dem postponierbaren Präverb {auf-} kommt es im Bairischen heute nicht mehr vor. *Aufschießen* existiert auch in der Standardsprache nicht mehr, ist jedoch historisch nachweisbar als mhd. *ûfschiezen* in entsprechender Bedeutung ‚emporwachsen‘.³⁶⁴ Insoweit liegt hier also eine im Dialekt verselbstständigte Verwendung des Partizips eines inzwischen nicht mehr aktiv gebrauchten Wortes vor, das außerhalb dieser Flexionsform nur mehr als *schießen* bekannt ist³⁶⁵ und hier als Adjektiv gebraucht wird.

³⁶³ Die Bezeichnung *Kràxentrager* beinhaltet keine Aussage über das Sortiment des Händlers.

³⁶⁴ Vgl. Hennig, S. 355

³⁶⁵ Die Beispielsätze *Dà Sàlod schiàßt im Summà* und *Achte is à, dà Buà, und gscheid gschoesn is à-r-à* zeigen darüber hinaus, dass *schießen* im Sinne von ‚wachsen‘ ohne postponierbares Präverb {auf-} existiert. Die Perfektbildung mit *sein* als Auxiliärverb schließt Polysemie mit der Bezeichnung des Betätigten einer

In ähnlicher Weise aufgrund der Art seiner spezifischen Verwendung dialektales Lexem ist *König* (E, S. 105). Zur Sonnenwendfeier im Juni wurde, wie Emerenz Meier³⁶⁶ in einer vergleichsweise langen Fußnote angibt, eine geschmückte Strohuppe auf dem für das Sonnenwendfeuer präparierten Reisighügel installiert, bei dessen Verbrennung die Feierlichkeit zum Ende kam.³⁶⁷

Das viersitzige Steyrerwägel (E, S. 79), das der Bauernsohn Gottfried vor das Tor schiebt, ist allem Anschein nach, was schon allein der Kontext deutlich macht, eine kleinere Kutsche mit Platz für bis zu vier Fahrgäste. Dieses hier als Diminutiv gebrauchte Wort war wohl im allgemeinen Gebrauch von Emerenz Meier und ihrer Umgebung. Allerdings ist *Steyrerwagen* im bairischen Sprachraum beinahe unbekannt – Schmeller und Zehetner geben ebenso wenig einen Hinweis wie auch Grimm.³⁶⁸ Jedoch ist das Wort – zeitgenössisch wie historisch – ausschließlich in Österreich nachweisbar, wofür im Folgenden diverse Belege gebracht werden sollen: Der Schematismus des Erzherzogtums Österreich ob der Enns von 1825 verweist die Kunden der Postwägen von Linz nach Wien darauf, dass die Aufgabe von Zustellungen „Samstags Vormittags bis 9 Uhr zu den Steyrerwagen“³⁶⁹ zu erfolgen habe. Das Jahrbuch des kaiserlich-königlichen polytechnischen Instituts in Wien 1839 gibt auf die Erfindung eines gewissen Leopold Niederreither an, „alle Gattungen Kutschen und Steyrerwagen mit einer neuen Art Hängung mittelst hebelartiger Zugspratzen zu bauen“.³⁷⁰ Ebenso enthält die Autobiographie des Tiroler Malers Karl von Blaas folgende Textpassage, die den Postbotendienst seines Vaters von Landeck nach Bozen beschreibt:

*„Diese Post, mit der alles, Menschen, Waaren und Briefe befördert wurden, bestand aus einem sogenannten Steirerwagen; vorne waren ein oder zwei Sitze für die Passagiere, hinten im Wagen stand eine verschlossene Kiste mit den Briefen.“*³⁷¹

Als zeitgenössischer Beleg ist hierbei das folgende Zitat aus einem Interview, das in der Vereinszeitung *Tritsch-Tratsch* der Marktmusikkapelle Mauthausen in Oberösterreich im März 2007 erschienen ist, zu nennen. Der damals 90-jährige Gesprächspartner erzählt u.a. über seine Lehrzeit als Hufschmied: „Es gab damals viele Kutschen (kl[eine]

Schusswaffe zumindest im Perfekt und Pluquamperfekt aus. Aufgrund ontologischen Wissens kann besagte Polysemie, so beispielsweise im ersten hier gebrachten Satz, ebenso vermieden werden, was allerdings nicht bedeutet, dass sie gänzlich unmöglich ist.

³⁶⁶ Der Großteil der Fußnoten stammen nicht von den Herausgebern.

³⁶⁷ Vgl. E, S. 105, FN 1.

³⁶⁸ Vgl. Schmeller Bd. 2, S. 1253 und 1257, sowie Grimm und Zehetner 2005

³⁶⁹ Kaiserlich=Königlicher Schematismus des Erzherzogthums Oesterr. ob der Enns auf das Jahr 1825, S. 483

³⁷⁰ Prechtl, S. 429 (Eintrag Nr. 2391)

³⁷¹ Blaas, S. 8

Steyrerwagen) und Fleischhackerwagen“.³⁷² Ein weiterer Beleg findet sich auch im westböhmisches Kaiserwald zwischen Marien-, Franzens- und Karlsbad, das bis 1918 Teil der österreich-ungarischen Doppelmonarchie war. Der Autor Johann Hahn schreibt in seiner 1899 erschienen Erzählung *Wie der Steffelbauer nicht bestohlen wurde*: „(...) beim Sternwirte, der ihm ein guter Freund ist, anklopfen, ob ihn der nicht auf seinem Steyrerwagen nach Hause fahren möchte“.³⁷³ In den erwähnten Befunden erfüllt *Steyrerwagen* oder *Steirerwagen* zwar standardsprachliche Funktion, doch ist diese nicht allein von sich aus gegeben, so dass man hier von einer regionalen Variante sprechen muss. Aufgrund der Tatsache, dass der Untere Bayerische Wald neben Böhmen auch an Oberösterreich grenzt, ist festzuhalten, dass es sich bei *Steyrerwägel* (E, S. 79) um einen Austriazismus handelt, dessen Verbreitung sich anscheinend stark auf das Grenzgebiet konzentriert, liegt Kaltwasser doch knapp 17 Kilometer von der Grenze entfernt. Einen interessanten Hinweis gibt noch eine Internet-Verkaufsanzeige, eingestellt von einem Nutzer aus Rohrbach in Oberösterreich im Sommer 2010, die einen „Steirerwagen/Linzerwagen (die Bezeichnung ist vielfältig)“³⁷⁴ anbietet; nichtsdestotrotz bleibt am Ende dieses Exkurses festzuhalten, dass also ein Austriazismus vorliegt, welcher von Emerenz Meier als solcher nicht wahrgenommen und als für ihre Herkunftsregion standardlich aufgefasst wurde, was er für den Bereich der Regionalsprache auch sicherlich war.³⁷⁵ Insgesamt also liegt bei *Steyrerwägel* für das Deutsche ein Regionalismus vor, welcher in Österreich zum Standard gezählt werden kann und der innerhalb des bairischen Sprachraums einen selten verwendeten Austriazismus darstellt.

Regionalsprachliche Ausdrücke und Verwendungsweisen enthält schließlich auch der eingangs erwähnte Brief Gottfrieds an seine Eltern (E, S. 87). So berichtet er anfänglich davon, dass seit seinem letzten Schreiben *eine schöne Zeit* (ebd., Z. 2) verflossen sei. *Schön* verstärkt hierbei die Länge der bereits verstrichenen Zeitspanne, was sich in dieser Form in vielerlei Sprechsituationen wiederfindet.³⁷⁶ Das Verb *hunzen* im Ausdruck *Soldatenhunzerei* (ebd., Z. 8), was die Drangsalen und Schikanen des Soldatenlebens verdeutlicht,³⁷⁷ gilt heute als veraltet,³⁷⁸ war und ist jedoch in der Mundart ein durchaus gängiges und nicht selten gebrauchtes Wort. Zudem fällt ein weiteres Verb auf, nämlich

³⁷² Tritsch-Tratsch, Ausgabe März 2007, S. 3

³⁷³ http://gutenberg.spiegel.de/?id=5&xid=1045&kapitel=gb_found

³⁷⁴ <http://www.willhaben.at/iad/bap/object?adId=18944396>; die Schreibweise mit <ei> wurde selbstverständlich im Zitat beibehalten.

³⁷⁵ Regionale Standards kennt das Deutsche ziemlich zahlreich.

³⁷⁶ Zehetner 2005, S. 307, führt als Beispiele, u.a. bezugnehmend auf Marieluise Fleißer (1901-1974), auf: „*Sie war nicht einmal seine Frau vor dem Gesetz, sie war s. dumm* (Fleisser 33). *Das ist s. teuer*.“

³⁷⁷ Vgl. Zehetner 2005, S. 193, sowie Grimm Bd. 10, Sp. 1953

³⁷⁸ Vgl. Wahrig, S. 521

dürfen im Halbsatz *aber wenn man auf gar nix mehr aufpassen darf* (ebd., Z. 11). Es ist im Sinne des mittelhochdeutschen Präterito-Präsens *dürfen*, ‚müssen, bedürfen‘, gebraucht, was seiner ursprünglichen Bedeutung entspricht, aber so nur mehr in der Regionalsprache auftritt, also als latenter Dialektismus zu gelten hat. Ebenso verhält es sich mit der Verwendung der Präposition *in* in Verbindung mit *Berg*: *wenn man in den Wäldern und Bergen herumstreifen kann* (ebd., Z. 11f.). Nun liegt hier eine elliptische Formulierung vor, die zwar scheinbar aus stilistischen Gründen eingesetzt wurde, widerspricht aber doch der Standardsprache dahingehend, als sie ein lokal gebrauchtes *in* bei *Bergen* nicht vorsieht, da es sonst zu semantischen Missverständnissen käme.³⁷⁹ Der Dialekt jedoch erachtet diese Verwendungsweise als durchaus korrekt, auch in unseren Tagen spricht der Dialekt davon, *in die Berge* oder *an den Berg* zu gehen.³⁸⁰ Emerenz Meier hat also die Redeweise ihrer Umgebung abgebildet. Zuletzt trifft der Leser in besagtem Brief in Zeile 14f. auf die Passage *Das Geld, das Ihr mir letzthin geschickt habt, ist beim Teixel*. Dieses mundartliche Substantiv repräsentiert einen „verhüllende[n] Ausdruck für (...) Teufel“,³⁸¹ der zitierte Beleg bedeutet in Verbund mit *bei* und *sein* den Verlust des besagten Geldes, wobei keine Aussage darüber gemacht wurde, ob sinnvoll oder sinnlos angelegt, wobei die Wendung *beim Teixel sein* stark auf letztere Interpretation tippen lässt. Jedoch muss auf die Großregionalität des Lexems verwiesen werden, so führt das 1876 in Leipzig erschienene Sprichwörterlexikon des Deutschen *Teixel* auf und gibt als Belegstelle das doch sehr stark oberdeutsch klingende „Der Teix'l hol' die ganz' G'schicht“³⁸² an. Zuletzt sei auf ein mundartliches Funktionsverbgefüge³⁸³ verwiesen. Dies liegt vor bei *etwas anders zum Zeug (...) schauen* (ebd., Z. 17/18) vor. Die Verbindung aus dem entsprechenden Vollverb mit dem bestimmten Artikel verschmolzener Präposition und Substantiv ist in dieser Form der Standardsprache gänzlich unbekannt. *Zum Zeug schauen* hat finalen Charakter und bedeutet ‚sich an die Arbeit machen, um etwas Bestimmtes schließlich zu tun‘.³⁸⁴

Als sowohl im Standard als auch in der Mundart lexikalisierte Ausdrücke noch muss *(einen) Respekt vor jemandem haben* gelten. Allein hierbei wurde schon der Unterschied

³⁷⁹ *In den Bergen* bezieht sich zumeist auf einen Aufenthalt im Gebirge oder würde die irrige Vermutung einer unterirdischen Bewegung womöglich entstehen lassen. Die Formulierung *in dem Berg* bzw. *im Berg* wäre, wenn überhaupt, allenfalls als impliziter Hinweis auf eine Beschäftigung im Bergbau zu verstehen. *In den Bergen herumstreifen* wäre demnach lediglich die Tatsache, dass sich der Sprecher irgendwo in einem Gebirge bewegte.

³⁸⁰ Äußerungen wie *Wennst am Berg gähst, mußß s'Wedà bàssn* oder *Gest bin i in d'Berg gangà*, gerade aus dem bayerischen Alpenraum, sind keine Seltenheit.

³⁸¹ Zehetner 2005, S. 93

³⁸² Wander Bd 4, Sp. 1055

³⁸³ Zu Charakteristika des Funktionsverbgefüges vgl. Lühr, bes. S. 103

³⁸⁴ Vgl. hierzu Zehetner 2005, S. 381

zwischen Regional- und Hochsprache deutlich – erstgenannte operiert mit unbestimmtem Artikel. Dieser erneute latente Dialektismus erscheint auch in *Aus dem Elend*, wenn der Erzähler darüber informiert, dass der Reutbauer *einen großen Respekt vor der (...) Schwester* (E, S. 62) habe.

Aufgrund der doch anfänglich so nicht erwarteten Vielzahl regionalsprachlicher Belege soll am Ende der Ausführungen festgehalten werden, dass der Erzähltext der Novelle also keineswegs vernachlässigbar wenige Hinweise enthält, die eindeutig seine regionalsprachliche Prägung belegen.

4.3.2.2 Morphologie

Der nun folgende Teil der Arbeit widmet sich charakteristisch oberdeutschen und bairischen Besonderheiten im Bereich der Formenlehre, die der Erzähltext von *Aus dem Elend* aufweist.

Schauplatz der Novelle ist Kaltwasser, ein Dorf im *Wäldlerland* (E, S. 61). Das in weiteren Komposita und öfter als eigenständiges Substantiv vorkommende *Wäldler* (E, S. 66, S. 99, S. 128; siehe auch E, S. 90: *Wäldlerbauer*; E, S. 132: *Wäldlervolkes*) für einen oder mehrere Bewohner des Bayerischen Waldes beinhaltet zwar mit dem Nominalsuffix {-ler} eine auch standardsprachlich mögliche Art der Wortbildung,³⁸⁵ allerdings fällt die Umlautung des Vokals in der Derivationsbasis {wald} auf, die hochsprachlich nicht auftritt. Sie ist zurückzuführen auf die mundartliche Aussprache mit Diphthong /aɪ/ bei gleichzeitiger Liquidvokalisierung und daraus resultierendem Ausfall des /l/,³⁸⁶ die die Autorin durch diakritische Zeichen abzubilden suchte, ohne dabei die Derivationsbasis im Schriftbild maßgeblich zu verändern.³⁸⁷ Konsequenter bleibt Emerenz Meier in der Schreibung jedoch nicht: Eine vollständige Beibehaltung des <a> des Basismorphems erscheint parallel zu <ä> ebenso, nämlich bei *Ein Wäldler kaum, wenn er auch keinen Mißgriff machen würde* (E, S. 83). Dies ist zwar nicht in den Erzähltext integriert, doch handelt es sich um eine anscheinend bewusst standardsprachlich verfasste Aussage, die der

³⁸⁵ Auf Duden Bd. 4, S. 525 (§ 943), nämlich die Möglichkeiten der Bildung von Zugehörigkeits- und Herkunftsbezeichnungen mit dem Suffix {-ler}, wurde bereits an anderer Stelle hingewiesen.

³⁸⁶ Ausgesprochen [ˈwäɪdlä], wobei der Silbenschnitt nach dem Diphthong auftritt und insoweit keine Verhärtung des /d/ zum aspirierten /tʰ/ erfolgt; in der Standardsprache wäre der Silbenschnitt entsprechend der Morphemgrenze nach dem Basismorphem {wald} anzusetzen, was eine Auslautverhärtung zur Folge hätte. Vgl. hierzu prinzipiell Duden Bd. 4, S. 42 (§39).

³⁸⁷ Die bereits angesprochene Bildung in *Madlhüttler* beinhaltet im Gegensatz dazu keine Umlautung, da die Derivationsbasis bereits den Stammvokal /y/ enthält.

Gesellschaft in den Mund gelegt wird,³⁸⁸ weshalb man diesen Befund hier durchaus anbringen kann.

Eine oberdeutsche Variante der Zugehörigkeitsbezeichnung bzw. der Bildung possessiver Adjektive finden sich beim ebenfalls auftretenden Nominalsuffix {-isch} in *Reutbauerische(n) Familie* (E, S. 62) und *Reutbauerische(n) Eheleute* (a.a.O.). Seine Bildung und Funktion der Besitzanzeige deckt sich mit der Standardsprache.³⁸⁹ Diese lässt allerdings eine desubstantivische Adjektivderivation von Nomina propria und appellativa nur bei geographischen Bezeichnungen wie *bayerisch* oder *preußisch* zu. Der vorliegende Fall ist also eine Eigenheit des Bairischen und wird noch heute häufig verwendet.³⁹⁰

Auffällig ist an einer Stelle ebenso die Apokope des auslautenden /-ə/ von Substantiven bei *Böhm* (E, S. 128). Dabei – im Erzähltext gebraucht als Attribut zum Familiennamen *Starabin* – liegt nur ein umgangssprachlich zu bezeichnender Ausfall vor. Im Zustand heutiger Sprachverwendung und gesellschaftlicher Konventionen lässt dieser das Wort allerdings pejorativ erscheinen, was im Dialekt jedoch nicht unbedingt der Fall sein muss. Der Umgangssprachlichkeit von *Böhm* war sich Emerenz Meier im Verlauf der Abfassung der Novelle anscheinend aber bewusst und im Zuge der möglichst genauen Anpassung des Erzähltextes an den Standard erscheint nach vier weiteren Seiten auch die eigentlich hochsprachliche Form *Böhme* (E, S. 132). Ganz lassen sich also die sprachlichen Wurzeln der Verfasserin nicht verbergen, auch in der Bemühung, den Standard abzubilden, bleibt die Mundart eine bestimmende Größe.

Einen weiteren Hinweis aus dem Bereich der Formenlehre, der die Herkunft der Verfasserin anzeigt, bringt die Bildung des Diminutivs von *Wagen* im bereits erwähnten und lexikalisch ausführlich analysierten *Steyrerwägel* (E, S. 79). Das Suffix {-(-e)l},³⁹¹ dem das standardsprachliche {-lein} entspricht,³⁹² bezeichnet als solches bereits eine oberdeutsche Besonderheit. Es erfordert auch die Umlautung des Stammvokals seiner substantivischen Basis,³⁹³ in vorliegendem Fall des Basismorphems {wag-}. Diese Umlautung bildete die Verfasserin der Novelle mit diakritischen Zeichen über dem <a> ab,

³⁸⁸ Siehe a.a.O.: (...) hieß die nächstliegende Frage und (...) dergleichen Redereien.

³⁸⁹ Vgl. Duden Bd. 4, S. 546 (§ 990)

³⁹⁰ Siehe beispielsweise auch die Lokalangabe *Bei de Huàbàrischn* oder die im Regensburger Stadtdialekt gängige Bezeichnung des Von-Müller-Gymnasiums, *s'Müllàrische* oder *bei de Müllàrischn*.

³⁹¹ Die Einklammerung des *e* hat den Grund, die nicht durchgeführte Artikulation dieses Schwa im Dialekt deutlich zu machen.

³⁹² Vgl. Duden Bd. 4, S. 504 (§ 895)

³⁹³ In anderen Fällen erscheint die Umlautung des Diphthongs der substantivischen Basis, so vgl. *Kriàgl* als Diminutiv zu *Kruàg*.

was phonetisch dem überhellen bairischen /ä:/ entspricht, wofür das lateinische Buchstabensystem kein eigenes Zeichen kennt.³⁹⁴

Über die Wortbildung hinaus lassen sich weitere morphologische Befunde ostoberdeutscher Prägung feststellen. Einer davon ist die Verwendung des Genus von *Vaterunser*: *Itta rutschte von dem Stuhl, auf welchen Burgl sie gesetzt hatte, legte beide Fäustchen aufeinander und begann, den ‚böhmischen Vaterunser‘ zu beten* (E, S. 68). Dieser stellt eine vulgär-verhöhrende Form des Gebets dar. Das Maskulinum bei Gebetstiteln, wo der Standard Neutrum verwendet, ist eindeutig dialektal. Im vorliegenden Beispiel mit *Vaterunser* ist in der Mundart noch eindeutig das Neutrum als Genus zu erkennen, das der Gebetsangabe zugrundeliegt.

Einen letzten ostoberdeutschen Befund stellt schließlich die Textstelle *unterhalb Roßberg* (E, S. 140) dar. Die Präposition *unterhalb* regiert hochsprachlich entweder den Genitiv oder die Verwendung von *von*. Beides ist im Bairischen nicht gefordert, stattdessen kann das intendierte Substantiv, sofern es sich um einen Eigennamen wie im vorliegenden Fall handelt, im Nominativ und ohne weitere Präposition nach *unterhalb* gestellt werden. Hätte es sich um die Angabe eines Abstraktums, also beispielsweise eines Berges, gehandelt, so verlangt die Regionalsprache dafür den Dativ,³⁹⁵ unterscheidet sich also auch hier vom Standard. Insoweit erkennt man aber erneut, wie stark der Heimatdialekt Emerenz Meiers Schreiben beeinflusste.

4.3.2.3 Syntax

Bei Analyse der Erzähltexte der ersten drei epischen Werke Emerenz Meiers waren manche syntaktische Auffälligkeiten zu betrachten und zu erläutern. Die Befunde im Erzähltext der Novelle *Aus dem Elend* konzentrieren sich auf lediglich einen einzigen im in den Text eingearbeiteten Brief der Hauptfigur Gottfried. Er schreibt in Zeile 11ff. *wenn man in den Wäldern und Bergen herumstreichen kann wie man will, dann ist's halt doch ganz was anderes*. Für die Standardsprache ungrammatisch ist dabei die Stellung der einzelnen Elemente im Attribut zu *anderes*. Die im Vergleich zur Hochsprache umgekehrte

³⁹⁴ Die bei der Diminutivierung von *Wagen* durch {-e(l)}-Suffix auftretende Modifikation des Stammvokals muss nicht zwangsweise (in Ermangelung verbindlicher orthographischer Vorgaben für den bairischen Dialekt bzw. für einen wie auch immer gearteten bairischen Verkehrsdialekt) auch eine graphische Modifikation wie im vorliegenden Fall zur Folge haben. Als Beispiel hierfür sei der Diminutiv *Leiterwagel* genannt, der in einem sehr persönlich gehaltenen Nachruf auf den verstorbenen Hans-Thomas Raith aus der *Mittelbayerischen Zeitung* vom 08.12.2012 auftaucht: „Besonders schön war es „Ben Hur“ mit dem Leiterwagel als Streitwagen (...) nachzuspielen. Dafür bin ich dankbar (...)“ [Anmerkung des Verfassers: Die Interpunktion des Anzeigentexts wurde beibehalten].

³⁹⁵ Als Beispiel wäre zu nennen *Untàhoi(b) àm Berg*, wobei *àm* phonetisch auch zu *àn* abgeschliffen werden kann, wodurch wiederum ein Zusammenfall der Dativ- mit der Akkusativform des bestimmten Artikels einhergeht, auch wenn es sich nach wie vor um den Dativ handelt.

Anordnung von *ganz* und *(et)was* kann als charakteristisch bairisch gelten, semantisch besteht jedoch kein Unterschied zum Standard.

Die Deutung der Tatsache, dass die Syntax weniger von Regionalismen oder gar Dialektismen durchsetzt ist, wird zu einem späteren Zeitpunkt der Arbeit vorzunehmen sein; dabei wird der direkte Vergleich entsprechender Befundzahlen aus unterschiedlichen Lebens- und Schaffensphasen Emerenz Meiers eine zentrale Rolle zu spielen haben.

4.3.2.4 Eigennamen

Die beiden Hauptpersonen der Novelle heißen *Itta* und *Gottfried*. *Itta*, eine Nebenform zu *Ida*, ist ein in Bayern so gut wie ungebräuchlicher Vorname, hingegen für Böhmen unweit der Grenze durchaus charakteristisch, wie es die entsprechende Fußnote in der von Hans Göttler herausgegebenen Edition erwähnt.³⁹⁶ Diese Tatsache stammt noch aus der Zeit vor der Tschechisierungspolitik des am 28.10.1918 neu gegründeten tschechoslowakischen Staates³⁹⁷ und vor Verschiebung der Sprachgrenzen nach dem Zweiten Weltkrieg, da das böhmisch-bayerische Grenzgebiet deutschsprachig war, was auch der Nachname Ittas, *Lichtenberger* (E, S. 118), beweist. Als in Bayern ebenfalls ziemlich seltener Taufname kann *Gottfried* gelten,³⁹⁸ für den ebenso keine Abkürzung auftaucht wie für dessen verstorbenen Onkel *Heinrich* (E, S. 86).³⁹⁹

Darüber hinaus tauchen jedoch in ganz ähnlicher Weise wie in den bereits behandelten frühen Erzählungen treten auch in der zu betrachtenden Novelle diverse bairische Vornamenformen auf. Dies erkennt man u.a. an der der Familie des männlichen Hauptprotagonisten: Gottfrieds Vater wird *Sepp* (E, S. 66) genannt, die für Bayern typische Abkürzung für Joseph, seine Tante trägt den abgekürzten Vornamen *Burgl*. Hierbei kann nicht eindeutig auf ihren Taufnamen geschlossen werden, da diese Abkürzung entweder für Walburga⁴⁰⁰ oder Not(h)burga⁴⁰¹ stehen kann. Hierbei fällt sogleich ein Hausname auf, nämlich der des *Reutbauern* bzw. der *Reutbauernhof*. Das Anwesen steht im Dorf Kaltwasser in der Gemeinde Jandelsbrunn (Kreis Freyung-Grafenau; vormals Gemeinde Hintereben), für das jedoch der Historische Atlas des Hochstifts Passau keinen

³⁹⁶ Vgl. E, S. 39, FN 1.

³⁹⁷ Dessen Anerkennung wurde erst nach den Pariser Vorortverträgen von Saint-Germain und Trianon 1919 offiziell.

³⁹⁸ Bei den in der Novelle am häufigsten erscheinenden Vornamen *Itta*, *Gottfried* und *Burgl* wird auf eine gesonderte Aufstellung der zahlreichen Belegstellen verzichtet; ebenso verfährt der Verfasser mit dem Hausnamen des Anwesens, auf dem ein Großteil der Handlung sich abspielt, nämlich *Reutbauernhof*.

³⁹⁹ Für diesen in Bayern nicht sehr häufigen Vornamen wäre *Heiner*, seltener *Heini*, als Abkürzung gängig.

⁴⁰⁰ Für Walburga bestehen im Bairischen darüber hinaus die Abkürzungen *Wally* und *Walba*, selten auch *Burga* oder *Burgi*.

⁴⁰¹ Beide Schreibweisen, mit oder ohne <h>, sind möglich, wobei die Variante *Notburga* zweifellos häufiger anzutreffen ist.

entsprechenden Hausnamen angibt.⁴⁰² Kaltwasser wird stets in der standarddeutschen Form angegeben und zudem an einer Stelle mit aus Präposition und bestimmtem Artikel entstandenem *im*: Auf die Frage von Ittas Vater, wo er sich befinde, antwortet der Gefragte *Im Kaltwasser* (E, S. 116). Sonst erscheint *Kaltwasser* nie mit Artikel, wird als Lokalangabe also bis auf oben genannte Ausnahme stets entsprechend dem Standard verwendet.⁴⁰³ Bei Ortsangaben verfügt der Dialekt ohnehin über eine größere Variationsbreite an Präpositionen, die zusammen mit bestimmtem Artikel verwendet werden können; als Beispiele seien hierfür *Weiden*,⁴⁰⁴ *Höll*⁴⁰⁵ oder *Linden*⁴⁰⁶ herangezogen. Lediglich umgangssprachlich und als Ortsname wie ein Appellativum behandelt ist die Angabe der Herkunft. Hier verwendet die Autorin *von Kaltwasser* (E, S. 120), wofür die Hochsprache *aus* für stilistisch angebracht hielte. Bereits der Titel der Novelle enthält eine Herkunftsbezeichnung mit *aus* – *Aus dem Elend* –, doch ist die konsequente Verwendung des bestimmten Artikels in Verbindung mit der Ortschaft Elend ebenso charakteristisch oberdeutsch. Dies erkennt man auch in Ittas Aussage, *[v]om Elend* (E, S. 63) zu stammen, wobei hier erneut dem eben erwähnten *von* der Vorzug gegeben wird, oder in der Angabe ihrer häuslich-familiären Herkunft: *Sie hatten in einer kleinen, halbverfallenen Hütte außerhalb des Elends gewohnt* (E, S. 67). In gleicher Weise verfährt Emerenz Meier bei der Personenangabe *die alt Herrnbäuerin in der Finsterau* (E, S. 126).⁴⁰⁷

Finsterau ist lokalisierbar, es handelt sich um das gleichnamige Pfarrdorf, das heute zur Gemeinde Mauth (Landkreis Freyung-Grafenau) gehört. Elend in dieser Form hingegen ist nicht auszumachen. In der Region Südböhmen (Jihočeský kraj), die seit 1945 auf tschechischer Seite die Grenzregion zu Bayern bildet, existiert lediglich ein Dorf, das im

⁴⁰² Vgl. Veit, S. 280

⁴⁰³ Da es sich also um eine standardsprachliche Ortsbezeichnung handelt, die Genus- respektive Artikelverwendung aber dialektal ist, werden die beiden Befunde in der abschließenden Auswertung unter morphologischen Aspekten erscheinen.

⁴⁰⁴ Für die Stadt Weiden i.d.OPf verwendet die Mundart *d'Wei(d)n*.

⁴⁰⁵ Für die Einöde Höll (Gemeinde Adlkofen, Landkreis Landshut) sagt der Volksmund *in dà Häi* bzw. *in dà untàn Häi*, was als volkstümliche Bezeichnung bereits im 18. Jahrhundert – sogar in latinisierter Form – nachweisbar ist (vgl. Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg, Pfarrmatrikeln Obaraichbach Bd. 2, o.S., betreffend die Sponsalie zwischen Georg Mayr und der Witwe Monika Grassinger am 16.02.1713; als Eltern des Bräutigams werden im Genitiv Singular angegeben „Udalrici Mayrs, in inferiora spelunca adhuc viventis et Ursulae uxoris eius p[ia]e m[emoriae] (...)“).

⁴⁰⁶ So wird ein Einödhof nahe des Weilers Linden (Markt Geisenhausen, Landkreis Landshut) als *Riembauer unter der Linden* bezeichnet, eine volkstümliche Bezeichnung, die ebenso bereits im 18. Jahrhundert als „Riembauer unter der Linthen“ nachweisbar ist (vgl. Archiv des Erzbistums München und Freising, Pfarrmatrikeln Geisenhausen bei Landshut, Bd. 19, S. 327, betreffend den Tod des Landwirts Joseph Bader aus Riembauer vom 11.03.1770).

⁴⁰⁷ Da es sich also um eine standardsprachliche Ortsbezeichnung handelt, die Genus- respektive Artikelverwendung aber dialektal ist, werden die Befunde in der abschließenden Auswertung unter morphologischen Gesichtspunkten aufgeführt.

Deutschen zumindest als Namensbestandteil „Elend“ führte, nämlich Elendbachel (tschechisch Polka, Gemeinde Horní Vltavice).⁴⁰⁸ Hinsichtlich der geographischen Lage dieses kleinen Ortes im westlichen Böhmerwald darf davon ausgegangen werden, dass es sich hierbei um den realen Herkunftsort der fiktiven Figur Itta handelt. Zwischen Elendbachel/Polka, nicht ganz zehn Kilometer nördlich der bayerisch-böhmischen Grenze gelegen, und Kaltwasser liegt ein Fußmarsch von etwa fünf Stunden, wobei eine Strecke von ungefähr 27 Kilometern zurückzulegen ist. Einen weiteren Ortsnamen bietet die Novelle schließlich mit dem schon erwähnten *Roßberg* (E, S. 81, S. 140), dem Herkunftsort der Bauersfamilie Greininger. In dieser Form konnte er im Umkreis von Kaltwasser bzw. der Gemeinde Jandelsbrunn und im Landkreis Freyung-Grafenau nicht identifiziert werden;⁴⁰⁹ eine Suche in weiterem Umkreis erscheint wenig zielführend, da man sich in einem gangbaren Radius vom Handlungsort Kaltwasser bewegen muss, was die gegenseitige Kenntnis der Figuren Gottfried und Resie voraussetzt. Eine Möglichkeit jedoch stellt das Dorf Rosenberg dar, ebenfalls in der Gemeinde Jandelsbrunn und acht Kilometer südlich von Kaltwasser gelegen. Sollte es sich bei *Roßberg* und Rosenberg um ein und dasselbe Dorf handeln, so ließe sich das erklären mit der Tatsache, dass die Mundart die Schwa-Silbe /-ən/ bzw. den silbischen Konsonanten /ŋ/ nicht oder nur undeutlich artikuliert,⁴¹⁰ so dass Emerenz Meier den Namen des Dorfes, der Aussprache gemäß, mit *Roßberg* verschriftet hat.

Bei *Sölling* (E, S. 104, 133) und *Dreisesselstein* (E, S. 133) liegen Flurbezeichnungen vor. *Sölling* muss die mundartliche Bezeichnung eines nicht unerheblich steilen Berges nahe Kaltwasser sein, worauf das gebrauchte Attribut sowie das Genus des Wortes hinweisen: *auf dem steilen Sölling hinter Kaltwasser* (E, S. 104) und *den Sölling hinab* (E, S. 133). Eine genaue Lokalisierung erscheint schwierig; die Parallelen zur Einöde Sölling in der damaligen Gemeinde Böhmzwiesel, heute zur Stadt Waldkirchen gehörig, allein in der Namensgebung sind evident, jedoch liegen zwischen Kaltwasser und Sölling, welches 1925 mit dem Dorf Schlößbach verbunden wurde,⁴¹¹ knapp acht Kilometer und damit einen Fußweg von etwas weniger als zwei Stunden auseinander, was der Formulierung *hinter Kaltwasser* (E, S. 104) nicht entsprechen kann. Etwas näher an Kaltwasser liegt die

⁴⁰⁸ Das konsultierte Genealogische Ortsverzeichnis (<http://gov.genealogy.net>) gibt neben den aktuellen Ortsnamen in ehemals deutschen Gebieten immer auch die entsprechenden deutschen Bezeichnungen an.

⁴⁰⁹ Vgl. Amtliches Ortsverzeichnis Bayern sowie Genealogisches Ortsverzeichnis auf <http://gov.genealogy.net>

⁴¹⁰ Die mundartliche Lautung wäre nach dieser Vermutung [ˈro:sbeäk], wobei natürlich eingeräumt werden muss, dass in diesem Falle eine Modifikation des hier am Silbenauslaut stehenden /s/ aufgrund des Anlauts /b/ der Folgesilbe zu /š/ möglich erschiene, woraus lautlich [ˈro:šbeäk] entstünde, was andererseits jedoch nicht zwangsläufig ein Erstglied *Roß* ausschlosse.

⁴¹¹ Vgl. Veit, S. 629 und 210

Ansiedlung Solla, jedoch liegt hierzwischen auch noch ein Fußmarsch von nicht ganz einer Stunde. Zudem sind die phonetischen Parallelen zwischen *Sölling* und *Solla* eher gering. Beim *Dreisessel* (E, S. 133), dessen bewaldete Kuppe auch *Dreisesselwald* genannt wird, handelt es sich um einen recht bekannten Berg nördlich von Jandelsbrunn, den es von Kaltwasser aus nach Süden zu zu passieren gilt und der auch im amtlichen Verkehr diesen Namen trägt.

Nach diesen Exkursen zu Orts- und Flurbezeichnungen noch kurz zurück zu weiteren im Text erscheinenden Vornamen bzw. ihren Formen. Der Großknecht der Familie heißt *Hans* (E, S. 74), also Johann, und Gottfrieds potenzielle Braut trägt den Namen *Greininger Resie* (E, S. 82, S. 83, S. 107, S. 108) bzw. *Resie* (E, S. 137ff.). Zunächst ist *Resie* die sehr verbreitete Abkürzung für Theresia oder Therese, wobei die <ie>-Schreibung am Ende eher ungewöhnlich ist. Der Name ihrer Zwillingschwester liegt auch in abgekürzter Form vor, nämlich *Lois* (E, S. 107), was für Aloisia steht. Charakteristisch bairisch ist bei *Greininger Resie* weiterhin die Verwendung des bestimmten Artikels bei Namen; diese wird von der Autorin jedoch nicht konsequent durchgehalten. Während auf Seite 82 davon berichtet wird, dass *die Greininger Resie* etwas rufe, erscheint nur acht Zeilen später die Aussage *Resie nickte*. Es stellt erneut ein Indiz dafür dar, dass der Autorin bewusst war, dass ein bestimmter Artikel vor Namen nicht dem Standard entspricht, weshalb sie an manchen Stellen darauf verzichtet, aber an anderen wiederum die mundartnähere Formulierung verwendet. Derartige Interferenzen sind bei Dialektsprechern keineswegs eine Seltenheit. Die Inversion von Vor- und Familiennamen – darauf wurde bereits hingewiesen – wird umgangssprachlich in vielen deutschen Gebieten vollzogen, in der Novelle ist dies aber ein weiteres Indiz auf die oberdeutsche Prägung des Textes. Als Letztes liegt bei *Greininger Resie* die Verbindung aus Haus- und Vornamen vor, allerdings nicht, wie in den drei frühen Erzählungen Emerenz Meiers, in Form eines Kompositums. Dass es sich bei *Greininger* um einen volkstümlichen Hausnamen handelt, wird klar, wenn man sieht, dass besagte Person die Tochter des *hochangesehenen Greiningerbauern von Roßberg*⁴¹² (E, S. 81) ist. Einen weiteren Hinweis darauf gibt die Erwähnung, dass es sich bei Resie um eine *Greiningertochter* (E, S. 95) handelt. Zusammensetzungen aus Familiennamen und der Verwandtschaftsbezeichnung *Tochter* oder *Sohn* sind im Bairischen tendenziell eher selten. Hierfür würde der Dialekt *Deàndl* oder *Buà* vorziehen, hingegen ist bei Bildungen nach erstgenanntem Muster meistens ein Hof- bzw. Hausname erster Wortbestandteil. Der Hausname *Greininger* ist in dieser oder ähnlicher Form

⁴¹² Auf den Ortsnamen *Roßberg* und dessen potenzielle Fiktionalität wurde ebenso wie auf den möglichen Zusammenfall von Haus- und Familiennamen bereits hingewiesen.

übrigens nicht nachweisbar;⁴¹³ ebenso wenig lässt sich eine Siedlung mit Namen Greining ausmachen.⁴¹⁴

Direkte Verschmelzungen aus Berufsbezeichnung und Herkunftsort oder Vorname finden sich in *Aus dem Elend* ebenso. Zunächst handelt es sich bei *Elendmüllnerin* (E, S. 65) um die Betreiberin der oder einer Mühle (oder die Ehefrau des Betreibers) in der Ortschaft Elend bzw. Elendbachel,⁴¹⁵ zumal das /n/ im Wortinneren von *Elendmüllnerin* eine dialektale Eigenart darstellt. Etwas schwieriger verhält es sich bei *Müllerlenz* (E, S. 140). *Lenz*, auch allein stehend (vgl. E, S. 139), ist die Abkürzung für Lorenz, aber der erste Bestandteil der vorliegenden Bezeichnung sagt fürs Erste nicht sicher aus, ob es sich um denjenigen Lorenz handelt, der von Beruf Müller ist oder der von einem Anwesen mit dem Hausnamen „Müller“ stammt. In Anbetracht der Tatsache, dass neun Kilometer südlich von Kaltwasser die Einöde Lenzmühle (Gemeinde Jandelsbrunn, vormals Gemeinde Heindlschlag) besteht und es sich dabei in früherer Zeit um eine Mühle mit Säge handelte,⁴¹⁶ ist anzunehmen, dass besagte Figur aus Lenzmühle stammte. Eine Randfigur der Novelle ist der böhmische Federträger Wenzl Starabin aus Kuschwarda. Sein Vorname, eine selbstständige Nebenform von Wenzeslaus, erfreut sich in Böhmen noch heute, in der tschechischen Entsprechung *Václav* bzw. *Venceslav*, großer Beliebtheit. Starabins Herkunftsort Kuschwarda kann lokalisiert werden, er heißt seit 1945 *Kunžvart*, später geändert in *Strážný*, und befindet sich im Bezirk Prachatitz (Prachatice) im südwestlichen Böhmerwald.⁴¹⁷

4.4 Die Erzählung *Der Bua*

4.4.1 Einleitende Klärungen

Um die Auswahl der Texte aus dem Frühwerk zu komplettieren und nicht ausschließlich solche aus dem einzigen Buch zu verwenden, erfolgt noch die Erzähltextanalyse von *Der Bua*.⁴¹⁸ Obgleich als Original nur handschriftlich in amerikanischen Schreibheften

⁴¹³ Vgl. Veit, S. 208ff.

⁴¹⁴ Vgl. Amtliches Ortsverzeichnis Bayern und <http://gov.genealogy.net>

⁴¹⁵ Die Lokalisierung von *Elend* mit Elendbachel (tschechisch Polka) wurde im Rahmen dieses Kapitels hinreichend begründet.

⁴¹⁶ Vgl. Veit, S. 281

⁴¹⁷ Vgl. Genealogisches Ortsverzeichnis nach gov.genealogy.net

⁴¹⁸ Die aus der Erzählung *Der Bua* im Folgenden gebrachten Zitate werden in ihrer Angabe stets abgekürzt mit „Bua“.

überliefert,⁴¹⁹ wurde die Erzählung wahrscheinlich zwischen 1901 und 1902 in Passau verfasst und erschien 1903 in den *Münchner Neuesten Nachrichten*.⁴²⁰ Emerenz Meier erweist sich dabei als brillante Epikerin, als genaue Beobachterin und Portraitistin der bauerlichen Welt der Jahrhundertwende, nicht realistisch-verklärend, sondern naturalistisch-nüchtern und ganz der Darstellung des Ist-Zustands verpflichtet.

4.4.2 Analyse latenter und evidenter Dialektismen im Erzähltext

Zuvorderst muss natürlich das Substantiv im Titel, *Bua*, genannt werden, das bairische Substantiv für *Junge* oder *Knabe*. In diesem Fall bezeichnet der Titel allerdings nicht ein Kind männlichen Geschlechts im Allgemeinen, sondern hat, wie im Verlauf der Lektüre klar wird, die Bedeutung ‚Sohn‘,⁴²¹ hier sogar ‚unehelich geborener Sohn‘, und ist allein schon aufgrund von Ersterem eindeutig dialektal. Eine weitere Variante für die Bezeichnung eines jungen Mannes, nämlich *Bursch*, genauer gesagt im Genitiv Plural als *Burschen* (Bua, S. 376), taucht im folgenden Erzähltext auf. Auf seinen Dialektgehalt wurde in einem der vorhergehenden Kapitel bereits hingewiesen sowie Bedeutung und Bedeutungsnuancen ebenso hinlänglich geklärt.⁴²²

Im Bereich der Lexik auf den ersten Blick nicht ersichtlich ist die Mundartlichkeit des Verbs *ausstehen*. Während es die Standardsprache nur als *jemanden/etwas (nicht) ausstehen können* kennt,⁴²³ erlaubt das Bairische darüber hinaus zwei weitere Verwendungsweisen. Die erste ist heute veraltet und bezeichnet das Austreten aus dem Dienst bei einem Bauern,⁴²⁴ die andere wird im Sinne von ‚aushalten‘ oder ‚erdulden‘ gebraucht, wie es im vorliegenden Text bei *was hatte sie (...) ausgestanden* (Bua, S. 367) der Fall ist.⁴²⁵ Inzwischen zum bairischen wie bayerischen Klischee verkommen ist das

⁴¹⁹ Vgl. Praxl 2008, S. 96; auch: EM, hg. von Göttler, Bd. 1, S. 9, wo Göttler auch explizit darauf hinweist, dass „(...) eine genaue Datierung [nicht] möglich wäre“ (a.a.O.), aber auf das in der folgenden Fußnote gebrachte Briefzitat hinweist (vgl. a.a.O., S. 14).

⁴²⁰ Darauf weist Emerenz Meier selbst in einem Brief an Hans Carossa hin: „Die 30 M[ark] haben nicht lange gereicht, auch nicht die 40 von den N[eu]esten N[ach]richten für den ‚Buam‘ (...)“ (EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 221; eine genaue Datierung dieses aus München an Carossa gerichteten Schreibens ist nicht möglich, da mit keinem Datum versehen, wohl aber ist es im Spätherbst des Jahres 1903 entstanden; im Booklet bzw. auf der Tracklist, Track 6, der CD „Emerenz Meier – out of Heimat“ wird ohne Hinweis auf eine Quelle der Entstehungsmonat November angegeben, was durchaus möglich erscheint, nichtsdestotrotz aber immer noch nicht als endgültig gesichert gelten kann).

⁴²¹ Vgl. Zehetner 2005, S. 83

⁴²² Siehe Kapitel 4.2.2.1 dieser Arbeit

⁴²³ Vgl. Duden Bd. 1, S. 139

⁴²⁴ Vgl. Zehetner 2005, S. 58

⁴²⁵ Einen weiteren Beleg hierfür bietet Ludwig Thomas *Münchner im Himmel*, wenn die Hauptperson Alois Hingerl alias Engel Aloisius über seine momentane Situation lamentiert: „A-a-a-a-a, wos steh i aus!“ (Thoma, *Der Münchner im Himmel*, vorgetragen von Adolf Gondrell, transkribiert von Wolfgang Näser; vgl. <http://staff-www.uni-marburg.de>; genaue URL siehe Angabe im Literaturverzeichnis)

Substantiv *Kammerfenster* (a.a.O.).⁴²⁶ Es bezeichnet nicht das Fenster eines Zimmers im Allgemeinen, sondern dasjenige der Schlafstube eines Mädchens.⁴²⁷ In der Textpassage (...) und in ihrem allmählich blasser werdenden Gesicht zuckte es von bösen Wettern im Innern (a.a.O.) ist das Wort *Wetter(n)* bildlich gebraucht. Allerdings muss erklärend hinzugefügt werden, dass *Wetter* im Bairischen auch ‚Unwetter‘ und ‚Gewitter‘ bedeuten kann;⁴²⁸ erst dadurch wird klar, dass der Grund für die langsam abnehmende Gesichtsfarbe der Protagonistin Resei innere Wut und Enttäuschung ist. Aus dem bauerlichen Soziolekt zu erklären ist *Heuschwinge* (Bua, S. 368). *Schwinge* wird ein „flacher, ovaler Korb mit zwei Tragegriffen“⁴²⁹ genannt, der in diesem Fall für gewöhnlich zum Transport von Heu verwendet wird und zu den unentbehrlichen alltäglichen Hilfsmitteln gehört.

Ein weiteres, eindeutiges Dialektverb ist *jodeln* (Bua, S. 366, 370). Genauere Einzelheiten zu seiner Entstehung sind unklar, Kluge verweist auf die Ähnlichkeit zu *johlen*,⁴³⁰ zumal Mackensen auch die Form „jó-ln“ aufführt und eine treffende Paraphrase mit „den Ruf ‚Jo!‘ ausstoßen“⁴³¹ bietet. Parallelen zwischen „jó-ln“⁴³² und der verbreiteten Artikulation des Verbs sind durchaus erkennbar, so ist im Bairischen ein Ausfall von /d/ zwischen Langvokal und /l/ in einigen anderen Fällen ebenso möglich.⁴³³

Ursprünglich weit verbreitet in Dialekten südlich der Speyerer Linie, und so auch im Bairischen, heute jedoch veraltet,⁴³⁴ ist *Base*,⁴³⁵ das im Erzähltext von *Der Bua* auftritt. Ursprünglich stand es für eine weibliche Verwandte jeglicher Art,⁴³⁶ mit gewisser Tendenz jedoch bereits im 19. Jahrhundert zu ‚Nichte‘ oder ‚Cousine‘.⁴³⁷ Wofür es im vorliegenden Textabschnitt, *denn Resei besaß weder Mutter noch Base* (Bua, S. 367), steht, lässt sich allein hieraus nicht erschließen.

⁴²⁶ Damit einher geht das gerade von medialer Seite spätestens seit den 60-er Jahren des vergangenen Jahrhunderts mehr konstruierte denn rekonstruierte Bild vom „Kammerfensterln“ zur Ermöglichung körperlicher Zweisamkeit zwischen (noch) nicht verheirateten Paaren.

⁴²⁷ Vgl. Zehetner 2005, S. 202

⁴²⁸ Vgl. Emerenz Meiers Mundartballade *Wödaschwüln* (in: EM, hg. von Bleibrunner/Fuchs, S. 155)

⁴²⁹ Zehetner 2005, S. 312, verweist explizit auf dieses Textzitat.

⁴³⁰ Vgl. Kluge 2002, S. 411

⁴³¹ Mackensen, S. 195

⁴³² A.a.O.

⁴³³ Als weitere Beispiele können die Abkürzung *Rudl* [ˈru:(d)l] für Rudolf und die mögliche Artikulation von *Strudel* [ˈʃtru:(d)l] herangezogen werden. Das in der Lautschrift hier eingeklammerte /d/ zeigt den jeweils potenziellen Ausfall an.

⁴³⁴ Vgl. Duden Bd. 1, S. 148

⁴³⁵ Meist in der Form *Bàsl* (vgl. Zehetner 2005, S. 63)

⁴³⁶ Vgl. Dellling Bd. 1, S. 55: „des Vaters oder der Mutter Schwester; ueberhaupt jede Verwandte“

⁴³⁷ Rückschlüsse auf diese Tendenz ergeben sich beispielsweise aus der Formulierung in einem Übergabevertrag, verbrieft am 26.05.1837 in Niederaichbach, mit dem ein Anwesen von den Übergebern Georg und Klara Neumayr, geb. Schreiner, an „ihre[r] Baase anna Maria Voglmaierinn“ gehen soll, die in vorliegendem Fall die Nichte des Übergebers war (Staatsarchiv Landshut, Br.Pr. Landshut 519, fol. 39ff.).

Ein Verb, dessen Verbreitung eindeutig und ausschließlich im bairischen Raum zu suchen ist, findet sich im Satz *Der Herr Pfarrer (...) hatte aber anders aufgedreht (...)* (Bua, S. 368). *Aufdrehen* bedeutet hier „energisch protestieren“, „wütend werden“⁴³⁸ bzw. „zu schimpfen anfangen“.⁴³⁹ Gleichfalls direkt dialektal ist *mit den ledigen Bamsen* (Bua, S. 368). Ähnlich dem Verb *ausstehen* hat auch das Adjektiv *ledig* im Bairischen mehrere Bedeutungen, zum einen, wie in der Standardsprache, ‚unverheiratet‘, zum anderen aber, so hier verwendet, ‚unehelich geboren‘ zum Ausdruck der Geburt eines Kindes einer ledigen Mutter.⁴⁴⁰ *Bams*, hier im Dativ Plural mit entsprechender Endung stehend, ist ein Dialektsubstantiv mit pejorativem Charakter und steht verächtlich für „Kind“,⁴⁴¹ im Besonderen, wie Schmeller erwähnt, für ein dickes Kind.⁴⁴²

Zuletzt muss, die Lexik betrachtend, das Adjektiv *rosakutten* in *Die rosakuttenen Bettvorhänge* (Bua, S. 366) angesprochen werden. Zunächst sei eine Trennung in seine beiden Konstituenten vorgenommen. Der erste Teil bezieht sich logischerweise auf die Farbe, der zweite ist in dieser Form sowohl im Bairischen als auch standardsprachlich unbekannt. Nun verbleiben zwei Möglichkeiten der Deutung. Zunächst kann man *kutten* in Analogie zum englischen *cotton*, also Baumwolle, sehen. Sollte es sich also auf den Stoff des Vorhangs beziehen, so läge hier ein Anglizismus vor mit Veränderung des Stammvokals und Anhängen der entsprechenden deutschen Flexionsendung. Darüber hinaus muss jedoch erwähnt werden, dass Grimm als einziges Wörterbuch das Verb *kutten* aufführt mit dem Hinweis „bair[isch]“ und der Erläuterung „bauschig sitzen wie eine kutte“.⁴⁴³ Wenn hier eine Ableitung des Verbs vorliegen sollte, bezöge sich dann der zweite Teil des Adjektivs nicht auf die Art des Stoffes, sondern auf dessen Eigenschaft. Die Analogie zu *Kattun* und seinem zugehörigen Adjektiv *kattunen* ist als potenzielle dritte Möglichkeit auszuschließen, zu verschieden ist der Lautstand beider Wörter. Eine endgültige Entscheidung, ob bei *rosakutten(en)* latenter Dialekt oder ein Einfluss des Englischen vorliegt, lässt sich daher nicht eindeutig treffen, betrachtend aber die Tatsache, dass *Der Bua* in Bayern entstanden ist, ließe sich die Interpretation als Anglizismus eher ausschließen, so dass als abschließende Deutung unter Verweis auf Grimm *rosakutten* am ehesten als latenter Dialektismus aufgefasst werden kann; da aber, wie gesagt, eine

⁴³⁸ Zehetner 2005, S. 50

⁴³⁹ Duden Bd. 1, S. 130

⁴⁴⁰ In seltenen Fällen auch bei verwitweter oder (noch seltener) geschiedener Mutter

⁴⁴¹ Dellling Bd. 1, S. 51

⁴⁴² Vgl. Schmeller Bd. 1, Sp. 392; er vermutet einen Zusammenhang mit italienisch *bambino*; vgl. auch Zehetner 2005, S. 61

⁴⁴³ Grimm Bd. 11, Sp. 2902

eindeutige Zuordnung nicht möglich erscheint, wird der Befund im Auswertungskapitel unter der Rubrik „Sonstige Befunde“ geführt werden.

Morphologische Eigenheiten des Erzähltextes betrachtend, ist er weniger dialektal, als vielmehr über- und großregional geprägt. Sehr stark umgangssprachliche Tendenz liegt vor bei *wimmernd klangs durch die Stube* (Bua, S. 369), die Kontraktion einer konjugierten Verbform mit dem anschließenden Pronomen *es*. Des Weiteren fällt an zwei Stellen, *andern* (Bua, S. 366) und *im Innern* (Bua, S. 367), die Synkope des standardsprachlichen Schwa auf. Dieses Phänomen der Verschriftung von nicht artikulierten Nebensilben kann allerdings auch auf die Schreibgepflogenheiten des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zurückgeführt werden.

In der Sprache des 21. Jahrhunderts möglicherweise nur auf den zweiten Blick auffallend ist die Verwendung des Dativs nach der Präposition *wegen* und daher als Regionalsprachlichkeit zu nennen, so erscheinend bei *wegen dem Buben* (Bua, S. 367, 368). Was sich in der Gegenwartssprache aufgrund des manifestierbaren Genitivschwunds zur Standardvariante entwickelt hat, ist um 1900 noch fern von einem Eindringen in den Bereich des kodifizierten Standards, weshalb *wegen dem Buben* als Regionalismus zu werten ist.

Im Bereich der Wortbildung muss auch hier auf die bairische Tendenz zum Fugenelement *-s-* hingewiesen werden,⁴⁴⁴ die das Determinativkompositum *Kindsbad* (Bua, S. 368) aufweist. Dieses Phänomen wurde an anderer Stelle der Arbeit bereits behandelt. Der vorliegende Fall ist jedoch in bairischer Mundart kein Einzelfall. So taucht *-s-* auch in der volkstümlichen Bezeichnung des Puerperalfiebers auf, nämlich *Kindsbettfieber*, was standardsprachlich nicht der Fall ist.⁴⁴⁵ Als ähnliches Beispiel kann *Kindstau(f)e* gelten, das Duden mit „Kindtaufe“ angibt.⁴⁴⁶ Jedoch kann auch hochsprachlich ein Fugenelement auftauchen, beispielsweise bei *Kindstod*; Fälle mit *-es-* wie *Kindesalter* reduziert das Bairische weiter zu *-s-*, von der ohnehin seltenen Verwendung dieses Lexems in der Mundart abgesehen.

Das Partizip II von *wenden* in der Verbindung *zum Vater gewendet* (Bua, S. 370) entspricht dem Standard, da das Verb sowohl stark als auch schwach flektiert werden kann.⁴⁴⁷ Die Mundart kennt allerdings nur die regelmäßige Konjugation ohne Wechsel des Stammvokals, weshalb die Entscheidung der Autorin, an dieser Stelle das schwach

⁴⁴⁴ Vgl. Merkle, S. 117

⁴⁴⁵ Vgl. Duden Bd. 1, S. 407

⁴⁴⁶ A.a.O.

⁴⁴⁷ Vgl. Duden Bd. 4, S. 130, FN 2 (zu § 237), und S. 144, FN 3 (zu § 243); auch: Duden Bd. 1, S. 826

gebildete Partizip zu verwenden, vor diesem Hintergrund auf ihre sprachgeographische Herkunft verweist.

Der Zusammenfall von Dativ- und Akkusativendung bei Substantiven im Bairischen wurde bereits erwähnt. In den nun behandelten Erzählungen lässt sich dieses Phänomen an der Substantivierung des Adjektivs *essbar* beobachten: *Sie begab sich auf die Suche nach etwas Eßbaren* (Bua, S. 368).

Auch muss an dieser Stelle der Artikelgebrauch im Erzähltext angeführt werden. Beide, sowohl der bestimmte wie der unbestimmte, erscheinen an mehreren Stellen, wo sie der Standard nicht erwarten ließe. Merkle weist darauf hin, dass dies verstärkt bei abstrakten Begriffen auftritt, „wenn sie als allgemeine Bezeichnungen eines Zustands oder eines Vorgangs dienen“.⁴⁴⁸ Als Beispiele seien hierfür etwas ausführlicher folgende dargestellt: Zunächst die attributivische Verbindung *die Schläge vom Vater* (Bua, S. 367) – aus zweierlei Gründen fällt diese im Erzähltext auf. Zunächst erscheint das standardsprachlich zu erwartende postnukleare Genitivattribut als Kontraktion aus *von* und *dem* mit entsprechend zugehörigem Substantiv. Dies ist hier als umgangssprachlich zu werten, nicht als direkt dialektal. Kleinregionaler, nämlich gesamtoberdeutsch und somit auch als eine Eigenheit des Bairischen zu werten ist die oben bereits angesprochene Verwendung des bestimmten Artikels bei der Verwandtschaftsbezeichnung *Vater*. Nördlich der Speyerer Linie ohne Artikel gebraucht,⁴⁴⁹ entspricht dies im oberdeutschen Gebiet durchaus den allgemeinen Sprachgepflogenheiten und wurde allem Anschein nach ohne Bewusstsein seiner Regionalität verwendet, wenn es auch kein rein bairisches Phänomen darstellt. Das zweite Beispiel für die regional gefärbte Artikelverwendung stellt die Formulierung *Jetzt verspürte sie aber auch einen argen Hunger* (Bua, S. 368) dar. Wo der Standard ebenso per se auf einen Artikel, egal welcher Art, verzichtet, verlangt in diesem Fall das Bairische obligatorisch den unbestimmten Artikel, weshalb dieses Phänomen als Dialektismus zu identifizieren ist. Als weitere Beispiele für diese Fälle kann dienen *Resei sagte der weisen Frau einen schönen Dank* (a.a.O.).

Neben den erörterten Dialekteinflüssen lexikalischer und morphologischer Art seien nun diejenigen im Bereich der Syntax betrachtet, die erwartungsgemäß um ein Stück weit geringer ausfallen.

⁴⁴⁸ Merkle, S. 91

⁴⁴⁹ Ebenso verlangt der Standard an dieser Stelle keinen Artikel, ein Phänomen, das auch romanische Sprachen kennen, z.B. das Italienische, das einen bestimmten Artikel bei der Angabe von verwandtschaftlichen Verhältnissen nicht einfordert, wenn offensichtlich ist, dass es nur eine einzige Person (oder Personengruppe) geben kann, die in besagtem Verwandtschaftsverhältnis zur Bezugsperson steht (vgl. Serianni und Roncoroni), wie beispielsweise *padre* oder *genitori*. Das Gleiche gilt beispielsweise für *moglie* bzw. *marito*, nämlich Ehefrau bzw. Ehemann.

Was standardsprachlich der Exponierung dient, nämlich die Frontstellung der Akkusativergänzung,⁴⁵⁰ erfüllt im Bairischen nicht diesen spezifischen Zweck. Im Deutschen theoretisch möglich und nicht sinnentstellend, aber stilistisch fragwürdig, folgt der Satz *Nur einen griesgrämigen Vater hatte sie* (Bua, S. 367) der bairischen Norm, nämlich der Voranstellung der Akkusativergänzung; im zitierten Beispiel erscheint besagte Ergänzung noch dazu nach der Spitzenstellung einer Modalangabe in Form des Adverbs *nur*.

Darüber hinaus muss eine weitere syntaktische Eigenart angesprochen werden. Karin Donhauser stellt dabei fest, dass „die Mundartsprecher des Bairischen eine deutlich größere Zurückhaltung gegenüber der mit *zu* konstruierten Infinitivverbindung an den Tag legen als dies z.B. in der gesprochenen wie geschriebenen Standardsprache der Fall ist“.⁴⁵¹ Zehetner liefert in seinem *Bairischen Dialektbuch* hierfür unter Anderem das Beispiel *Mid deara me Chad i nix zun Doa hom*,⁴⁵² wo der Dialekt das entsprechende Verb nach der kontrahierten Form *zun* substantiviert, die Hochsprache jedoch eine Infinitivkonstruktion bilden würde, die der Mundart weitgehend fremd ist.⁴⁵³ Auf die konträren Aussagen von Ludwig Zehetner (1985) und Helmut Weiß (1998) zu Existenz oder Non-Existenz von Infinitivkonstruktionen im Bairischen kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen, nur verwiesen werden.⁴⁵⁴ Fakt ist jedoch, dass die Mundart dazu neigt, diese um ein Vielfaches weniger zu gebrauchen als die standardisierte Sprache. Als latent regionalsprachlich ist daher folgende satzförmige Temporalangabe in der Erzählung *Der Bua* einzustufen: *sobald sie nächstens wieder fähig wäre zum Arbeiten* (Bua, S. 368).

Als letzter Punkt ist unter dieser Rubrik noch die Verwendung eines freien Dativs, genauer eines Dativus ethicus,⁴⁵⁵ anzuführen: (...) *daß Resei ihr [der Hebamme] ein zweites Mal komme* (Bua, S. 368). Prinzipiell liegt hier noch kein Regionalismus vor, es muss lediglich von einer im Oberdeutschen stärkeren Tendenz zur Bildung freier Dative gesprochen werden, wie sie beispielsweise hier in Erscheinung tritt.⁴⁵⁶

Hinsichtlich der in der Erzählung erscheinenden Eigennamen muss auf die Hauptperson *Resei* (Bua, S. 366, 367) verwiesen werden. Dieser mundartlichen Form, vom Genus her ein Neutrum, für den relativ gebräuchlichen Taufnamen Theresia haftet zunächst nichts

⁴⁵⁰ Vgl. Zehetner 1985, S. 150, Weiß 1998, S. 37, und Stechow/Sternefeld, S. 387f.

⁴⁵¹ Donhauser, S. 292f.

⁴⁵² Zehetner 1985, S. 148

⁴⁵³ Vgl. a.a.O.

⁴⁵⁴ Vgl. Zehetner 1985, S. 148f., und Weiß 1998, S. 231ff.

⁴⁵⁵ Unter Umständen wäre der vorliegende freie Dativ auch als Dativus incommodi interpretierbar.

⁴⁵⁶ Weitere Beispiele wären etwa für den Dativus incommodi die Aussage *Mià is mei Oide gschdoàm*, für den Dativus iudicantis der Ausruf *Des is dà vielleicht oànà!*

Ungewöhnliches an. Im Vergleich allerdings zur literarischen Figur *Resie* in Emerenz Meiers Novelle *Aus dem Elend* jedoch fällt auf, dass die Autorin scheinbar parallele Bildungen für die Diminutivform von Theresia bekannt waren.⁴⁵⁷ Das Verkleinerungssuffix {-ei} ist im Unteren Bayerischen Wald, Emerenz Meiers Heimat, gebräuchlich und darüber hinaus zwischen Isar und Mangfall sowie südlich des Chiemsees.⁴⁵⁸ Die Form *Resei* verweist also auf die Herkunft der Autorin innerhalb des bairischen Dialektgebiets. Derselbe Fall liegt vor bei *Hansei* (Bua, S. 369), einer Verniedlichungsform von Hans, was als Abbreiviatur aus Johannes kontrahiert wurde.⁴⁵⁹ Wieso allerdings in der Novelle *Aus dem Elend* die Schreibweise *Resie* erscheint, könnte in Ausgleichsbestrebungen der Autorin an einen weiter zu fassenden Verkehrsdialekt begründet liegen, um noch dazu die vermeintliche Länge des auslautenden /i:/ graphisch darzustellen, was allerdings schon allein deswegen unnötig erscheint, da es sich bei besagtem Vokal gerade nicht um einen Langvokal handelt. Erstaunlich ist hier allerdings überdies, dass gerade die kleinregionale Diminutivform auf {-ei}, eben bei *Resei* und *Hansei*, in dieser später als beispielsweise *Der Juhschroa* oder *Aus dem Elend* entstandenen Erzählung von Emerenz Meier vorkommt. Ob es Zufall oder eine bewusste Entscheidung war, darüber kann keine gültige Aussage getroffen werden.

Neben den erörterten *Propria* erscheint ein volkstümliches Appellativum, genauer gesagt ein Hausname, nämlich der des *Lenzenhäusel* (Bua, S. 369), in dem *Resei* und ihr Vater leben. Wahrscheinlich ist das kleine Gebäude nach einem früheren Besitzer benannt, der *Lenz*, also Lorenz, hieß,⁴⁶⁰ und dessen Name in Verbindung mit dem Gebäude tradiert wurde. Der Inhaber zur Zeit der Erzählung wird *Lenzenhäusler* (a.a.O.) genannt; auf das Derivationssuffix {-ler} wurde an anderer Stelle bereits eingegangen. Eine genaue Lokalisierung ist leider nicht möglich, da im geographischen Bereich der Erzählung⁴⁶¹ kein Hausname „Lenz(en)“ oder „Lenzenhäus(e)l“ nachweisbar ist.⁴⁶² Auffällig ist lediglich, dass in Poppenreut überdurchschnittlich viele Hausnamen erscheinen, die von Vornamen abgeleitet sind, doch gibt diese Tatsache noch keine Aussage darüber, dass also auch der in

⁴⁵⁷ Von einem Schreibfehler bei der aufgrund der <ie>-Schreibung ungewöhnlichen Form *Resie* wird nicht ausgegangen, da dies keinen Einzelfall darstellt.

⁴⁵⁸ Vgl. Renn/König, S. 92 (Karte 40)

⁴⁵⁹ Siehe Kapitel 4.2.2.4 dieser Arbeit; vgl. auch: Zehetner 2005, S. 170

⁴⁶⁰ Vgl. Ribbe, S. 502

⁴⁶¹ Im Bereich des Dorfes Neufang, wo sich die Handlung von *Der Bua* abspielt, kommen entsprechend der geschilderten geographischen und topographischen Verhältnisse die Ortschaften Auerbach, Edlhäusl, Poppenreut, Reichling, Stadl und Vordereben als Standort des *Lenzenhäus(e)ls* in Betracht.

⁴⁶² Vgl. Veit, S. 206ff.

Rede stehende dort existiert haben muss.⁴⁶³ Zudem scheint sich das „Lenzenhäus(e)l“ – sofern überhaupt außerhalb potenzieller Fiktion lokalisierbar – überhalb Neufangs befunden zu haben, so dass allein die Hinweise auf Poppenreut nicht eindeutig sind.

Bei der eben schon erwähnten Angabe *Neufangerberg(es)* (Bua, S. 369) handelt es sich ebenfalls um die volkstümliche Bezeichnung einer Erhebung nahe der Ortschaft Neufang, die auch in der Erzählung angegeben ist und ehemals der Gemeinde Hintereben, heute der Gemeinde Jandelsbrunn zugehörig war bzw. ist.⁴⁶⁴

Neben den bereits behandelten Dialekthinweisen ist im Erzähltext eine weitere Auffälligkeit zu erkennen, die nicht eindeutig kategorisierbar ist und die daher einer letzten Betrachtung bedarf: Die Aussage *als sie (...) ihn [den Vater] um Aufnahme in seinem Häuschen bitten hatte müssen* (Bua, S. 367) weist die Verwendung des Dativs an Stelle des zu erwartenden Akkusativs als Besonderheit auf. Es scheint, als habe die Autorin zwei Aussagen in einem Satz unterzubringen versucht, nämlich einerseits die Bitte um und andererseits die daraufhin erfolgte Aufnahme in das Haus des Vaters. Denn die Wendung *jemanden um Aufnahme in etwas bitten* verlangt den Akkusativ, das letztendliche Ergebnis, *in etwas aufgenommen werden*, allerdings den Dativ. Die Vorlage eines Suffixsynkretismus scheidet hier definitiv aus.

4.5 Zwischenfazit

Um ein Zwischenresümee der bisher analysierten Erzählerreden der fünf vor 1906 entstandenen Texte Emerenz Meiers zu ziehen, ist Verschiedenes festzuhalten, was in sieben grundlegenden Thesen zusammengefasst werden soll:

1. Die Erzähltexte der behandelten Prosa sind größtenteils geprägt von latenten Dialektismen und ebenso, wenn auch zahlenmäßig sicherlich kleiner, von evidenten Mundartanzeigen. Zu konstatieren ist hierbei, dass sich der verschriftete Dialekt an manchen Stellen – gezwungenermaßen, da es keine allgemeinverbindliche Orthographie des Bairischen gab und gibt⁴⁶⁵ – graphisch an den Standard anlehnt.

⁴⁶³ Veit, S. 209, weist in Poppenreut hierzu die Hausnamen *Peterhansl*, *Gregori* und *Stephel* aus. Die Vulgärbezeichnung *Lenz* für ein Anwesen erscheint im gesamten Amt Waldkirchen lediglich in Erlauzwiesel (vgl. a.a.O., S. 207), jedoch befindet sich dieses Dorf eindeutig außerhalb der Sichtweite des Standorts des *Lenzenhäus(e)ls*, was nach den Gegebenheiten der Erzählung *Der Bua* Voraussetzung sein müsste.

⁴⁶⁴ Vgl. Amtliches Ortsverzeichnis 1978, S. 71; auch: Veit, S. 208

⁴⁶⁵ Die bis hierher in manchen Parallelbeispielen und im Folgenden noch weiter verwendete Schreibweise bairischer Lexeme, Ausdrücke und Sätze richtet sich nach der seit Ludwig Merkle gängigen Abbildung des Dialekts.

2. Die vorhandenen Dialektanzeigen im Erzähltext sind in standardsprachliche Umgebung eingebettet und als solche daher an manchen Stellen nur bei genauerer Analyse auszumachen. Grund dafür ist das offensichtliche Bestreben der Autorin, (Erzähl-)Texte in Standardsprache zu verfassen; Lokalkolorit und bewusste ostoberdeutsche Situierung gelingt durch die Formulierung des allergrößten Teils der Personenreden in Mundart. Angleichungstendenzen an die Hochsprache sind hier bisweilen ebenso zu erkennen.
3. Auffallend häufig sind direkte und indirekte Dialektanzeigen aus dem Bereich der Lexik anzutreffen, beispielsweise durch den Gebrauch von mundartnahen oder regional geprägten Substantiven oder Verben. Eng damit zusammen hängen die Namen handelnder Figuren und die Orte, an denen die Handlungen angesiedelt sind, welche immer wieder entweder mundartliche Abkürzungen aufweisen oder gar volkstümliche Orts- oder Flurbezeichnungen; diese Befunde sind daher als Klein- oder Kleinstregionalismen zu werten.
4. Aufgrund der unter Punkt 2 erwähnten Standardisierungs- bzw. Angleichungstendenzen kommt manchmal es zu Hyperkorrekturen.
5. Trotz hyperkorrigierter Formen wird das Bemühen der Autorin erkennbar, ihre Erzählungen bzw. ihre Novelle für einen Leserkreis verständlich und zugänglich zu machen, welcher auch über die Heimatregion hinausreicht. Eine bewusste Verleugnung ihrer heimat Sprachlichen Wurzeln ist trotzdem nicht festzustellen, eher im Gegenteil: Der Dialekt, auch in seiner angeglichenen Form, schafft als Mittel literarisch-künstlerischer Darstellung Lokalkolorit einerseits, andererseits aber leben die Plots gerade vom Gebrauch des Dialekts und verleihen ihnen einen sinnvollen, erzähltechnisch geradezu unabdingbaren Grad an Realismus und Sprachgewalt.⁴⁶⁶
6. Der Umgang Emerenz Meiers mit ihrer Mundart ist insgesamt als selbstbewusst einzustufen, was auch das Auftreten mancher kleinregionaler Lexeme beweist. Damit einher geht nicht zwangsläufig etwa mangelnde Kompetenz im Bereich der Standardsprache, der Grund ist vielmehr in der starken Verwurzelung der Autorin in ihrer Heimatsprache zu suchen. Ob Kleinregionalismen nun bewusst eingesetzt werden oder nicht, als sprachkompetent sowohl im Bereich der Mundart als auch im Bereich des Standards ist Emerenz Meier in jedem Fall zu bezeichnen.

⁴⁶⁶ Gerade auf den Aspekt der Sprachgewalt bzw. Sprachgewaltigkeit von Dialekt wird in Zusammenhang mit der sprachlichen Betrachtung der Mundartballade *Wödaschwüln* noch einzugehen sein.

7. Die Befunde sprechen sehr stark für eine „innere Mehrsprachigkeit“⁴⁶⁷ der Autorin, worauf aber im Folgenden noch en détail eingegangen werden muss und eingegangen werden wird. Diese innere Mehrsprachigkeit, hier die Fähigkeit bezeichnend, zwischen Mundart und Standard als unterschiedliche Sprachsysteme zu wechseln, kann bereits erwähnte und analysierte Interferenzen zwischen beiden Systemen entstehen lassen. Grundlegend versteht sich dementsprechend die Autorin als Verwenderin zweier Sprachen – oder zumindest Sprachebenen bzw. Subsysteme –, welche durchaus von Unterschieden geprägt sind. Der Wechsel von einer zur anderen läuft dabei, wie die analysierten Interferenzerscheinungen zeigen, nicht zwangsweise bewusst ab. Sicherlich erscheinen mundartliche oder regionalsprachliche Wörter, Strukturen oder auch Passagen in den Erzähltexten, um Authentizität und Lokalkolorit zu erzeugen. Auf der anderen Seite können nicht all diese Phänomene als bewusst eingesetzt und sprachlich-stilistisch basiert verstanden werden, wie die bisherigen Analysen zeigen konnten.

4.6 Lyrik in der Bleibrunner/Fuchs-Edition *Aus dem Bayerischen Wald*

4.6.1 Vorbemerkungen und Begründung der Auswahl

Die in den folgenden Analysen zunächst betrachteten Gedichte sind der 1974 von Hans Bleibrunner und Alfred Fuchs herausgegebenen und im Verlag Morsak in Grafenau erschienenen Ausgabe *Aus dem Bayerischen Wald*, vorliegend in der Drittauflage von 1993, entnommen. Sie stellen, obgleich nicht in Emerenz Meiers einzigem Buch enthalten, doch einen angemessenen Querschnitt durch das lyrische Werk der Autorin dar, zumal die beiden Texte an letzter und vorletzter Stelle, *Missgeschick* und *An Auguste Unertl*,⁴⁶⁸ bereits nach der Emigration der Dichterin, also in den USA, entstanden sind,⁴⁶⁹ wo ohnehin ihre lyrische Schaffenskraft zunehmend abebbte. Dennoch wird die Gedichtauswahl hier in ihrer Gesamtheit betrachtet und analysiert werden, eine Trennung nach ihrer Entstehungszeit, nämlich vor oder nach 1906, wird erst an späterer Stelle der Arbeit, wenn die summarische wie synoptische Analyse und Diskussion der Sprache der Emerenz Meier erfolgt, von Belang sein. Herauszustellen ist weiterhin, dass die Mundartballade *Wödaschwüln* selbstverständlich einer Betrachtung unterzogen werden wird, da es sich aber um einen reinen Dialekttext

⁴⁶⁷ Zum Begriff der „inneren Mehrsprachigkeit“ vgl. Hochholzer 2008 sowie dessen Ausführungen in einem Plenarvortrag im Rahmen der Bayerisch-Österreichischen Dialektologentagung in Passau am 22.09.2010, wo der Autor der vorliegenden Arbeit zugegen war.

⁴⁶⁸ Vgl. EM, hg. von Bleibrunner/Fuchs, S. 156f.

⁴⁶⁹ Vgl. u.a. Brief an Auguste Unertl vom 22.07.1922 (EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 295ff.)

handelt und er insoweit nur direkte, evidente Bavarismen enthält, kann sie am Ende nicht als Referenztext für latente regionalsprachliche Einflüsse in Emerenz Meiers Sprache, von denen in dieser Arbeit ja zum allergrößten Teil die Rede ist, verwendet werden.

4.6.2 Standardsprachliche Gedichte

4.6.2.1 Regionalismen und latente Dialekteinflüsse

Die zu behandelnden Gedichte, namentlich *Mein Wald – mein Leben*, *Der Wasservogel*, *Der Säumer* (entstanden um das Jahr 1920),⁴⁷⁰ *Väterliche Ermahnung*, *Unverbesserlich*, *Zwischen Wachen und Schlafen*, *Spinnabend* (erschieden 1898 in der *Augsburger Abendzeitung*),⁴⁷¹ *Widmung*, *Missgeschick* und *An Auguste Unertl*⁴⁷² (nach eigener Aussage Emerenz Meiers in einem Brief vom Juli 1922 entstanden in ihrer Frühzeit in den USA),⁴⁷³ sind zwischen acht und 40 Versen lang und durchgehend in Hochsprache verfasst. Einzelne Wörter, Wortteile oder morphologische Tendenzen regionalsprachlicher oder gar bairischer Natur lassen sich nur sehr vereinzelt feststellen, die im Folgenden nicht zitiert werdenden Gedichte *Der Wasservogel*, *Der Säumer*, *Väterliche Ermahnung*, *Unverbesserlich*, *Widmung* und *An Auguste Unertl* weisen nichts dergleichen auf. Ob Emerenz Meier gerade in ihrer schriftstellerischen Anfangszeit noch vorsichtig mit dem Dialekt als reiner Literatursprache umgegangen ist, ob sie sich des begrenzten Zugangs von Mundartlyrik für potenzielle Leser bewusst gewesen war, darüber kann nur spekuliert werden; fest steht bis dahin aber bereits ihre Mundartkompetenz und ihr bisweilen sogar selbstbewusster bis offensiver Umgang mit dem Dialekt. Im Bereich der Lyrik mag dieser Umgang ein anderer gewesen sein, an ihrer

⁴⁷⁰ Das potenzielle Entstehungsjahr ergibt sich daraus, dass *Der Säumer* in gedruckter Form aus dem „Neuen Passauer Literaturkalender“ um 1922 im Stadtarchiv Waldkirchen überliefert ist (vgl. hierzu Praxl 2008, S. 96).

⁴⁷¹ Vgl. EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 88, FN 1

⁴⁷² Die Seitenzahlen beziehen sich auf die Bleibrunner/Fuchs-Ausgabe *Aus dem Bayerischen Wald*. Im Folgenden werden die Abkürzungen „MW“ (*Mein Wald – mein Leben*; vgl. S. 147), „DW“ (*Der Wasservogel*; vgl. S. 148), „DS“ (*Der Säumer*; vgl. S. 149f.), „VE“ (*Väterliche Ermahnung*; vgl. S. 150), „U“ (*Unverbesserlich*; vgl. S. 151), „WS“ (*Zwischen Wachen und Schlafen*; vgl. S. 151), „S“ (*Spinnabend*; vgl. S. 153), „W“ (*Widmung*; vgl. S. 153), „M“ (*Missgeschick*; vgl. S. 156) und „AU“ (*An Auguste Unertl*; vgl. S. 157) verwendet. Wichtig erscheint in diesem Zusammenhang der Hinweis auf die Titelgebung in der Bleibrunner/Fuchs-Ausgabe, die sich in Schreibung und Lautung nicht immer an derjenigen Emerenz Meiers orientiert. Zwar wurden im vorliegenden Fall diese aus Gründen der Editionstreue beibehalten, jedoch muss auf die Göttler-Werksausgabe, Band 2, verwiesen werden. Demnach lautete der Titel des bei Bleibrunner/Fuchs *Widmung* genannten Gedichts eigentlich *An Th.* (vgl. EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 146), *Mein Wald – mein Leben* war laut einem bei Göttler abgedruckten Autograph Emerenz Meiers mit „Mein Wald, mein Leben!“ überschrieben (vgl. a.a.O., S. 66f.; wobei Göttler das Ausrufezeichen weglässt), zudem wird dort *Missgeschick* statt „Mißgeschick“ geschrieben (vgl. a.a.O., S. 127). Gerade letztere Schreibvariante kann auch der Tatsache geschuldet sein, dass bei Bleibrunner/Fuchs die Gedichttitel durchgehend in Großbuchstaben und mit Kapitalchen gewählt wurden, was eine <ß>-Schreibung unmöglich macht.

⁴⁷³ Vgl. EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 155, FN 1

Dialektprägung und ihrem Bewusstsein von seiner Wirksamkeit besteht trotzdem kein Zweifel.

Eindeutig ein oberdeutscher Einfluss feststellen lässt sich im Vers *Dann jagst durch deine Gurgel* (VE, V. 7), in dem *Gurgel* anstatt des standardsprachlichen *Kehle* verwendet wird.⁴⁷⁴ Mehr noch auf die oberdeutsche Herkunft der Verfasserin weisen in den Gedichten *Zwischen Wachen und Schlafen* bzw. *Spinnabend* die Substantive *Burschen* (WS, V. 3) bzw. *Bube* (S, V. 3) hin; beides, *Bursch(en)* noch mehr, sind landschaftliche Verwendungen, die im süddeutschen Raum auftreten. Eine hyperkorrigierte Verbform liegt bei *frägt* (M, V. 8, 24) vor,⁴⁷⁵ 3. Person Singular Indikativ Präsens Aktiv von *fragen*. Aufgrund des vermeintlichen Umlauts in der althochdeutschen Entsprechung (*er*) *fragit* konstruiert die Verfasserin hier zweimal eine im Standard ungrammatische Form.

4.6.2.2 Auffällige Poetizismen

Hingegen fällt bei Betrachtung der lyrischen Texte die Bandbreite der Befunde poetischer oder bzw. und teilweise auch archaischer Natur bei Weitem größer aus; das in der Kapitelüberschrift gewählte Attribut „auffällig“ soll dabei allerdings lediglich deutlich machen, dass als Poetizismus zu kategorisierende Sprachbefunde in Gedichten per se ja nichts Ungewöhnliches sind, weshalb im Folgenden eben besonders auffällige herausgegriffen werden.

Allen voran muss der sog. sächsische Genitiv angesprochen werden,⁴⁷⁶ die pränukleare Stellung des Genitivattributs. Dieses Phänomen erscheint in folgenden Versen: *Belebt von düstrer Nebel Tanz* (MW, V. 3), *Des Waldes Rauschen fort und fort* (DW, V. 1), *Des Bauern Lob, des Bauern Preis* (DW, V. 11), *Der Mädchen Wohl, der Mädchen Spott* (DW, V. 15), *War aus der Lieder Reim* (a.a.O., V. 26), *Er sucht des Säumers arme Maid* (DS, V. 27), *Was suchest du des Säumers Lieb?* (DS, V. 35), *Von scheuer Schmuggler Lust und Leid* (S, V. 7), *Für der Sonne Glanz der Sterne Licht* (W, V. 4), *Ich bin des „armen Manns Frau“*⁴⁷⁷ (W, V. 18). Mag dies aus dem Zustand heutiger Sprachwahrnehmung anachronistisch erscheinen, muss man doch festhalten, dass in allen Fällen der Sinn dieser Form des Genitivs aus Gründen der Poetisierung, der Schaffung eines getragenen, poetischen Sprachduktus ist. Ebenso fungiert auch die Nachstellung des unflektierten Possessivpronomens: *Die Tannen sein in*

⁴⁷⁴ Dem Bairischen ist das Lexem *Kehle* an sich unbekannt.

⁴⁷⁵ Die entsprechenden Verse lauten *Dem frägt kein Teufel was nach* (M, V. 8) und *Kein Teufel frägt was danach* (M, V. 24).

⁴⁷⁶ Vgl. Lühr, S. 89; Lühr verwendet für den 2. Fall konsequent die Variante *Genetiv*.

⁴⁷⁷ Anführungs- und Schlusszeichen finden sich so auch im Originaltext.

wirrem Graus (MW, V. 11).⁴⁷⁸ Zwar gleichermaßen um eine Nachstellung, in diesem Fall der Akkusativergänzung, handelt es sich bei *Ich sah mit hellen Augen ihn* (MW, V. 17), was jedoch der Schaffung eines Reims zur, gemäß dem vorherrschenden Kreuzreim, übernächsten Versendsilbe *Sinn* (MW, V. 19) dient, wenngleich dieser nur unrein entsteht. Ein reiner Reim hingegen liegt vor bei *gebeut* und *bereut* (U, V. 6, 8). Dass im Vers *Zu tun, was ihr Wille gebeut* (a.a.O.) das doch durchaus archaisch erscheinende Partizip II zu *gebieten* verwendet wird,⁴⁷⁹ ist eben mit reimtechnischen Erwägungen zu begründen.

Archaisch mutet zudem das Verb *dünken* an, so von Emerenz Meier im Vers *Mein innerstes Wesen dünkt mich entkernt* (M, V. 19) gebraucht. Im beginnenden 21. Jahrhundert – ähnlich *deuchen* – beinahe komplett außer Gebrauch geraten, beinhaltete es auch bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert einen etwas antiquierten Unterton, weshalb sein Erscheinen erneut als Poetizismus zu werten ist und unter Umständen gar auf die Tatsache zurückgeführt werden muss, dass Emerenz Meier schon während ihrer frühen Schulzeit unter Anderem Homers Werke las – es darf angenommen werden, in den klassischen Übersetzungen des 18. Jahrhunderts, was zwangsläufig Auswirkungen auch auf ihr eigenes Dichten hatte.

Um Art und Anzahl der nachgewiesenen Poetizismen nicht zu strapazieren, sei am Ende der Überlegungen lediglich darauf hingewiesen, dass in den betrachteten Gedichten bisweilen auch die Ellipse des zweiten, finiten Prädikatsteils auftritt, zumal wenn es sich dabei um ein Auxiliarverb handelt. Dies erfolgte sowohl vor dem Hintergrund sprachlich-poetischer Ausgestaltung der lyrischen Texte als auch aus metrischen Gründen, auf die im Einzelnen aber nicht näher eingegangen werden soll. Als Beispiele sollen das bereits zitierte *Zu tun, was ihr Wille gebeut* (U, V. 6) und *Die Stätten, wo ich gelitten / Und alles, was ich geliebt* (AU, V. 3/4) genügen. Vor gleichem Hintergrund ist auch das unflektierte Adjektivattribut zu werten: *Es ist ein herrlich Angebind* (DS, V. 16) und *Verstohlen dies Klagegedicht* (U, V. 16), was sowohl auf die metrische Umgebung als auch auf den allgemeinen Sprachduktus zurückgeführt werden kann.

⁴⁷⁸ Eine Verwendung des Infinitivs *sein* an Stelle der konjugierten Verbform *sind* ist auszuschließen, da dadurch die Tempusfolge vom Imperfekt zum Präsens inkorrekt und unlogisch würde.

⁴⁷⁹ Die konsequente Durchführung der frühneuhochdeutschen Diphthongierung auch in Flexionsformen der mittelhochdeutschen Ablautreihen, im vorliegenden Fall Iib, hat sich in der Entwicklungsgeschichte des Neuhochdeutschen nicht durchgesetzt, nur vereinzelt lassen sich, um beim Beispiel des Verbs *bieten* zu bleiben (vgl. Paul 2007, u.a. S. 269; ebenso hierzu: Hennig, S. XXIII und 147, Schmidt, S. 264, Weddige, S. 50 und 53f.). Belegstellen finden, so im Adventslied *Macht weit die Pforten in der Welt* (Text: Albert Knapp, 1798-1864; Melodie: Adolf Lohmann, 1907-1983): „Nacht zerstreut er / Leben, Fried‘ und Wonne beut er.“ (Gotteslob 1974, S. 908, Nr. 810, V. 10f.).

4.6.2.3 Die Rolle von Apokopen, Synkopen, Silbenausfällen und Erweiterungen

Das Phänomen der apokopierten Auslaute von Verb- und Substantivformen, mehr noch der synkopierten Wortformen, bedarf einer kurzen Analyse und, wo notwendig, Diskussion. Die in den Gedichten recht zahlreich auftretenden Apokopen mögen den Anschein erwecken, näher an der Umgangssprache sich zu bewegen, betrachtet man die einzelnen Textbefunde, fällt allerdings auf, dass sie alle metrische Ursachen haben. In jeweils jambische Verse, die ansonsten eine Senkung zu viel beinhalteten, passen sich die im Folgenden zitierten Wörter und Verbformen nathlos ein: *Freud* in *Die Freud an ihm bleibt mir bestehn* (MW, V. 7), *mußt* und *könnt* in *Und lieben muß ich ihn noch mehr / Ihn meiden könnt ich nimmer* (MW, V. 13/14), *Konnt* in *Konnt er mir nicht mehr geben* (MW, V. 22), *leis* in *Vielstimmig sang er, laut und leis* (DW, V. 9), *Lieb* in *Er sang von Lieb und Lust* (DW, 14) und *Was suchest du des Säumers Lieb?* (DS, V. 35), *Angebind* in *Es ist ein herrlich Angebind* (DS, V. 16), *Säumerknab* in *Du junger Säumerknab* (DS, V. 18), *hätt* in *Für was hätte ich gespart* (VE, V. 10) sowie *Stub* in *Die Stub ist warm, der Span loht auf* (S, V. 1). In gleicher Weise metrisch begründet, allerdings aufgrund des jeweils trochäischen bzw. daktylischen Grundmusters, ergeben sich Apokopen in folgenden Versen: *Ungeblendet kann dein Aug sich freuen* (W, V. 5), *Ich hab einen Mann und hab ein Kind / Und lieb dies, mein eigenes Blut* (M, V. 1/2), *Einst konnt ich dichten und erntet Lob* (M, V. 9), *Nun hab ich zu leben und dichten verlernt* (M, V. 17), *Und ich in der kühlen Erde ruh* (M, V. 23), *Dir weih ich die Fluren der Heimat* (AU, V. 1) und *Von mir zu jeglicher Stund* (AU, V. 6). Im Prinzip liegen hier nun also keine Sonderfälle oder besonders auffallende Phänomene der Verkürzung vor. Das gleiche Erklärungsmuster muss auf so manche Synkopierung und den Ausfall einer Silbe wie auch auf Silbeneinfügung angewandt werden. Die Bandbreite an Befunden in einzelnen Versen erweist sich erneut als ziemlich groß: *Belebt von düstrer Nebel Tanz* (MW, V. 3), *Die andern all zerstieben* (MW, V. 8), *Und drum: Mein Wald – mein Leben* (MW, V. 24), *Der ält'ste Greis den Schlaf vergaß* (DW, V. 19), *Er lenket heimatwärts* (DS, V. 10), *Ein seidnes Tüchlein birgt er dort* (DS, V. 13), *Doch unterm Wams dies seidne Tuch* (DS, V. 23), *Was suchest du des Säumers Lieb*⁴⁸⁰ (DS, V. 35), *Das Blut auf seidnem Schnee!* (DS, V. 38), *Und suchest dir zum Weibe* (VE, V. 3), *Doch gestern, zu Tränen gerühret* (U, V. 9), *Erneut ich es nochmals bei Gott* (U, V. 10), *Durch Bitten und Drohen verführet* (U, V. 11), *Dran spinnen sich ein Feengewand / Die traumbefangnen Mädchen* (S, V. 11/12) und *Dir weih ich die Fluren der Heimat / Und die Blumen, die es drauf gibt* (AU, V. 1/2).

⁴⁸⁰ Hier erscheint sogar in *suchest* die Erweiterung der Flexionsform um eine Schwa-Silbe, was ebenso der Aufrechterhaltung der regelmäßigen Alternanz von Hebungen und Senkungen geschuldet ist.

Anmerkungen zur Schreibweise Emerenz Meiers bedürfen aus diesem reichen Schatz an Befundstellen lediglich eine: Dass sich die Dichterin der Synkopierung von Wörtern bewusst war, beweist allein der Apostroph in *Der ält'ste Greis* (DW, V. 19). Eine einheitliche Kenntlichmachung von Synkopen auf diese Weise – was eine bei einer Großzahl von Autorinnen und Autoren des 19. Jahrhunderts gern realisierte Möglichkeit der Kenntlichmachung von elidierten Lauten oder Silben darstellt – erfolgt jedoch nur in diesem einen Fall. Es muss insgesamt hierzu festgehalten werden, dass der Gebrauch des Apostrophs als eine Art Hilfsmittel bei Emerenz Meier nur vergleichsweise selten erfolgt.

4.6.3 Kurze sprachliche Analyse „der“ Mundartballade schlechthin: *Wödaschwüln*

Die in Ausdrucksstärke und Eindringlichkeit einzigartige Mundartballade *Wödaschwüln* stellt sicher einen der Eckpfeiler von Emerenz Meiers dichterischem Schaffen dar. Mehrfach vertont, kann sie heute als wohl bekanntestes Werk der Autorin gelten und steht mit Recht an exponierter Stelle in der Literaturgeschichte Altbayerns.

In dem Gedicht spricht ein vom Leben enttäuschte männliches lyrisches Ich und schreit während des Pflügens seine innere Verzweiflung, verlassen und des Lebens überdrüssig, laut heraus. Ein zweiteiliger Refrain rahmt die fünf Strophen zu je sieben Versen fast durchgehend ein. Er besteht aus der Schilderung der Wetterverhältnisse und deren Auswirkungen auf das subjektive Empfinden (vgl. V. 1, 8, 15, 29) sowie aus den wiederkehrenden Kommandos an die Zugtiere – *Hü*⁴⁸¹ (V. 2, 4, 7) für „Links!“, *Hott* (V. 9, 11) für „Rechts!“, *Wüah* (V. 16, 18, 21) für „Anfahren!“, *Zauf* (V. 23, 25, 28) für „Rückwärts!“ und *Aoh* (V. 30, 32, 35) für „Halt!“ –, welche fast wie Beschwörungsformeln wirken. Der Titel beinhaltet bereits ein dialektales Substantiv, *Wöda* für ein Unwetter; *Wödachwüln* bezeichnet also die Schwüle unmittelbar vor Ausbruch eines Gewitters und steht schon programmatisch für die Stimmung des lyrischen Ich, das seinem Inneren ebenso durch eine Art Ausbruch Luft verschafft, was allerdings im Wunsch gipfelt, ein Blitz möge es treffen und erschlagen. Diese negative Grundstimmung wird über das Wetter hinaus in der ersten Strophe verstärkt durch die Tatsache *Der Acker hat an hirtten Bodn, / Der Mähnt koan Gang, der Pfluag an Schodn* (V. 5, 6). Dabei fallen die mundartlichen Lautungen von *hirt* sowie *Bodn* und *Schodn* auf. Diejenige des Adjektivs ist auf das althochdeutsche *harti* lautgeschichtlich zurückzuführen und stellt die Weiterentwicklung über mittelhochdeutsch *herte* zum bairischen *hirt* dar, im Gegensatz etwa zum Adverb *hoart*. Die Verdampfung des /a/-Lauts zum /o/ in den beiden genannten

⁴⁸¹ Wenn die Zitate der Kommandos jeweils mit Majuskelsetzung lediglich zu Beginn geschehen, wogegen ihre Wiederholung dann logischerweise klein geschrieben wird, geschieht dies hier einzig und allein aus Gründen der Einfachheit.

Substantiven ist charakteristisch für Emerenz Meiers Herkunftsregion, in der das sog. „Kollmersche Gesetz“ gilt und entsprechende Vokalmodifikationen erklärt.⁴⁸²

Um auf die Stimmung des lyrischen Ich zurückzukommen, welche in der ersten Strophe grundgelegt wird, lassen sich als zweites Element auch die negativen Rahmenbedingungen der Arbeit auf dem Feld feststellen, da zudem der *Mähnt* (V. 6), das Gespann, ebenso wie der Pflug ihrer Bestimmung nur unzureichend nachkommen.

Die tieferen Beweggründe für die Verzweiflung des Sprechers werden in der zweiten Strophe als Frage genannt – *Und daß mi 's Mensch iatzt nimmer mag!* (V. 10). *Mensch*, ein mundartliches Substantiv, das hier allgemein die Bedeutung ‚Frau‘ hat und nicht etwa ‚weiblicher Dientbote‘, bezeichnet dabei die Geliebte, besser die ehemalige Geliebte des lyrischen Ich, von der es wegen eines anderen Mannes verlassen wurde.⁴⁸³ Der wiederum ist Objekt des Hasses und der Verachtung, wird er doch mit dem Tod bedroht und dieer gleichsam göttlich gerechtfertigt: *Und wann i 'hn net derstich, den Hund / Den schlechtn, straf mi Gott* (V. 13, 14). Hier fällt zunächst die Verwendung des perfektiven Verbalpräfixes {der-} auf sowie im Weiteren die Bezeichnung des Nebenbuhlers mit *Hund*, was wenig schmeichelhaft ist. *Hund* wird aber in der folgenden Strophe noch gesteigert, wenn sich das lyrische Ich das potenzielle Szenario von dessen Ermordung vor Augen führt und ihn dabei als *verfluachte[n] Lump[en]* (V. 20) bezeichnet. Dieser müsse den Tod durch fünf Messerstiche erleiden. Die folgende, vierte Strophe thematisiert das in Vers 10 angesprochene *Mensch*, die *schwarze Dirn* (V. 22). Sowohl auf *Dirn* als auch auf die Bezeichnung der Haarfarbe durch ein Farbadjektiv allein wurde bereits hingewiesen. Thematisch interessant in den Versen 22 bis 28 ist jedoch etwas Anderes: Werden zunächst die äußeren Vorzüge der Geliebten herausgearbeitet – Haarfarbe, Locken, ihr Lachen und ihr Blick –, wird die mit dem Ausruf *Und kannst so falsch und elend sei!* (V. 27) zu Nichte gemacht. Scheinbar war die Angesprochene, was sich erst kürzlich herausgestellt hatte, schon längere Zeit untreu, weshalb eine krasse Antithese zwischen *süß und (...) fei* (V. 26) und *falsch und elend* (V. 27) aufgebaut wird. Die letzte Strophe wendet sich nun an Gott als letzten Entscheidungsträger. Während schon die Zugtiere durch *Aoh* (V. 31, 33, 36) zur Ruhe gemahnt werden, Arbeit und Gedicht gleichermaßen ihrem Ende entgegenstreben, kann dieses Ende für das lyrische Ich nur ein erlösendes sein im eigenen Tod, wozu es den Höchsten gewissermaßen auffordert. Zunächst bricht sich aber seine Verzweiflung noch einmal Bahn in der anklagenden Frage

⁴⁸² Vgl. Renn/König, u.a. S. 27

⁴⁸³ Diese allgemeine, keineswegs negativ konnotierte Bezeichnung für ein Mädchen ist nicht gesamtbairisch. Zehetner 2005 verweist, unter Bezugnahme auf genau dieses Zitat, auf seine Verbreitung im Unteren Bayerischen Wald sowie in Ober- und Niederösterreich (vgl. a.a.O., S. 241).

Muaß 's sein, daß i dös ewi trag? (V. 32), womit die belastende, nicht zu ertragende Situation des Verlassenseins gemeint ist. Mit einsetzendem Gewitter, als der Himmel metaphorisch *brennt* (V. 34), manifestiert sich diese Frage als eine rhetorische, deren Antwort nur ein entschiedenes „Nein“ sein konnte. Das lyrische Ich erkennt die erlösende Kraft des Unwetter, bittet den Herrn als Lenker aller Dinge, er möge es durch einen Blitz erschlagen, und fordert als Ausdruck letzten Verzweifeln, dem ein Hoffen auf Erfüllung seines Wunsches innewohnt, die Ochsen zum dritten Mal zum Anhalten auf: *Aoh, meine Öchsl, aoh!* (V. 36).

Was neben allen sprachlichen Aspekten in der Ballade zusätzlich auffällt, ist die Verschriftung der dialektalen Lautung. Schon der Titel *Wödaschwül*n bildet die mundartliche Aussprache [ˈwe:dəʃwʊn] stark standardisiert ab. Beispielsweise liegt der Darstellung des so nicht artikulierten <ö> eine dialektale Schreibtradition zugrunde, wie sie auch bei *dös* (V. 20, 31) oder *schö* (V. 22) auftritt und eine Rundung suggeriert, die jedoch nicht auftritt. In ähnlicher Weise tritt dieses Phänomen auf bei *Öchsl*, *würgt* und *fünf* oder bei den Diphthongen in *wüah* und *süaß*.

Dies kann überdies als Emerenz Meiers Bestreben gedeutet werden, den zugrundeliegenden Dialekt zwar einigermaßen authentisch abzubilden, jedoch wird deutlich, dass das Zeichenrepertoire des lateinischen Alphabets dies nicht ganz zu schaffen vermag. Oftmals nicht realisierte /r/-Laute werden trotzdem verschriftet, was ebenfalls der dialektalen Schreibtradition entspricht. Ebenso nicht dargestellt wurde die Vokalisierung des /l/ im Inlaut. So wird [gfoɪd] und [foiʃ] gesprochen, die Autorin schreibt jedoch in Anlehnung an das Stammprinzip bzw. an den Standard *gfallt* (V. 15) und *falsch* (V. 27).

Angleichungen an die Hochsprache, wodurch es zu Unterschieden zwischen Verschriftung und Aussprache kommt, liegen weiterhin vor bei *kannst* (V. 27), wo der Heimatdialekt Emerenz Meiers einen Ausfall des /n/ und eine Verlängerung /a/ zu /a:/ produziert, nämlich [kã:st], und bei *sein* (V. 31) für das /n/ phonetisch elidierende [sɛ̃], wo zudem im Bairischen eine Nasalierung des Diphthongs vorliegt.⁴⁸⁴ Gerade der letzte Textbeleg wiederum beweist die mangelnde Konsequenz in der Standardangleichung, taucht doch in der Ballade auch das Gegenbeispiel in *Und kannst so falsch und elend sei* (V. 27) auf.

⁴⁸⁴ Zugegebenermaßen erscheint die Verschriftung eines nasalierten Diphthongs mit dem lateinischen Buchstabeninventar kaum möglich; an dieser Belegstelle sollte in erster Linie auf den verschrifteten Auslaut hingewiesen werden, welcher im Dialekt – ob nun mit durch ihn bewirkter Diphthongierung oder ohne, da im Bairischen auch Lautungen wie [sà] oder [sà:] existieren – nicht auftritt.

4.6.4 Zusammenfassung

Allein an der recht geringen Menge latenter Dialektismen wird auf den ersten Blick scheinbar deutlich, dass die Mundart für das lyrische Schaffen der Dichterin in beiden Perioden ihres schriftstellerischen Daseins keine derart zentrale Stelle einnahm wie in den epischen Texten. Diese Feststellung, bewusst in ihrer Formulierung mit dem Attribut „scheinbar“ versehen, muss jedoch insoweit relativiert werden, als sie ausschließlich Gültigkeit besitzt für standardsprachliche Gedichte. Denn neben diesen existieren – exemplarisch an der *Wödaschwüln* erkennbar, aber auch im lyrischen Gesamtwerk Emerenz Meiers, das eine Vielzahl solcher Gedichte aufweist, wenn auch nicht zwangsweise von derartiger Sprachgewalt – durchaus Dialektgedichte, für die eben eine kleinregionale Sprachform Konstitutionskriterium und Urgrund ist. Reine Mundartprosa existiert nicht.

Insgesamt nimmt die Lyrik Emerenz Meiers hinsichtlich ihrer Sprache gewissermaßen eine Art Zwischenstellung ein zwischen reinen Dialekt- und rein standardsprachlichen Texten, die in unterschiedlicher Intensität, mithin aber doch in regelmäßiger Stetigkeit, von latenten Bavarismen durchsetzt sind. Für rein hochsprachliche Lyrikproduktion der Dichterin spielt der Dialekt – im Gegensatz zu den frühen Prosaerzählungen ebenso wie denen aus dem Spätwerk – keine zentrale Rolle; im Gegenteil: sogar einer erstaunlichen Anzahl von Poetizismen wird sich aus unterschiedlichen Gründen bedient. Sicherlich sind hierfür häufig metrische Gründe anzuführen, die den Schöpfer bzw. die Schöpferin in gewisse Fesseln zwingen, doch nicht ganz ausschließlich. Auf der anderen Seite erschafft Emerenz Meier auch reine Mundartgedichte, deren potenzielle Übersetzung allein in eine überregionale Umgangssprache von Beginn an und ganz zweifellos zum Scheitern verurteilt wäre.⁴⁸⁵

Man erkennt am lyrischen Werk, namentlich an den analysierten Gedichten in der Bleibrunner/Fuchs-Ausgabe, und den formalen Vorgaben, die regelmäßige Metren, Reime und Kadenzen bisweilen fordern, Emerenz Meiers Kompetenz auf beiden Sprachebenen, derjenigen des Standards und derjenigen der Mundart. Insoweit rückt diese Erkenntnis die zahlreichen latenten Dialektismen in den Erzählerreden der fünf behandelten Prosatexte in ein etwas deutlicheres Licht: Überlagerungen beider Sprachebenen, also Interferenzen, sind natürlich als Ausnahmen anzusehen und basieren allem Anschein nach auf unbewussten Formverwechslungen.⁴⁸⁶ Die übrigen Befunde können demnach zum Großteil als bewusste Stilkonstruktionen und Lokalkolorisierungen gewertet werden, deren Unmittelbarkeit für Emerenz Meier allem Anschein nach über die ureigene, fast schon genuin zu nennende

⁴⁸⁵ Vgl. die beiden im grundlegenden Kapitel 2.2 der vorliegenden Arbeit zu Dialekt und Literatur aufgegriffenen Aussagen der italienischen Autoren Luigi Pirandello, Pier Paolo Pasolini und Andrea Camilleri.

⁴⁸⁶ Hierbei sei auf die einzelnen Analysen rückverwiesen, die als solche gekennzeichnet wurden.

Sprache der handelnden Figuren zu transportieren versuchte. Dass ihr dies gelang, steht außerhalb jeder Diskussion.

4.7 Geographische und sprachliche Emigration:

Die Seele der Heimat, Mutterseelenallein, Ein Besuch, Bella, Die beiden Wohltäter und Ein Ferientag dreier Gassenbuben aus dem Spätwerk der Dichterin

4.7.1 Das Problem der zeitlichen Verortung der Texte

Auch an dieser Stelle geht der eigentlichen Textanalyse eine Betrachtung der Titel der sechs kurzen Erzählungen *Die Seele der Heimat, Mutterseelenallein, Ein Besuch, Bella, Die beiden Wohltäter* und *Ein Ferientag dreier Gassenbuben*⁴⁸⁷ voran. Diese Prosatexte wurden im Zuge der Emerenz-Meier-Werksausgabe von Hans Göttler 1991 erstmals veröffentlicht. Sie sind in US-amerikanischen Schreibheften überliefert, weshalb davon ausgegangen werden muss, dass sie nach 1906, also nach der Emigration, entstanden sind. Eine eindeutige, explizite Datierung ihrer Entstehung ist jedoch nicht möglich.⁴⁸⁸ Betrachtend die verarbeiteten Thematiken und die räumliche Situierung des jeweiligen Plots auf der einen und die archivalische Bestandsüberlieferung im Stadtarchiv Waldkirchen⁴⁸⁹ sowie die Anordnung in der Hans-Göttler-Ausgabe⁴⁹⁰ auf der anderen Seite kann darauf geschlossen werden, dass – auch im Vergleich mit der Lebenssituation der Autorin und angesichts der Tatsache, dass eine Vielzahl von Texten Emerenz Meiers autobiographische Bezüge aufweisen – *Ein Besuch* und *Mutterseelenallein* in den ersten Jahren nach der Auswanderung, also zwischen 1906 und 1910, entstanden sind, während *Die beiden Wohltäter, Ein Ferientag zweier Gassenbuben* gleichsam wie *Bella* um 1920 angesetzt werden können, auch betrachtend einen Brief Emerenz Meiers von 1923, in dem sie beklagt, dass ihr „[s]eit ich Amerika betreten, (...) mit Ausnahme der letzten paar Jahre nie Gelegenheit geworden, (...) [ihrem] Schreibdrang zu frönen“.⁴⁹¹ *Die Seele der Heimat* könnte ebenso kurz nach der Emigration entstanden sein, in einer Phase radikaler

⁴⁸⁷ Im Folgenden abgekürzt mit „DS“ (*Die Seele der Heimat*; vgl. S. 372-375), „M“ (*Mutterseelenallein*; vgl. S. 378f.), „EB“ (*Ein Besuch*; vgl. S. 380-382), „B“ (*Bella*; vgl. S. 383-389), „DW“ (*Die beiden Wohltäter*; vgl. S. 376f.) und „EF“ (*Ein Ferientag dreier Gassenbuben*; vgl. S. 390-393).

⁴⁸⁸ Vgl. EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 8; vgl. hierzu auch Praxl 2008, S. 96

⁴⁸⁹ Vgl. Praxl 2008, a.a.O., wonach sämtliche Erzählungen handschriftlich in Pappheften aus den USA überliefert sind und unter der Signatur *Nachlaß Emerenz Meier Nr. 1-24* in der Staatlichen Bibliothek Passau lagern; *Der Bua* trägt dabei die Bestandsverzeichnis-Nummer 3, *Mutterseelenallein* und *Ein Besuch* die Nummer 4 und *Bella* sowie *Ein Ferientag zweier Gassenbuben* die Nummer 7.

⁴⁹⁰ In der Anordnung *Der Bua* (S.366-371), *Die Seele der Heimat* (S. 372-375), *Die beiden Wohltäter* (S. 376-377), *Mutterseelenallein* (S. 378-379), *Ein Besuch* (S. 380-382), *Bella* (S. 383-389), *Ein Ferientag zweier Gassenbuben* (S. 390-393).

⁴⁹¹ Brief an Hans Carossa vom 16.04.1923, in: EM, hg. von Hans Göttler, Bd. 2, S. 344

Ernüchterung und weiterer Desillusionierung u.a. über die weltpolitische Lage, welche die Dichterin auch – oder besser: gerade – aus den USA immer wieder scharf beobachtete, analysierte und kommentierte. 2012 gibt Göttler zu seiner Audio-CD „*Mei Emerenz, my Emma!*“ – *Texte aus Baiern*⁴⁹² und *Amerika, verfasst von Emerenz Meier (1874-1928)* an, die ersten 18 der eingelesenen Texte, darunter auch *Ein Besuch*, seien sämtlich „in Baiern“⁴⁹³ [sic!] entstanden, und argumentiert für diese These in Bezug auf letztgenannten wie folgt:

„*Vermutlich ist dieser Text in der Münchner Zeit der Dichterin entstanden, die Erwähnung der Trambahn deutet darauf hin. Die Ich-Figur ist autobiographisch zu sehen: sie ist – wie Emerenz Meier auch – einsam und allein in der Stadt, in einem düsteren Zimmer in einem Rückgebäude, in dem es eiskalt ist. Höhepunkt ist die bittere, verbal geführte Auseinandersetzung mit der dämonischen Personifikation des Hungers. Eine trostlose, aber kämpferische Prosa, mit einem präzisen Blick auf die geknechtete Menschheit, deren weiteres Schicksal letztlich offen gelassen wird.*“⁴⁹⁴

Dies mag zweifellos möglich erscheinen, als gesichert können Abfassungszeit und -ort jedoch keinesfalls gelten. Betrachtet man die Aussagen Göttlers als Herausgeber der Emerenz-Meier-Werksausgabe von 1991 und parallel dazu die von Paul Praxl 2008 herausgebrachte Schrift des Stadtarchivs Waldkirchen, in der erneut – wie schon bei Göttler – darauf hingewiesen wird, dass der handschriftliche Text von *Ein Besuch* ausschließlich in einem amerikanischen Pappheft überliefert ist,⁴⁹⁵ muss Göttlers Sicherheit der Abfassung dieser Erzählung in Bayern zumindest angezweifelt werden; allein das Argument der Trambahn kann nicht genügen. Freilich, der Brief Meiers an Hans Carossa von 1903, vermutlich im Spätherbst dieses Jahres entstanden,⁴⁹⁶ gibt mehrere Hinweise darauf, dass in der Zeit in München, da sie in einem Rückgebäude in der Rumfordstraße 37 wohnte, Literarisches entstanden ist.⁴⁹⁷ Ebenso spricht Emerenz Meier in diesem Schreiben und jenem vom 22.07.1904, ebenfalls an Carossa gerichtet, von ihrer

⁴⁹² Sic! (Anm. d. Verf.)

⁴⁹³ Göttler 2012 (Booklet zur Audio-CD „*Mei Emerenz, my Emma!*“ – *Texte aus Baiern und Amerika, verfasst von Emerenz Meier (1874-1928)*)

⁴⁹⁴ A.a.O.

⁴⁹⁵ Vgl. Praxl 2008, S. 98; auch: EM, hg. von Göttler Bd. 1, S. 9

⁴⁹⁶ Auf die Unmöglichkeit der genauen Datierung in Ermangelung einer Angabe eines Datums wurde bereits hingewiesen. Für den Spätherbst des Jahres 1903 sprechen die im Folgenden zitierten Verweise der Autorin im Brief (EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 221) auf die Publikation der Erzählung *Der Bua* („Die 30 M[ark] haben nicht lange gereicht, auch nicht die 40 von den N[eu]esten N[achrichten] für den ‚Buam‘ (...)“) und ihre fluchtmäßige Abreise aus Passau in die Landeshauptstadt („Was hast Du Dir gedacht, als Du vernahmst, daß ich Knall u[nd] Fall (...) von Passau abgeschoben bin?“).

⁴⁹⁷ Vgl. Brief an Hans Carossa vom Spätherbst 1903; in: EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 221

bisweilen angespannten finanziellen Lage – „Aber ich krieg immer wieder was für meine Schreibereien, u[nd] damit ich nicht noch einmal 3 Tag nacheinander fasten muß, wie erst kürzl[ich] (...)“⁴⁹⁸ – und der ihr verhassten Landeshauptstadt – „Die Mauern u[nd] die Dächer, die sich überall vor mir türmen, sind mir Tod und Grab“⁴⁹⁹ –, was der Thematik in *Ein Besuch* nahekommt. Jedoch muss gleich an dieser Stelle eingewandt werden, dass sie im selben Brief auch davon spricht, nun „(...) nur froh [zu sein], daß ich jetzt in einer stillen Klausur sitze u. Gelegenheit habe, mich innerlich zu pflegen“⁵⁰⁰ und „(...) auch ohne Freunde u[nd] Gönner nicht [zu] verhungern (...)“.⁵⁰¹ Dies allein kann der Annahme Göttlers durchaus widersprechen, sie zumindest aber relativieren. Es kommt hinzu, dass der Herausgeber der *Gesammelten Werke* selbst davon spricht, dass „zum Teil (...) diese Texte“⁵⁰² [u.a. *Die Seele der Heimat, Die beiden Wohltäter, Mutterseelenallein, Ein Besuch, Bella, Ein Ferientag dreier Gassenbuben*] in Amerika entstanden bzw. in den USA noch einmal in amerikanische Schreibhefte niedergeschrieben wurden, ohne daß dabei eine genauere Datierung möglich wäre“,⁵⁰³ und ebenso feststellt, dass sich Emerenz Meier damit „(...) immer mehr von ihren frühen Veröffentlichungen als Heimatdichterin distanzierte und andere Formen und Inhalte des Schreibens versuchte“.⁵⁰⁴ Die Zäsur, die er damit anspricht, deutet zweifellos auch auf eine thematische Veränderung ihrer literarischen Produktion nach der Auswanderung im Jahr 1906 hin. Dies allein würde *Ein Besuch* eindeutig und unmissverständlich in den USA entstanden sein lassen.

Die Art der Überlieferung aber, und dies wiegt weit mehr, spricht eine viel deutlichere Sprache, ebenso dass die in Rede stehende Erzählung vor 1906 in Bayern nicht publiziert wurde. Des Weiteren sollte beachtet werden, dass die behandelte Thematik nach Bayern gleichermaßen wie in die USA verortbar ist. Betrachtend die starke autobiographische Gebundenheit der epischen Texte Emerenz Meiers – auch darauf wurde oben bereits hingewiesen –, könnte *Ein Besuch* sogar noch genauer lokalisiert werden, nämlich in die frühe Emigrationszeit; *Die Seele der Heimat* aufgrund der durchaus recht pessimistischen Zukunftsprognosen, die die Hauptprotagonistin dem Bayerischen Wald stellt, überdies ebenso. Die Art und Weise der Verlorenheit des Ich-Erzählers weist sehr stark auf die Erfahrung von Verlorenheit in einer als fremd, als gewissermaßen feindlich, in erster Linie

⁴⁹⁸ Brief an Hans Carossa vom Spätherbst 1903; in: EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 221

⁴⁹⁹ Brief an Hans Carossa vom 22.07.1904; in: EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 227

⁵⁰⁰ Brief an Hans Carossa vom Spätherbst 1903; in: EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 221

⁵⁰¹ A.a.O.

⁵⁰² *Die Seele der Heimat, Die beiden Wohltäter, Mutterseelenallein, Ein Besuch* sind noch dazu im gleichen Schreibheft, überschrieben mit „Endeavor Composition“, überliefert (vgl. EM, hg. von Göttler Bd. 1, S. 14).

⁵⁰³ EM, hg. von Göttler 1991, Bd. 1, S. 9

⁵⁰⁴ A.a.O.; dort weist Göttler zudem darauf hin, dass „[d]iese Gruppe von Texten (...) aber auch die Tatsache [belegt], daß Emerenz Meier in ihrer amerikanischen Zeit immer wieder literarisch tätig wurde (...)“.

aber zunächst als kalt und unbekannt empfundenen Welt und Umgebung hin, gepaart mit der Konversation mit dem personifizierten Hunger. Dieser repräsentiert natürlich sowohl den Mangel an Nahrung als auch metaphorisch ebenso den an menschlicher Zuwendung, an Herzenswärme und liebender Geborgenheit. Parallelen mit der finanziell prekären Lage Emerenz Meiers und ihrer Familie in der Zeit vor und – noch mehr! – nach der Auswanderung fallen an diesem Punkt zweifellos sehr stark auf, noch dazu die auch in der Erzählung verarbeitete Erfahrung von Alleinsein und Ungewissheit, wie sie in der neuen Heimat jenseits des Atlantischen Ozeans sicher aufgetreten ist und die Anlass genug zur literarischen Verarbeitung dieser Erfahrung gab. Zudem spricht der an sich doch sehr überzeugende Aspekt der Überlieferung eindeutig dafür, ihre Abfassungszeit in die Jahre um 1908, also kurz nach dem Verlassen Bayerns, anzusetzen. Gleichwohl: Einige thematische Hinweise mögen freilich den Eindruck erwecken, der Text könne in München verfasst worden sein, Aussagen Emerenz Meiers im umfassend hierfür zitierten Brief an Hans Carossa ebenso, allein ausreichend erscheinen thematische Erwägungen nicht, dazu erscheint auch die Art der Überlieferung zu deutlich. Letztendliche Klärung kann es für diesen Fall nicht geben, jedoch spricht etwas mehr dafür, davon auszugehen, dass *Ein Besuch* bereits in den USA niedergeschrieben worden ist, weshalb diese Erzählung zum Spätwerk gezählt und unter dieser Rubrik analysiert wird.

4.7.2 Die Titelwahl

Im Gegensatz zu den ersten Prosatexten lässt sich hier lediglich ein Argument für Regionalsprachlichkeit finden. Zwar nicht direkt mundartlich, aber doch einem großregional-oberdeutschen Standard zuzurechnen ist *Bub*, wie es im Titel *Ein Ferientag dreier Gassenbuben* erscheint. Obwohl Emerenz Meier zur Zeit der Abfassung dieser Kurzgeschichte bereits wohl mehr als anderthalb Jahrzehnte in den USA lebte, gebrauchte sie ein im Oberdeutschen als Standard geltendes Substantiv als Basis des Kompositums *Gassenbuben*.⁵⁰⁵ Man kann an dieser Formulierung erkennen, dass sich die Autorin trotz fremdsprachlicher Umgebung und der Tatsache, dass die Handlung des Prosastücks in Chicago spielt, der ihr eigenen, von lokalen Charakteristika geprägten Sprache bediente, die in Denken wie Gedächtnis präsent zu sein schien. Das Wort *Bub* – in beiderlei Bedeutung als ‚Junge‘ und ‚Sohn‘ gleichermaßen – findet in dieser Form überdies in den Erzählungen *Mutterseelenallein* (M, S. 379) und *Bella* (B, S. 385, 388) sowie im Genitiv Plural ebendort (B, S. 386: *ihrer eigenen Buben wegen*) Verwendung; außerdem in der

⁵⁰⁵ Standarddeutsche Entsprechungen wären etwa *Gassenjungen* oder *Straßenjungen*.

Zusammensetzung *Wunderbuben* (B, S. 366) und in *Chikagoer Buben* (EF, S. 383). Das inhaltlich eng damit verwandte Wort *Spitzbube* führt auch Duden auf, ebenso das zugehörige Adjektiv *spitzbübisch*,⁵⁰⁶ wie es im *Ferientag dreier Gassenbuben* (vgl. EF, S. 391) auftaucht. *Lausbub*⁵⁰⁷ erscheint darüber hinaus auch in der Erzählung *Bella* in indirekter (B, S. 385f.: *daß der Bub ein Lausbub (...) sei*) und wörtlicher Rede (B, S. 384: *Lausbub, hinaus damit, was fällt dir denn ein?*), was einen weiteren Beweis für die feste Verankerung des erlernten heimischen Wortschatzes bei Emerenz Meier darstellt.

Die übrigen Titel, *Die Seele der Heimat*, *Mutterseelenallein*, *Ein Besuch*, *Die beiden Wohltäter* und *Bella*, weisen keine lokalen Eigenheiten auf.

4.7.3 Latente und evidente Dialektismen in den Erzähltexten

4.7.3.1 Lexik

Die Handlungen der für diesen Teil der Arbeit betrachteten Erzählungen Emerenz Meiers spielen sich, zumal in den USA verfasst, nicht mehr ausschließlich in bayerwälderischer Umgebung und bäuerlich-ruraler Lebenswelt ab, sondern teilweise durchaus im urbanen Umfeld des Emigrationslandes. Aus diesem Grund ist eine ähnlich inhaltlich strukturierte Analyse auffällig dialektaler Lexeme wie noch hinsichtlich der jüngeren Prosatexte und der Novelle nicht mehr möglich. Trotzdem sollen Parallelen innerhalb der Wortwahl der einzelnen Erzählungen und mehrmals erscheinende Ausdrücke herausgearbeitet werden. Wo dies nicht möglich ist, muss auf bloße Aufzählung mit anschließenden erläuternden Kommentaren zurückgegriffen werden.

Auf den Dialektgehalt der Substantive *Bursch* und *Weib* wurde an berufener Stelle bereits ausführlich hingewiesen sowie deren Bedeutungen und Bedeutungsnuancen entsprechend geklärt.⁵⁰⁸ Beide erscheinen auch in einer hier behandelten Erzählung, nämlich in *Mutterseelenallein*; *Weib* wird im allgemeinen Sinn für ‚Frau‘ gebraucht (vgl. M, S. 378). In *Bella* fällt überdies die das schon erwähnte Lexem *Lausbub* in Verbindung mit *Luder* auf: *daß der Bub ein Lausbub und Bella ein verabscheuungswürdiges Luder sei* (B, S. 385f.). Erstere Bezeichnung bedeutet im Bairischen, wie es Zehetner auf den Punkt bringt, „aufgeweckter, zu Streichen aufgelegter Bub“⁵⁰⁹ und beinhaltet nicht zwangsläufig eine recht negative Wertung des so Attribuierten. *Luder* kann im Dialekt verschiedene

⁵⁰⁶ Vgl. Duden Bd. 1, S. 698, sowie Duden Universalwörterbuch, S. 1487: „verschmitzt, schalkhaft“.

⁵⁰⁷ Überregional bekannt wurde das Lexem spätestens mit Ludwig Thomas später auch verfilmten und damit einem breiteten Publikum als kommerzieller Erfolg zugänglichen *Lausbubengeschichten*.

⁵⁰⁸ Siehe Kapitel 4.2.2.1 dieser Arbeit

⁵⁰⁹ Zehetner 2005, S. 225

Bedeutungsebenen haben, welche natürlich kontextabhängig sind. So kann ein *Luàdà*, um nur drei Beispiele mit anschließender Kontextualisierung zu nennen, sowohl eine durchtriebene weibliche Person als Pendant zum *Lausbub* sein (*De is à Luàdà, wia's es so schnäi koa(n)s mehr(à) gi(b)t*),⁵¹⁰ wobei eine positive wie negative Bewertung gleichzeitig möglich erscheint, als auch ein durchaus raffinierter, geschickter Mensch zumeist⁵¹¹ weiblichen Geschlechts (*Nachàd hâds des oàfach um(à)dràht, des Luàdà, des!*). Eindeutig negativ besetzt ist das Lexem zum Ausdruck einer bezüglich sexuellen Aktivitäten mit wechselnden Partnern wenig zurückhaltenden Frau (*À Luàdà is', des kennt ma glei – mid wem de scho àlloà-r-ois gangà is!*). Im vorliegenden Fall der Erzählung *Bella* wird *Luder* (B, a.a.O.) aber eindeutig pejorativ gebraucht. Dahingehend erscheint dann natürlich auch der semantische Gehalt von *Lausbub* an zitierter Stelle (vgl. B, a.a.O.) modifiziert und bringt wohl eine weitaus negativere Wertung zum Ausdruck.

Des Weiteren wurde bereits als oberdeutsche Variante *öfters* (EB, S. 381) identifiziert,⁵¹² eindeutig mundartlich ist überdies *Geselchtes* (B, S. 383). Charakteristisch erscheint hierbei der elliptische, substantivierte Gebrauch des Partizips II des Verbs *selchen*, was ‚räuchern‘ bedeutet, und somit ‚geräuchertes Schweinefleisch‘ meint.⁵¹³ Allein an der Verwendung von *Geselchtes* wird die Nähe der Verfasserin zu ihrer genuinen sprachlichen Herkunft deutlich, wenn auch sicherlich eine mögliche standarddeutsche Alternative wie beispielsweise *Rauchfleisch* oder *Dörrfleisch*, auch *Speck* – im Kontext der Erzählung gerade bei der illustrierenden Heranziehung von bayerischen Bauern als Vergleichsbasis – stilistisch nicht gerade passend erschiene.

Wie bereits bei Besprechung der Erzählung *Die Madlhüttler* festgestellt, werden in der Mundart an bestimmten Stellen Präpositionen verwendet, wo sie in der Standardsprache nicht normgerecht wären. Dies lässt sich bereits an einem Beispiel im *Juhschroa* konstatieren, wo es lautet *auf die Nacht* (DJ, S. 26). Die Präposition hat hier temporalen, nicht direktionalen Charakter.⁵¹⁴ *Auf die Nacht* bedeutet ‚am Abend‘ und ist nicht zu verwechseln mit der Zeitangabe *bei der Nacht*, was hochsprachlich *bei Nacht, in der Nacht* entspricht. Ein ähnlicher Fall der unterschiedlichen Bedeutung einer Präposition lässt sich

⁵¹⁰ Die bisweilen eingeklammerten Laute verweisen auf die unterschiedliche Lautung innerhalb der bairischen Dialektregionen. Es wurde zwar versucht, für die hier angegebenen und in diesem Zusammenhang noch folgenden Beispiele eine Art „Verkehrsmittelbairisch“ zu konstruieren, doch wird allein hier bereits die große Varianz und Bandbreite an Lautungen deutlich.

⁵¹¹ *Luàdà* in diesem Kontext kann auch als Attribuierung eines männlichen Zeitgenossen dienen, findet jedoch seltener Verwendung.

⁵¹² Siehe Kapitel 3.1.2 dieser Arbeit

⁵¹³ Vgl. Duden Bd. 1, S. 675, und Zehetner 2005, S. 148

⁵¹⁴ Zur Präposition *auf* vgl. Merkle, S. 185

bei zog er sie bei den schwarzglänzenden Haaren heraus (B, S. 384) feststellen, wo die Standardsprache *an* fordert, weshalb diese Formulierung als dialektnah einzustufen ist.

Nahe am Dialekt bewegt sich das Adverb *an* folgender Textstelle: *und schlug (...) geschwind einen Purzelbaum* (EF, S. 392). Es wird im Bairischen häufig an Stelle von *rasch* oder *schnell* verwendet,⁵¹⁵ Schmeller führt überdies die Bedeutungen „bald, gleich, allsogleich“⁵¹⁶ an. Zwar erschließt sich dem Leser ohne größere Probleme die Bedeutung des Wortes, eine erkennbare Neigung zu seiner Verwendung in besagtem Funktionszusammenhang ist aber zweifellos im Oberdeutschen feststellbar.

Ein weiteres Beispiel für diese Wortart ist *hintennach* (B, S. 384), ein dialektales Adverb, hier an den Standard angepasst,⁵¹⁷ im Sinne von ‚hinterher‘ bzw. ‚nachher‘, welches in dieser Form sowohl als Lexem als auch als in der Verbindung aus {hint(en)-} und {-nach} kaum nördlich der Main-, geschweige denn auch der Speyerer Linie, gebräuchlich ist.

Anders ist dies per se beim Adjektiv in der Textstelle *ein etwas schneidiges Frauchen* (B, S. 385), welches prinzipiell im gesamten deutschen Sprachraum belegt und in seiner mittelhochdeutschen Form *sneidec* bzw. *sneitec* als Derivation zu *Schneide* im Sinne der scharfen Seite eines Messers oder Schwerts zu identifizieren.⁵¹⁸

Dialektal mag das Adjektiv *verschossen(en)* (M, S. 368), das ‚ausgebleicht‘ bedeutet,⁵¹⁹ erscheinen; es ist es jedoch lediglich der Umgangssprache zuzuordnen als in dieser semantischen Umgebung bevorzugt gebrauchtes Partizip II des Verbs *verschießen*.⁵²⁰ Die Verwendung geht weit über den bairischen Sprachraum hinaus; als Beispiele aus dem literarischen Bereich sollen sein Auftreten bei dem gebürtigen Dresdner Uwe Tellkamp (* 1968)⁵²¹ und in der deutschen Übersetzung eines englischsprachigen Romans von Magdalen Nabb (1947-2007)⁵²² genügen.

Auffällig ist in diesem Zusammenhang auch *mitsammen* in *In Anerkennung dessen erlaubte sie den beiden, mitsammen auszugehen* (B, S. 385). Reine Mundart liegt bei diesem Adverb, dessen Entsprechung etwa mit *gemeinsam* oder *zusammen* anzugeben ist, nicht vor, wohl aber regionale Färbung.⁵²³ Aus der Erzählung *Mutterseelenallein* stammt die Formulierung *Diese denkt nicht vorwärts* (M, S. 378). Der Posttext, *sie denkt zurück*

⁵¹⁵ Vgl. Duden, Universalwörterbuch, S. 641; auch: Zehetner 2005, S. 148

⁵¹⁶ Schmeller Bd. 2, Sp. 637

⁵¹⁷ Die Aussprache lautet [ˈhintn̩x] bzw., bei besonderer Betonung, [hɪntˈn̩x].

⁵¹⁸ Vgl. Grimm Bd. 15, Sp. 1279

⁵¹⁹ Vgl. Zehetner 2005, S. 357

⁵²⁰ Bei Grimm wird es ohne Hinweis auf Umgangs- oder gar Regionalsprachlichkeit aufgeführt, vgl. Grimm Bd. 25, Sp. 1078

⁵²¹ Tellkamp, S. 32: „(...) die gründunkle, etwas verschossene Stofftapete des Flurs (...)“

⁵²² Nabb, S. 30: „(...) hinter dem verschossenen Vorhang eines winzigen, vergitterten Fensters (...)“

⁵²³ Vgl. Duden Bd. 1, S. 497

(M, a.a.O.), macht deutlich, dass *vorwärts* hier nicht direktional, sondern zeitlich gebraucht ist, was auf seine zumindest mundartnahe Struktur verweist, da die Verwendung standardsprachlich so nicht geläufig ist und durch *nach vorne* ersetzt würde.

In diesem Zusammenhang ist noch *Trambahn* (EB, S. 380) als Bavarismus zu nennen, das im süddeutschen, österreichischen und deutschschweizerischen Bereich verbreitete Substantiv für *Straßenbahn*, was eine Umformung des englischen *tramway*⁵²⁴ darstellt. Das Wort kann auch weiter verkürzt werden zu *Tram*,⁵²⁵ welches der Autorin sicherlich bekannt war; dass sie sich trotzdem für die um das Zweitglied *-bahn* ergänzte Version entschieden hat, kann ein Indiz dafür sein, den Text (in diesem Fall *Ein Besuch*) trotz mundartlicher Einflüsse für ein breites Publikum verständlicher zu gestalten.⁵²⁶

Besondere Beachtung sei dem Satzbeginn *Sie wusste einen, der Sporty hieß (...)* (B, S. 384) gewidmet, der gleich zwei Aspekte beinhaltet, die auf die sprachgeographische Herkunft seiner Verfasserin schließen lassen. Es fällt die regional gefärbte Verwendung von *wissen* in Verbindung mit Personenangaben auf. Hier wird das Verb im Sinne von ‚kennen‘ gebraucht, *einen* ist die wörtliche Übertragung des bairischen Indefinitpronomens *òàn* [ɔàn] und bedeutet ‚jemanden‘.⁵²⁷

In ähnlicher Weise kann man bei einer weiteren Formulierung eine direkte Verbindung zum Dialekt herstellen. Es handelt sich um *hier innen* (M, S. 378), was standardsprachlich *[hier] drinnen* lauten müsste.⁵²⁸ Bairische Lokaladverbien unterscheiden primär zwei deiktische Oppositionen, nämlich eine sprechernahe und eine sprecherferne Perspektive, beispielsweise *herinnen* im Gegensatz zu *(dr)innen*.⁵²⁹ Im gerade betrachteten Fall liegt demnach sprechernahe Perspektive vor, wofür die regionale Sprache *herin* verwendet. Emerenz Meier hat also das ihr bekannte Mundartadverb in seine beiden Elemente zerlegt und entsprechend verschriftet. Dies scheint auch bei *hier außen* (EF, S. 390) der Fall zu sein, doch muss diese Vermutung relativiert werden. Denn im Bairischen existiert zwar ein Lokaladverb, *heàrausd*,⁵³⁰ allerdings liegt hier keine schriftliche Umsetzung der Mundart vor, da die Formulierung *hier außen* trotz ihrer vermeintlichen Nähe zum Dialekt zwar der

⁵²⁴ Vgl. Kluge, S. 831, Duden Bd. 1, S. 747

⁵²⁵ So ist auf manchen, an stark befahrenen Straßen und Kreuzungen Verkehrsschildern neben Fußgänger- und Fahrradampeln in München zu lesen: „Vorsicht Tram!“

⁵²⁶ Diese Tatsache muss nicht zwangsweise auf eine Abfassung in Bayern verweisen, auch wenn derartige Tendenzen in in der Heimat entstandenen Texten nachweisbar sind; gerade nach der Emigration ist dies fast noch mehr anzunehmen, sollte Emerenz Meier an die mögliche Rezeption ihrer Werke gedacht haben.

⁵²⁷ Vgl. Zehetner 2005, S. 111

⁵²⁸ Duden Bd. 1, S. 345

⁵²⁹ Vgl. Renn/König, S. 95

⁵³⁰ Neben diesem existiert noch die seltenere Form *heàrausdàd* [heàˈraʊsdàt].

Standardsprache zuzurechnen ist,⁵³¹ jedoch andererseits durchaus von einer Interferenzerscheinung gesprochen werden muss. Der Fall *hier außen* (a.a.O.) wird dem entsprechend in Kapitel 4.8.1 noch eine Rolle spielen.

Nicht eindeutig erklärbar ist *Wackler* (B, S. 389). Hierbei handelt es sich, wie aus dem Kontext deutlich wird, um kleine Kinder, die gerade des Laufens mächtig sind. Als Dialektausdruck führt ihn allerdings keines der konsultierten Lexika auf, auch die Standardsprache kennt das Substantiv als solches nicht.⁵³² Eine Parallele zum Wort *Wackerl*, „kleine, dickliche, einfältige Person“,⁵³³ lässt sich auf Grund der aus der unmittelbaren textuellen Umgebung erfahrbaren Informationen⁵³⁴ ausschließen. Zu vermuten wäre stattdessen eine Derivation zum Verb *wackeln* in Anspielung auf die unsicheren ersten Schritte kleiner Kinder.

Am Ende soll noch das Adverb *barfüßig* (EF, S. 390) einer kurzen Betrachtung unterzogen werden. Standardsprachlich existieren die Formen *barfuß* und *barfüßig* parallel, um nach je einem aktuellen, einem zeitgenössischen und einem vor Verfassung der Kurzgeschichte erschienenen Wörterbuch zu urteilen,⁵³⁵ wenn auch Letzteres die sicherlich ältere Form darstellt. Dem entsprechen die von Schmeller aufgelisteten Varianten „barfueß, barfueßet“,⁵³⁶ wie sie in der Mundart auch heute noch gleichberechtigt nebeneinander stehen. Bezüglich der dialektalen Wortbildung schreibt Merkle: „Etliche Adjektive, die schriftl. auf *-ig* endigen, haben im Bairischen die Endung *-àd*“.⁵³⁷ Zusammenfassend festzustellen ist also, dass das Adverb in seiner im Text auftauchenden Form zwar dem Standard entspricht, die Wahl von *barfüßig* allem Anschein nach aber der Nähe zum dialektalen *boàfuàßàd* geschuldet ist. Nicht zu verwechseln ist die Suffigierung mit {-àd} allerdings mit der mundartlichen Bildung von Partizip-1-Formen, wo innerhalb des Ostoberdeutschen an dieser Stelle Endungszusammenfall mit dem eines Adjektivs bzw. Adverbs und einer Verbalform mit inchoativem Charakter auftritt. *Barfüßig* hat als Derivationsbasis eine zweigliedrige Wortgruppe und keinen verbalen Stamm, wie es z.B.

⁵³¹ Vgl. Duden Bd. 1, S. 344

⁵³² Vgl. Dellling, Grimm, Himmelstoss, Ringseis, Schmeller, Zehetner 2005; Duden Bd. 1, Duden Universalwörterbuch, Kluge 2002, Mackensen, Pfeifer, Sanders 1910

⁵³³ Zehetner 2005, S. 362; dieses Stichwort führen auch Ilmberger, S. 136, und Schmeller Bd. 2, Sp. 845, auf. Eine Möglichkeit bestünde allerdings überdies in der Hyperkorrektur von *Wackerl*, gebraucht als Koseform für besonders liebe, lieb gewonnene Kinder, zu *Wackler*.

⁵³⁴ B, S. 389: *Ja, noch am nächsten und am dritten Abend konnte man Kinder, selbst die ganz kleinen Wackler, inbrünstig rufen hören: „Good Bye, Bella, liebe, schöne Bella, good bye!“*

⁵³⁵ Vgl. Duden Universalwörterbuch, S. 233, Sanders 1910, S. 78, und Grimm Bd. 1, Sp. 1132

⁵³⁶ Schmeller Bd. 1, Sp. 252 und 769

⁵³⁷ Merkle, S. 169; für Adverbien, die formgleich sind, gilt dasselbe.

bei standardsprachlich *blauäugig* bzw. bairisch *blauàigəd* ebenso der Fall ist.⁵³⁸ Zusammenfassend kann gesagt werden, dass das in der Erzählung *Ein Ferientag dreier Gassenbuben* verwendete Adverb *barfüßig* (a.a.O.) selbstverständlich dem Standard entspricht, doch die Entscheidung für diese Variante sicher auf ihre Ähnlichkeit mit dem oberdeutsch geprägten Sprachgebrauch Emerenz Meiers zurückzuführen ist, der sicher das Suffix *-əd* vorzog.

4.7.3.2 Morphologie

Auf den ersten Blick ergeben sich hinsichtlich der Morphologie in den hier behandelten Erzählungen ähnliche Auffälligkeiten wie bereits in Emerenz Meiers frühen Prosatexten, jedoch fallen diese zahlenmäßig um ein Vielfaches geringer aus. Bei *Dann war's vorbei* (B, S. 387), *los ging's* (EF, S. 392) und *wimmernd klangs durch die Stube* (Bua, S. 369) liegt die umgangssprachliche Kontraktion einer konjugierten Verbform mit dem anschließenden Pronomen *es* vor, wobei im Gegensatz zu den *Madlhüttlern* in den ersten beiden Fällen das ausgefallene <e> bzw. /ɛ/ durch einen Apostroph markiert wird. Ebenso kontrahiert sind die Formen *durchs Fenster* (EB, S. 380) und *fürs Kino* (B, S. 383) aus der Präposition *durch* bzw. *für* und dem folgenden definiten Neutrumsartikel im Singular.

Die u.a. in Zusammenhang mit der Erzählung *Der Bua* bereits erörterte Tendenz des Bairischen zum Gebrauch des bestimmten Artikels bei Verwandtschaftsbezeichnungen lässt sich überdies feststellen: *Ganz besonders für die Mamma* (B, S. 384), *sonst aber ruhig neben der Mutter sitzen blieb* (B, S. 385) sowie *Da stürzten der Mutter die heißen Tränen aus den Augen* (B, S. 388).

4.7.3.3 Syntax

Syntaktische Eigenheiten, die in den Erzähltexten auf den bairischsprachigen Hintergrund der Autorin – oder zumindest auch auf ihre oberdeutsche Herkunft – verweisen, sind in allen fünf hier behandelten Erzählungen nicht festzustellen.

4.7.3.4 Nomina propria und appellativa

Hinsichtlich der in den Texten erscheinenden Eigennamen muss eine Trennung nach dem Schauplatz der Handlungen vorgenommen werden.

Bella, wie Titel und Hauptperson von Emerenz Meiers vorletztem Prosastück lautet bzw. heißt, ist ein Vorname, dessen Verbreitung in den USA anzusiedeln ist. Seine Bedeutung

⁵³⁸ Zur Bildung bairischer Partizip-I-Formen und zur Frage, ob es sich hierbei um eine infinite Verbform oder (bereits) um eine Adjektivderivation handelt, siehe Kaspar 2012, S. 142ff., 148f.

„die Schöne“ muss in Verbindung mit den Erzählerkommentaren gesetzt werden, die Bellas Attraktivität hervorheben. *Zigeunerbella* (B, S. 384) ist von der Mutter in der Erzählung aufgrund ihrer Eifersucht despektierlich gemeint und bezieht sich auf die bisherige Eigenschaft der Verhassten, ohne festen Wohnsitz zu sein. Bellas Freund *John* trägt einen in englischsprachigen Staaten häufig anzutreffenden Vornamen.

In *Ein Ferientag dreier Gassenbuben* spielen drei US-amerikanische Jungen die Hauptrolle. Von ihnen werden sowohl Vor- als auch Nachname genannt, *Elmer Johnson*, *Ed Larkins* und *Joe Rieder* (EF, S. 390ff.). Auffällig ist hier, dass sie mit Ausnahme von *Elmer* in abgekürzter Form erscheinen. *Ed* oder *Edie* (EF, S. 319) stehen für Edgar, *Joe* für Joseph. Ob gerade diese Figur, die dazu einen Familiennamen mit eindeutig deutschen Wurzeln trägt, an Emerenz Meiers eigenen und einzigen Sohn Joseph angelehnt ist, lässt sich lediglich vermuten. Aufgrund der relativen Häufigkeit des Vornamens Joseph kann dies auch als Zufall gewertet werden.

Chikago in *Chikagoer Hintergasse* (B, S. 383), *Chikagoern* (a.a.O.), *Chikagoer Buben* (a.a.O.) und *Chikagoer Herz* (EF, S. 390) sowie *Lincolnpark(s)* (a.a.O.) sind Ortsbezeichnungen, die auch in der Realität existieren, in den ersten Fällen lediglich orthographisch an das Deutsche angepasst.

Auf die im Bairischen durchaus gängige Verwendung des bestimmten Artikels vor Eigennamen wurde bereits hingewiesen. Dieses Phänomen ist in den späten Erzählungen weder bei evident regional gefärbten noch bei amerikanischen Vor- oder Gentilnamen der Fall. Ebenso wenig findet sich die in Zusammenhang mit Meiers frühen Erzählungen und der Novelle *Aus dem Elend* angesprochene Inversion von Vor- und Nachnamen.

4.7.3.5 Sonstige Befunde

Neben den bereits behandelten Dialekthinweisen ist eine Auffälligkeit in den Erzähltexten zu erkennen, die nicht ohne Zweifel kategorisierbar ist.

Der Satz *Sie hatten jeder eine Schnur Fische* (EF, S. 390) fällt aus diesem Grund auf, da er standardsprachlich korrekt lauten müsste *Jeder hatte eine Schnur Fische*. Das finite Verb, hier in der 3. Person Plural, und das Personalpronomen beziehen sich beide auf die Protagonisten der Erzählung, nämlich die drei Gassenjungen Elder, Ed und Joseph, lediglich *jeder* korrespondiert nicht mit dem Prädikat, das im Singular gebraucht wird.⁵³⁹ Hier liegt latenter Dialekt vor, da diese Struktur zur Bildung von Verallgemeinerungen bestimmter Gruppen im Bairischen häufig auftritt oder das entsprechende

⁵³⁹ Vgl. Duden Bd. 4, S. 355 (§ 613)

Indefinitpronomen im Neutrum Singular zusammen mit Artikel – à jeds – verwendet wird. Vermutlich ist der Satz also direkt aus der Mundart in die Hochsprache übertragen worden – *Sie ham (à) jedà à Schnuà Fisch ghåbt.*⁵⁴⁰

Bisher wurde, wie aufgefallen sein dürfte, noch kein Befund aus dem Bereich des latenten Dialekts oder des Regionalismus in der Erzählung *Die beiden Wohltäter* erwähnt. Deren Erzähltext, ebenso wie auch alle wörtlichen Reden, beinhalten keinerlei regionale oder gar mundartliche Prägung bzw. keinen auch nur ansatzweisen Hinweis auf die Herkunft seiner Verfasserin, ist also durchgehend und rein standarddeutsch, wie es bei Emerenz Meier nur selten auf diese Weise anzutreffen ist. Bei *Die Seele der Heimat* verhält sich dies ebenso, wobei angemerkt werden muss, dass dieser Prosatext zum allergrößten Teil aus Dialogen besteht, welche wiederum fast ausnahmslos rein standarddeutsch gehalten ist. Lediglich an folgender Stelle in direkter Rede fällt die Gestaltung des unbestimmten Artikels auf: *Sie flocht sich aus Vergißmeinnicht an Kränzlein ins braune Haar (...)* (DS, S. 375). Ob es sich dabei nur um einen Tippfehler handelt oder tatsächlich um die Übertragung des Bairischen *àn*, könnte nur die Analyse der Originalüberlieferung klären, weshalb die Textstelle im Auswertungskapitel am Ende der Arbeit in der Spalte „Sonstige Befunde“ auftauchen wird. Die einzige Möglichkeit, dass es sich bei *an* um eine standardsprachliche Konstruktion handelt, besteht in der Interpretation als Präposition. Demnach würde es mit *Kränzlein* ein Dativ Plural vorliegen und somit mehrere kleine Kränze, die sich die in Rede stehende Figur ins Haar flicht; ungewöhnlich allerdings wäre dann die Wortstellung, die eigentlich in folgender Weise zu erwarten gewesen wäre: *An Kränzlein flocht sie sich aus Vergissmeinnicht*⁵⁴¹ *ins braune Haar*. Diese Option, welche nicht nur aus heutiger Sicht einen recht evidenten Archaismus darstellte, erscheint nach eingehender Betrachtung insgesamt aber kaum überzeugend und somit ebenso wenig anzunehmen.

4.8 Interferenzen zwischen Dialekt und Standardsprache

In diesem Kapitel der Arbeit stehen nunmehr Textpassagen in den Erzählerreden sowohl der frühen als auch der späten Erzählungen Emerenz Meiers im Mittelpunkt, die die Autorin an die Standardsprache anzugleichen versuchte und die als solche dezidiert noch nicht en détail analysiert wurden. Auch an diesen Stellen lässt sich ein Einfluss des Dialekts feststellen, da nicht alle Bestrebungen, mundartliche Strukturen durch überregionale oder hochsprachliche zu ersetzen, geglückt sind; man kann in diesem

⁵⁴⁰ Zum Phänomen der Flexion mittels Silbenschnittwechsel vgl. Zehetner 1985, S. 120

⁵⁴¹ Die Schreibweise wurde der aktuell gültigen Orthographie angepasst.

Zusammenhang daher von Interferenzerscheinungen sprechen. Diese sollen hier des besseren Verständnisses wegen in drei Teilbereiche gegliedert werden.

4.8.1 Kasusgebrauch unter Berücksichtigung morphologischer und flexionsmorphologischer Aspekte

Nach der Präposition *wegen* bzw. vor derselben, wenn als Postposition gebraucht, fordert die Standardsprache den Genitiv, der Gebrauch des Dativs wird lediglich als landschaftlich bzw. umgangssprachlich erachtet.⁵⁴² Das wurde schon, Wörterbüchern aus der Zeit der Abfassung der behandelten Erzählungen zufolge, vor etwa 100 Jahren so gesehen.⁵⁴³ Im Bairischen folgt nach bzw. vor dieser Prä-/Postposition jedoch konsequent der Dativ, was auch an dem Faktum liegt, dass im Dialekt ohnehin nur in seltenen Fällen Genitivformen anzutreffen sind. An folgenden beiden Stellen der Erzählung *Der Bua* steht *wegen* mit Dativ: *Was hatte sie nicht schon alles ausgestanden wegen dem Buben!* (Bua, S. 367), *Der Herr Pfarrer (...) hatte anders aufgedreht wegen dem Buben* (Bua, S. 368). Dem muss nun der Textbeleg *wenn man (...) ihrer eigenen Buben wegen sich Rat holen ginge* (B, S. 386) gegenüber gestellt werden, wo evidenterweise der standardsprachlich korrekte Kasus vor der Postposition steht. Der Autorin, die zwar nur den im Rahmen der Dorfschule üblichen Unterricht in deutscher Sprache erhalten, die Kenntnisse jedoch durch die frühe Lektüre von Klassikern und einen kurzen Studienaufenthalt in Würzburg ergänzt und gewissermaßen ausgeweitet hatte, war anscheinend die Genitivregel bei *wegen* bekannt, wurde jedoch womöglich nicht durchgehend von ihr erinnert. Auffällig ist, dass sie sie ausschließlich in der Erzählung *Bella*, die in den USA entstanden ist, korrekt anwendet. *Der Bua* spielt in der bayerischen Heimat Emerenz Meiers, namentlich in Neufang. Wohl aus diesem Grund hat sie sich bei dessen Abfassung des mundartnäheren Dativs bedient, was wieder einen Hinweis auf latenten Dialektgebrauch darstellt. Schrift- und Umgangssprache überschneiden sich in Emerenz Meiers Gebrauch also durchaus.

Zwei weitere Präpositionen, die standardsprachlich den Genitiv als Kasus des Nachfolgenden fordern, ziehen nicht nur im Bairischen, sondern im gesamten oberdeutschen Raum den Dativ nach sich, nämlich *trotz* und *während*. Die erste kommt in der Erzählung *Die Madlhüttler* vor, *trotz seines Sträubens und seiner Versicherungen* (DM, S. 54), die zweite in *Der Bua*, *während des Essens* (Bua, S. 368). Wie man sieht, wird hier in beiden Fällen der grammatisch korrekte Kasus verwendet, was o.g. These stützt.

⁵⁴² Vgl. Duden Bd. 1, S. 755 und 821

⁵⁴³ Vgl. u.a. Paul 1935, S. 640

Eine weitere Interferenzerscheinung bezüglich des Kasusgebrauchs tritt auf bei *trauernd sein gedenkend* (M, S. 379). Das zweiwertige Verb *gedenken* verlangt neben der obligatorischen Nominativ- auch eine Genitivergänzung.⁵⁴⁴ In der Mundart allerdings existiert es nicht und überdies kommen Verben mit jener Art von Ergänzung innerhalb der deutschen Sprache im Allgemeinen selten vor. Ob in oben zitierter Textstelle *sein* im Dativ oder Akkusativ steht, lässt sich allein durch die Form nicht eindeutig feststellen. Der hochsprachlich inkorrekte Kasusgebrauch resultiert wohl aus einer Unsicherheit im Umgang mit diesem Verb, weshalb die Autorin die ihr am plausibelsten erscheinende Ergänzung verwendete. Ob es sich aber dem gegenüber um einen Poetizismus handelt, kann nicht ohne Zweifel behauptet werden. Zwar führt Grimm an später Stelle die Möglichkeit an, *gedenken* auch mit Akkusativ zu gebrauchen und gibt als Beispiel aus dem Bereich der deutschen Klassik ein Zitat aus Goethes *Aus meinem Leben Dichtung und Wahrheit*.⁵⁴⁵ Zudem liegt im angegebenen Beispiel aus Grimm keine Partizipialkonstruktion wie in *Mutterseelenallein* vor. Eine Verwechslung bei Emerenz Meier mit ähnlichen Formen wie in den Versen *Mir ein süßes Deingedenken, / Wie ein stilles Nachtgebet!*⁵⁴⁶ von Nikolaus Lenau (1802-1850) scheint zumindest ebenso möglich. In diesem Falle wäre es eine Übernahme des Personalpronomens bei Modifikation des verbalen Bestandteils von *Deingedenken* zum Partizip I. Jedoch kann dieser Erklärungsansatz – er mag durchaus weit hergeholt anmuten – ebenso nicht endgültig überzeugen. Am meisten schlüssig – und daher wurde *trauernd sein gedenkend* (a.a.O.) auch im Zusammenhang mit Interferenzen zwischen Standard und Mundart erwähnt – erscheint noch die Möglichkeit der Transformation einer dialektalen Formulierung der Autorin ad phantasma in eine der Mundart kaum bekannte Partizip-I-Konstruktion. Demnach läge der inzwischen öfter zitierten Textstelle unter Umständen ein *håds an eåhm denkt* zugrunde, dem in seiner durch das Partizip poetisierten Variante das Personalpronomen im Dativ Singular direkt entnommen wurde.

Der folgende Textbeleg wird als Interferenz gesehen und nicht primär als morphologisch bedingter Dialektismus aufgrund des parallelen Auftretens sowohl einer standardsprachlich korrekten wie inkorrekten Form. *Sie dachte sich ihn (...) mit schönem bräunlichen Gesicht*

⁵⁴⁴ Vgl. Duden Bd. 1, S. 302

⁵⁴⁵ Grimm Bd. 4, Sp. 2009: „aber auch mit acc., (...) gelangten wir ... nach Küsnacht, wo wir landend ... die Tellen-capelle zu begrüßen und jenen der ganzen welt als heroisch-patriotisch-rühmlich geltenden meuchelmord zu gedenken hatten. GÖTTE 48, 134 (aus m.l. 19)“

⁵⁴⁶ Die beiden Verse entstammen der dritten Strophe des fünften der sog. *Schilflieder* von Nikolaus Lenau, die von Felix Mendelssohn Bartholdy (1809-1847) vertont wurden. Die gesamte Strophe, um den Kontext zu komplettieren, lautet: *Weinend muß mein Blick sich senken; / Durch die tiefste Seele geht / Mir ein süßes Deingedenken, / Wie ein stilles Nachtgebet!* (Hinck, S. 96)

(E, S. 86) weist ein zweigliedriges, pränukleares Attribut zu *Gesicht* auf, das jedoch über unterschiedliche Kasusendungen verfügt. Die deutsche Standardsprache schreibt für die pronominale oder determinierende Deklination von Adjektiven das Flexionsmorphem {-em} für den Dativ Singular im Maskulinum vor,⁵⁴⁷ so dass der erste Teil des vorliegenden Attributs korrekt ist, während der zwei eigentlich eine Akkusativendung aufweist.⁵⁴⁸ Grund dafür ist die entsprechende bairische Form, welche im Akkusativ und Dativ gleich lautet. Offensichtlich hat Emerenz Meier mit *schönem* eine hochsprachlich adäquate Kasusform gebildet, wohl aber aufgrund dialektaler Prägung das folgende Adjektiv unabsichtlich entsprechend der Mundart, wenngleich im Standard inkorrekt, modifiziert. Die Interferenz zwischen Lautung und Schreibung – bei unklarer Artikulation auch in der Standardlautung kann durchaus eine Verwechslung von /m/ und /n/ eintreten – trug hier allem Anschein nach auch ein Übriges bei.

4.8.2 Lautung und Schreibung im Spannungsfeld

Ein Gesichtspunkt, bei dem sich zwischen Standardsprache und Dialekt Spannungen und Überlagerungen ergeben können, ist derjenige der Verschriftung, zumal wenn es sich um spezifisch mundartliche Laute handelt, die in die Hochsprache transferiert werden. Wie bereits erwähnt wurde und aufgefallen sein dürfte, ist bei den Erzählungen Emerenz Meiers bereits ziemlich früh eine scheinbar bewusst sichtbar gemachte Trennung zwischen dialektalen wörtlichen Reden und standarddeutschen Erzähltexten festzustellen. Die mundartliche Prägung – abgesehen natürlich von der den Dialekt entsprechenden, vom Standard abweichenden Aussprache, wenn das Verschriftete im geistigen Ohr des Lesers erklingt – ergibt dann logischerweise, sozusagen phänotypisch, für die kodifizierte Orthographie bisweilen inkorrekte Schreibweisen. Lesern aus dem bairischen Sprachraum, in erster Linie aktiven wie passiven Dialektbeherrschern, wird dies festzustellen und als bairische Eigenheiten zu erkennen natürlich vergleichsweise leicht fallen, was jedoch fast ausschließlich für diese gilt. Im Folgenden sollen nun in gebotener Kürze direkte wie indirekte Dialektanzeigen in der Verschriftung exemplarisch herangezogen werden und anhand derer Charakteristika der Dialektverschriftung Emerenz Meiers herausgearbeitet werden. Dabei wird sich herausstellen, dass sich die Autorin der Mundartprägung mancher Lexeme – von diesen wird hier vor allem die Rede sein – durchaus bewusst war und dass sie auch ebenso bewusst Angleichungen vorgenommen hat.

⁵⁴⁷ Vgl. Duden Bd. 4, S.282 (§477)

⁵⁴⁸ Vollends korrekt müsste der zitierte Textbeleg natürlich *Sie dachte sich ihn (...) mit schönem bräunlichem Gesicht* lauten.

In den im Rahmen dieser Arbeit betrachteten Erzählungen handelt es sich häufig um die verschiedenen bairischen /a/-Laute und deren Übertragung in den Standard. So erscheint beispielsweise die Schreibweise *Städeln* (DB, S. 35) in gewisser Hinsicht ungewöhnlich. Es fällt nämlich auf, dass in der bairischen Aussprache des Substantivs kein ä-Laut, /ɛ/, artikuliert wird, sondern ein verdumpftes a, /ã/, auftritt.⁵⁴⁹ Gemessen an der Tatsache, dass es sich bei *Stadel* außerdem um ein oberdeutsches Lexem handelt,⁵⁵⁰ hat Emerenz Meier allem Anschein nach versucht, dieses möglichst standardnah darzustellen und hierfür das Graphem <ä> gewählt. Als weiteres Beispiel sei *Steyrerwägel* (E, S. 79)⁵⁵¹ genannt, dessen Stammvokalschreibung mit <ä> den überhellen bairischen /ä/-Laut,⁵⁵² abbildet, welcher aus Umlautung bei der Diminutivbildung entstanden ist.

Aus derselben Bestrebung, der Abbildung des bairischen /ä/, resultiert wohl auch die Präteritalform *lündelte* (E, S. 42) des bairischen Verbs *landeln* [lãndl̩n], ‚(einen/den Tanzschritt) Landler tanzen‘. Hier ist nicht das verdumpfte /a/, sondern erneut das überhelle /ä/-Phomen durch <ä> realisiert. Dieses verkörpert ein „halbwegs umgelautes a“,⁵⁵³ das sich artikulatorisch näher am <ä> liegt als der /ä/-Laut; daher lässt sich an dieser Schreibweise wieder die Angleichungsbestrebung der Autorin an die Standardsprache erkennen. Eine 1:1-Übertragung war dabei nämlich jedoch nicht möglich.

Für die ebenfalls unübliche Diakritika-Schreibweise der Komposita *Frauenwäldlerin* (DJ, S. 30), *Wäldlersprichwort* (DB, S. 39), *Wäldlerland* (E, S. 61), *Wäldlerbauer* (E, S. 90) und *Wäldlervolk* (E, S. 132) sowie des Derivats *Wäldler* (DM, S. 59; E S. 66, S. 99, S. 128) liegt ein etwas anderer Grund vor. Sie lässt sich durch die mundartliche Lautung erklären, allerdings durch Einbezug anderer dialektaler Tendenzen. Entgegen der hochsprachlichen Form *Waldler* lautet die durch /l/-Vokalisierung beeinflusste dialektale Aussprache [ˈwãɪdl̩], auf die *Wäldler* zurückgeht,⁵⁵⁴ was wiederum als Grund für die Wahl dieser Schreibweise anzusehen ist. Um seine Basis {wald} sichtbar zu machen und den infolge /l/-Vokalisierung entstandenen Diphthong /ãɪ/ nicht etwa als <ai> darzustellen, kommt die aus sich heraus eigentlich wenig nachvollziehbare Form *Wäldler* zustande. Das Gegenteil liegt vor im Substantiv *Schmalzler* (DJ, S. 29). Phonetisch basiert die bairische Realisation des Stammvokals als Diphthong /ãɪ/ auf der eben erwähnten Vokalisierung des

⁵⁴⁹ Diese Aussprache ist innerhalb des bairischen Dialektgebiets als regional zu verstehen, da u.a. auch die Aussprache [ʃto:dl̩] existiert.

⁵⁵⁰ Siehe Duden Bd. 1, S. 703: „südd[deutsch], österr[eichisch], schweiz[erisch]“; vgl. auch Zehetner 2005, S. 324.

⁵⁵¹ Die Bedeutung von *Steyrerwägel* wurde hinreichend analysiert und geklärt.

⁵⁵² Die Schreibung mit Gravisakzent hat sich seit der Erstauflage von Ludwig Merkles *Bairischer Grammatik* 1975 durchgesetzt.

⁵⁵³ Zehetner 2005, S. 26; vgl. auch: a.a.O., S. 33, und Steininger, S. 15.

⁵⁵⁴ Vgl. Zehetner 2005, S. 364.

/l/ und damit verbundener Umlautung des vorangehenden Vokals. Wieso sich jedoch Emerenz Meier an dieser Stelle nicht etwa für **Schmälzler* entschieden hatte, ließe sich einzig damit erklären, dass der Autorin die Produktbezeichnung *Schmalzlerfranzl*⁵⁵⁵ bekannt war und die Schreibung daran anpasste. Ob dies jedoch bewusst geschah – dass Emerenz Meier das Produkt der Tabakfabrik Bernard kannte, davon ist in ihrer Eigenschaft als Wirtstochter wohl auszugehen –, lässt sich hier jedoch nur vermuten.

In diesem Zusammenhang kann gleich auch auf *Hölzelzither* (DM, S. 48, S. 58) hingewiesen werden. Obgleich ebenfalls im Dialekt /l/-Vokalisierung vorliegt und, dadurch bedingt, die Modifikation des im Diminutiv erscheinenden /ε/ zum Diphthong /εɪ/, wird die an morphologischen Gesichtspunkten orientierte Schreibung präferiert, die regelhaft für die Verkleinerungsform <öl> fordert.

Bräuerssohn (DM, S. 48) und *Bräuertoni* (DM, S. 52), auf die anderweitig bereits hingewiesen wurde, sollen nun mehr unter phonetischen wie sprachhistorischen Aspekten betrachtet werden. Die ihnen zu Grunde liegende Berufsbezeichnung *Bräuer* ist das Nomen actis des entsprechenden mundartlichen Verbs *bräuen*. Diese Lautung widerstrebt der Standardsprache, die nur *brauen* kennt.⁵⁵⁶ Das Verb geht zurück auf das mittelhochdeutsche *briuwen*,⁵⁵⁷ dessen in frühneuhochdeutscher Zeit zu *bräuen* diphthongierte Form im Dialekt erhalten geblieben ist⁵⁵⁸ und somit auch Komposita und Ableitungen entsprechend bildet. Wie es scheint, erachtete Emerenz Meier diese als standardsprachlich.

Ein ähnlicher Fall scheint bei der Präposition *im* an folgenden beiden Stellen vorzuliegen, wo die Standardsprache *am* verlangt: *Enzl stürmte zwanzigmal im Tage herein* (DJ, S. 28), *wie so viele hunderte im Tag* (B, S. 387). Möglich ist, dass Emerenz Meier aufgrund von eventuellen Unsicherheiten bei der Formulierung in Analogie zu hochsprachlichen Wendungen wie beispielsweise *dreimal im Jahr* oder *viermal im Monat* auch in vorliegendem Fall *in*, verschmolzen mit dem entsprechenden Artikel, verwendet hat. Ein anderes mögliches Erklärungsmuster ist von der Mundartlautung her anzusetzen. Im Dialekt wird die gerade behandelte Präposition im Zusammenhang mit Häufigkeitsangaben nicht gebraucht, sondern lediglich der bestimmte Artikel im Dativ, der sehr stark verändert

⁵⁵⁵ Auf dessen Bekanntheits- und Verbreitungsgrad wurde bereits eingegangen (vgl. Angerer/Angerer, S. 12, und Dietz, S. 24).

⁵⁵⁶ Vgl. Duden Bd. 1, S. 177

⁵⁵⁷ Vgl. Hennig, S. 45, und Kluge, S. 132

⁵⁵⁸ Zum Phänomen der frühneuhochdeutschen Diphthongierung vgl. Schmidt, S. 309ff.

und artikulatorisch mit vorangehenden Vokalen verschmolzen auftauchen kann.⁵⁵⁹ So lautet bairisch *zwanzigmal den Tag* in phonetischer Transkription [ʼtswantskmɔɪ àn dɑ:g]. Gerade in der mit hohem Tempo gesprochenen Sprache des alltäglichen Gebrauchs kann zur Hiatus-Vermeidung der Auslaut der Zahlenangabe den Vokal des folgenden Artikels überdecken, so dass [ʼtswantskmɔɪ n dɑ:g] artikuliert wird. Hiervon ausgehend ist es möglich, dass Emerenz Meier diese ihr vertraute Formulierung in die Hochsprache übertragen wollte und dabei den Nasal /n/ zu /m/ modifiziert hat, um an die vermeintlich in Dialekt und Hochsprache gleichermaßen erscheinende Präposition *in* den notwendigen Artikel anzuschließen. Ohne ihr dabei Sprachkompetenz absprechen zu wollen, erscheint diese Art der Überlagerungserscheinung hier naheliegend.

Eine Verschriftung der /l/-Vokalisierung in den Erzähltexten wurde durchgehend nicht durchgeführt, wie beispielsweise *Küchl* (E, S. 92) beweist. An diesem Substantiv erkennt man aber erneut sehr gut die an morphologischen Gesichtspunkten ausgerichtete Schreibung, die der dialektalen Aussprache [ˈkɪɻɕe/ˈkɪɻɕɪ] nicht entspricht, sondern sich nach der standarddeutschen Grundform *Kuchen* richtet, nach der eine Umlautung des /u:/ zum /y:/ im Diminutiv regelmäßig erfolgt. Ein ähnlicher Fall lag bereits bei *Wäldler* vor.

Das Stichwort /l/-Vokalisierung muss des Weiteren erörtert werden. Kontrastiert man beispielsweise die Schreibweise des Gedichttitels *Wödaschwüln* zu seiner Aussprache [ˈwe:dəšwʊɪn], fällt die erneute vergleichsweise starke Standardgebundenheit der graphischen Realisation eines Dialektworts auf. Weder die Vokalisierung des /l/ erscheint das vorangehende /u/ als <ü>. Im ersten Wortteil hingegen wird das artikulierte /e:/ zum <ö>, obgleich eine derartige Rundung eigentlich nicht eingetreten ist.

Die obigen Beispiele orientieren sich, wie erkennbar ist, bis auf eine Ausnahme an den Erzähltexten. Die Bandbreite der Befunde wäre natürlich viel größer und die teilweise Eigenwilligkeit Emerenz Meiers Schreibung im Vergleich zur dialektalen Lautung ließe sich zahlreicher und aussagekräftiger an reinen Dialektpassagen und Mundartlyrik illustrieren,⁵⁶⁰ was aber nicht Gegenstand vorliegender Untersuchungen sein soll.

⁵⁵⁹ Ähnliche bairische Beispiele, die auch den bestimmten Artikel aufweisen, sind *dreimal das Monat* [ˈdräimɔi (à)s ˈmo:nàt] oder *zehnmal das Jahr* [ˈtseàmɔɪ(à)s ɪɔɹ].

⁵⁶⁰ Verwiesen sie hier exemplarisch lediglich auf *iatzt* (V.10) für [ɪɹɹts], *schö* (V. 15) für [ʃe:] und *dös* (V. 20) für [de:s] aus der Mundartballade *Wödaschwüln*.

4.8.3 Weitere Ausgleichsbestrebungen und Hyperkorrekturen

Eine Anmerkung macht die Autorin zwar bei dem Wort *Höhle* (DJ, S. 24), doch wurde es im Rahmen dieser Arbeit bewusst nicht unter der Rubrik Lexik aufgeführt. Selbstverständlich ist seine Bedeutung ‚Raum hinter dem Ofen‘⁵⁶¹ nicht aus sich heraus erklärbar und damit eindeutig regionalsprachlich, doch kann man an dieser Stelle erneut Überlagerungen zwischen Dialekt und Hochsprache feststellen. Das eigentliche Mundartsubstantiv lautet nämlich *Höll*,⁵⁶² ausgesprochen [hɛɪ]. Die Verfasserin hat den Dialektausdruck also an ein standardsprachliches Wort auf *-e* angepasst, *Höhle*, was semantisch ebenso wenig Sinn ergibt.

Der Textauszug *hinter dem Dach* (DJ, S. 25) lässt zunächst nichts Mundartliches vermuten. Doch verbirgt sich hier die Anzeige kleinregionalen Dialekts. Allem Anschein nach ist schon die eigentlich in diesem Zusammenhang zu erwartende Präposition *unter* gemeint; diese lautet in der Mundart der Autorin jedoch [ˈintà].⁵⁶³ Emerenz Meier hat also eine beinahe buchstabengetreue Transkription dieser Form vorgenommen, jedoch auf Grund ihrer Ähnlichkeit mit dem standardsprachlichen Lexem *hinter* die Präposition letztendlich auf diese Weise verschriftet. Auf die im Dialekt teilweise eingetretene Modifikation des mittelhochdeutschen Phonems /u/ zu /i/ hat Angelika Stieß im Zusammenhang mit *unten* und *herunten* hingewiesen und dieser Erscheinung Kleinregionalität bescheinigt: „unten und herunten werden im Normalfall mit *unth*, *hearunth* wiedergegeben, in einigen Orten des Bayerischen Waldes (...) werden *inth*-, *hearinth*-Formen, z.T. als Erinnerungsformen, z.T. als spontane Belege angegeben“.⁵⁶⁴ Es kann also angenommen werden, dass die Art der Aussprache auch obigem Textzitat zugrunde liegt. Gemessen an den sichtbaren Angleichungsbestrebungen der Autorin – so wird letzten Endes *hinter* aus *intà* – ist dies als Hyperkorrektur im Bereich der Interferenzerscheinungen subkategorisierbar.

Im Rahmen der Behandlung von Interferenzerscheinungen müssen auch weitere Ausgleichsbestrebungen zwischen Standard und Mundart angesprochen werden. Diese gehen an einigen Textstellen bei Emerenz Meier sogar so weit, dass neben oben genannter weitere hyperkorrigierte Formen entstehen.

So ist in ihrer Erstlingserzählung *Der Juhschroa* die Rede davon, dass Flori ein *unentbehrlicher Ehehalte* (DJ, S. 24) gewesen sei, also ein Diensthote.⁵⁶⁵ Dieses Wort, im

⁵⁶¹ DJ, S. 24, FN 2

⁵⁶² Vgl. Zehetner 2005, S. 189

⁵⁶³ Vgl. Kaspar 2007, S. 137ff.

⁵⁶⁴ Stieß, S. 35

⁵⁶⁵ Vgl. u.a. Himmelstoss, S. 242

Dialekt in mittelhochdeutscher Form *êhalte* erhalten geblieben,⁵⁶⁶ wurde von der Autorin durch Einfügen eines zusätzlichen <e> nach der ersten Silbe angeglichen. Von Hyperkorrektur kann man deswegen sprechen, da das Wort entgegen der Mundart um eine Nebensilbe erweitert wurde, weder in dieser noch in jener Form in der Hochsprache aber existiert.

In gleicher Weise um ein unbetontes /ə/ erweitert wird das Wort *Tür*. Im Bairischen ist nur diese Variante gebräuchlich, die auch der Standardsprache zuzurechnen ist. *Türe* hingegen gilt als landschaftliches Heteronym,⁵⁶⁷ aber keinesfalls als oberdeutsch. Insofern liegt hier erneut eine Hyperkorrektur vor, so geschehen bei *Heizkammertüre* (DB, S. 39). Sehr auffällig ist allerdings die parallele Verwendung beider eben genannter Varianten dieses Lexems. Denn in derselben Erzählung, sogar auf derselben Seite, taucht auch *Tür* (a.a.O.) auf, auch wie oben in einem Kompositum, nämlich *Haarstubentür* (DB, S. 40).

Eine weitere, wenn auch nicht zwangsläufig dialektal bedingte Ausgleichsbestrebung lässt sich feststellen bei *wie es ihr warm um das Herz wurde* (DM, S. 48). Die sprichwörtliche Redensart *jemandem wird warm ums Herz*, die laut Duden Merkmal gehobener Sprache ist,⁵⁶⁸ findet im Allgemeinen ausschließlich mit der zitierten Kontraktion aus *um* und dem Artikel *das* Anwendung. Indem Emerenz Meier gerade diese rückgängig macht – wohl aus der Intention, einen vermeintlichen Hinweis auf Umgangssprache zu eliminieren –, erfolgt jedoch eine an dieser Stelle nicht notwendige Korrektur.

Einen etwas komplizierteren Fall bildet das substantivierte und als Genitivattribut gebrauchte⁵⁶⁹ Partizip II in *dann strömten glückliche Tränen aus den Augen der Hergelaufenen* (B, S. 385). Der Dialekt kennt die Verwendung beider Präfixe, *her-* und *daher-*, um in Verbindung mit dem Verb *laufen* auszudrücken, dass es sich um eine ‚Person, die von irgendwo her (her)angelaufen kam‘ handelt. Eindeutig zu ziehende Grenzen zwischen den Bedeutungen, *her-* mit intensivierender oder iterativer und *daher-* mit direktonaler,⁵⁷⁰ in Verbindung mit *laufen* sind kaum zu ziehen, es scheint jedoch durchaus eine Tendenz des Dialekts zur Verwendung von *dahergelaufen* zu existieren.⁵⁷¹ Ausgehend von dieser Tatsache, ergäbe sich bei *Hergelaufenen* per se eine Ausgleichsbestrebung der Autorin zum Standard hin, die noch deutlicher wird, wenn man

⁵⁶⁶ Vgl. Hennig, S. 63, Lexer 1872-1878, Bd. 1, Sp. 514

⁵⁶⁷ Vgl. Duden Bd. 1, S. 757

⁵⁶⁸ Vgl. Duden Bd. 11, S. 332

⁵⁶⁹ Der definite Artikel *der* (im vorliegenden Fall Genitiv Singular zu *die*) wird seinerseits als pränukleares Attribut zu *Hergelaufenen* aufgefasst.

⁵⁷⁰ Vgl. hierzu Zehetner 2005, S. 178 und S. 89

⁵⁷¹ Zwar können aus sprachökonomischen Gründen, die der psychischen Konstitution des Sprechers geschuldet sein können, *hergelaufen* oder *dahergelaufen* in der Mundart austauschbar sein, eine Tendenz zur Präferenzierung des ersten ist jedoch nicht von der Hand zu weisen.

in die Überlegungen mit einbezieht, dass dieser doch sehr wohl einen feinen semantischen Unterschied zwischen *hergelaufen* („nichts geltend, unbekannt, von zweifelhafter Herkunft“) und *dahergelaufen* („anonym, namenlos, ohne Ansehen, ohne erkennbares Ziel“) kennt und somit der vorliegende Ausgleich sogar in semantischen Nuancen der Standardsprache entspricht. Inwieweit sich Emerenz Meier dessen jedoch bewusst war, zumal zur Zeit der Abfassung von *Bella* seit einigen Jahren in den Vereinigten Staaten lebend, kann nicht geklärt werden.

4.9 Archaismen und Poetizismen

Im Zuge der sprachlichen Analyse der Erzählungen stößt man neben latenten Dialektismen, Direktanzeigen und Interferenzen auch auf archaische und poetische Wörter und Formulierungen. Diese erklären sich zum Großteil aus Emerenz Meiers intensiver Lektüre von Texten, die dem klassischen Kanon der Weltliteratur angehören⁵⁷² und insoweit über eine entsprechend poetische und poetisierende Sprache verfügen, zumal wenn man betrachtet, dass die ihr zur Verfügung stehenden Übersetzungen wohl zumeist aus dem 18. Jahrhundert stammten. Die im Folgenden zu charakterisierenden und analysierenden Befunde mögen bisweilen als Archaismen kategorisiert werden, da sie für das letzte Drittel des 20. und das beginnende 21. Jahrhundert als solche gelten, jedoch tragen sie nicht weniger zur Dokumentation von Emerenz Meiers Sprachverwendung bei. Die hierunter subsumierten Befunde entsprechen aber in jedem Fall der Standardsprache, können aber aus heutiger Sicht zweifelsohne als veraltet, aus Sicht der Zeit der Textentstehung zumindest als altertümelnd gelten. Sie sollen zudem aus Gründen der Vollständigkeit in die sprachliche Analyse aufgenommen werden.

So bezeichnet das Substantiv *Altane* (E, S. 41) einen säulengestützten Balkon, auch *Söller* genannt, und ist entlehnt aus dem italienischen *altana*. Auffällig ist bei diesem Substantiv jedoch trotzdem eine regionale Tendenz, da im bairischen Sprachraum die hier vorliegende, feminine Form gebräuchlich ist im Gegensatz zur ebenso bekannten, maskulinen, „der Altan“. ⁵⁷³ Insoweit liegt einerseits ein Archaismus vor, in diesem selbst aber wiederum ein Regionalismus. ⁵⁷⁴

⁵⁷² Nach Emerenz Meiers eigener Aussage u.a. von Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich von Schiller sowie den Übersetzungen von Mark Twain und Miguel de Cervantes' *El ingenioso hidalgo Don Quixote de la Mancha* (Brief an Auguste Unertl vom 18.06.1923; in: EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 348-351); vgl. auch Kapitel 3.1 dieser Arbeit.

⁵⁷³ Vgl. Zehetner 2012, S. 77

⁵⁷⁴ Dies ist auch der Grund, dass die Befundstelle *Altane* im vergleichenden, quantitativ-synoptischen Teil der Arbeit, welche der Auswertung der Befunde dient, sowohl eine Nennung im Bereich der Archaismen als auch im Bereich der Regionalismen erhalten wird.

Zu nennen ist in der Novelle *Aus dem Elend* überdies das Partizip *beendet* im Satz *Sobald Itta ihre Tagesarbeit beendet und alles besorgt hatte* (E, S. 90), welcher der Infinitiv *beenden* zugrundeliegt. Diese inzwischen seltene gewordene Variante für *beenden* klingt für einen Sprecher der Jetzt-Zeit archaisch. Im ausgehenden 19. Jahrhundert könnte ihre Verwendung durchaus noch neutral bewertet worden sein. In recht ähnlicher Weise gilt dies auch für die Bildung des Genitivs von Substantiven, namentlich von Nomina propria, auf *-ens*, wie sie bei *in Lenens Kammer* (DJ, S. 32) auftritt. Der gleiche Fall liegt vor bei der Genitivform in *des Hansen Hochzeit* (DJ, S. 30), wo lediglich die Flexionsendung zu *-en* verkürzt wurde, da *-s* bereits im vorangehenden bestimmten Artikel vorhanden ist. Im Fokus hier steht, wie deutlich wurde, weniger die Tatsache, dass jeweils ein sächsischer Genitiv vorliegt, sondern eine morphologische Auffälligkeit.

Ein besonders prägnantes Beispiel eines Poetizismus stellt *fürderhin* (B, S. 386) dar. Dieses Adverb, mit ‚weiterhin‘ bzw. ‚künftig‘ zu paraphrasieren, charakterisiert bereits 1891 Daniel Sanders in seinem Wörterbuch als „in neuerer Zeit nur in poetischer Sprache“⁵⁷⁵ gebraucht.⁵⁷⁶ Ein weiteres Zeichen von Poetizität im Gegensatz zu gesprochener Sprache ist die Verwendung des Verbs *dünken* im Satz *er dünkte mir so merkwürdig bekannt* (EB, S. 380). In Verbindung mit dem Dativ bedeutet es „(...) scheinen, vorkommen“;⁵⁷⁷ Grimm verweist in diesem Zusammenhang auf ein syntaktisch gleich gebautes Schiller-Zitat: „das dünkt mir jetzt schrecklich“.⁵⁷⁸ Ebenso archaisch, da sogar in der Standardsprache ziemlich selten gebraucht, ist *harren*: *Sie harrete auf die Schwester* (DJ, S. 32). Ergänzend muss erwähnt werden, dass dieses Verb häufiger mit Genitivergänzung verwendet wird als, wie hier, mit der Präposition *auf*.⁵⁷⁹ Ein weiteres poetisches Lexem ist *Lenz* (DM, S. 47) statt *Frühling* oder auch, worauf am Ende der Ausführungen noch eingegangen werden wird, das Verb *(um-)dräuen*.

Darüber hinaus fällt die Ellipse des Auxiliarverbs nach dem Partizip II in Nebensätzen auf, was in der gesprochenen Sprache nicht vorkommt und erneut als Poetizismus bezeichnet werden kann. Folgende Beispiele aus frühen und späten Erzählungen seien genannt: *das lustigste Weib, das je auf dieser traurig-lustigen Welt gelebt* (DJ, S. 23), *dass es wie ein goldener See in der Schüssel herumgeschwommen* (DB, S. 36), *Die Person, welche ihr dies*

⁵⁷⁵ Sanders 1891, S. 180

⁵⁷⁶ Ein Beispiel für die bewusst archaische, zumal im Folgenden sogar selbstironisch-decouvrierende Verwendungsweise von *fürderhin* am Ende des 20. Jahrhunderts liefert der Kabarettist Gerhard Polt, wenn er in die Rolle des Bürgermeisters des fiktiven Kurortes Bad Hausen schlüpft, um die Anwesenden von seiner Weltgewandtheit und seiner sprachlichen Kompetenz zu überzeugen, was gründlich misslingen muss (vgl. Polt, S. 20, sowie hierzu auch Kaspar 2009, S. 163).

⁵⁷⁷ Grimm Bd. 2, Sp. 1547

⁵⁷⁸ A.a.O., Sp. 1548

⁵⁷⁹ Vgl. Grimm Bd. 10, Sp. 495

zum erstenmal mitgeteilt (Bua, S. 366), *Das war zwar nicht Johns Schule, wie sie schon gefürchtet* (B, S. 388).

Als mehr archaisch denn poetisierend eingestuft werden kann *ward*, 3. Person Singular Indikativ Präteritum Aktiv von *werden*, in modernen Grammatiken in entsprechenden Konjugationsreihen nicht mehr aufgeführt.⁵⁸⁰ Sie steht in den hier behandelten Erzählungen zumeist an Stelle der zu erwartenden Form *wurde*: *Wo irgend ein toller Streich verübt ward* (DJ, S. 28), *der stärker und stärker ward* (EB, S. 380) und *so ward ihr die Antwort* (DJ, S. 30). In die gleiche stilistische Kerbe schlägt auch die 3. Person Singular Indikativ Präteritum Aktiv von *fragen*, nämlich *frug* (EF, S. 392), was die Dudengrammatik zwar als „landsch[aftlich] geleg[entlich] noch [möglich]“⁵⁸¹ einstuft, insgesamt aber als heute archaisierend, im 19. Jahrhundert zumindest als poetisierend gelten kann bzw. konnte. Man erkennt bei den beiden erörterten Flexionsformen also einen Hinweis darauf, dass Emerenz Meier ihre Texte nicht nur – trotz aller latenten wie bisweilen evidenten Dialekteinflüsse – möglichst standardnah gestalten wollte, sondern darüber hinaus auch Wert auf poetische Elemente gelegt hat; die daraus resultierenden archaischen Formen sind allem Anschein nach wohl auf literarische Vorbilder früherer Sprachstufen zurückzuführen.

Das Partizip II im Satz *hatte (...) alles Leben erneut* (DM, S. 47) fällt ebenso als nicht allgemein gängig auf. In der Standardsprache stehen sich *erneuen* und *erneuern* gleichwertig gegenüber,⁵⁸² was bei den oben erwähnten Formen *beendigen* und *beenden* nicht (mehr) der Fall ist. Eine Präferenz hier für die erste Variante wird man eher in literarischen Texten finden, wie auch Grimm in diesem Zusammenhang erneut eine Stelle bei Goethe zitiert.⁵⁸³ Auch wenn natürlich nicht davon ausgegangen werden kann, dass der Verfasserin dieses Zitat bekannt war, ist die Verbform *erneut* in der Erzählung *Die Madlhüttler* trotzdem als Poetizismus zu sehen.

Unter sprachhistorischen Aspekten ist darüber hinaus *anhub* (Bua, S. 369: *als er (...) zu krächzen anhub*) zu betrachten. Das Präteritum des mittelhochdeutschen Verbs *(an)heben* lautet gemäß der 6. Ablautreihe⁵⁸⁴ *(an)huop*. Für die frühneuhochdeutsche Zeit sind die Formen *hob* und *hub* belegt,⁵⁸⁵ wogegen das Neuhochdeutsche im Zuge des

⁵⁸⁰ Vgl. u.a. Duden Bd. 4, S. 132 (§ 242)

⁵⁸¹ Vgl. a.a.O., S. 136 (§ 243)

⁵⁸² Vgl. Duden Bd. 1, S. 260

⁵⁸³ Grimm Bd. 3, Sp. 921: „einer wollte mich erneuen / macht es schlecht, verzeih mir gott! / achselzucken, kümmern! / und er hiesz ein patriot.“

⁵⁸⁴ Vgl. hierzu in erster Linie Paul 2007, u.a. S. 269, aber auch Hennig, S. XXIII und 147, Schmidt, S. 264, Weddige, S. 50 und 53f.

⁵⁸⁵ Vgl. Schmidt 2000, S. 340

Systemausgleichs die häufig recht verschiedenen Morpheme eines Verbs oder einer Verbkategorie stark reduzierte und im vorliegenden Fall das Präteritum von *anheben* in Anlehnung an das Partizip II mit /o:/ bildet, nämlich (*an*)*hob*.

Im Bereich der substantivischen Wortbildung fallen die Archaismen *Getrümmter* (DB, S. 43) und *Blondgeloock* (EF, S. 393) auf. Das {ge}-Präfix, seit althochdeutscher Zeit zur Bildung von Kollektiva belegt,⁵⁸⁶ erscheint in diesen Verbindungen eher ungewöhnlich. *Geloock* wurde, Grimm zufolge, erst im Laufe des 17. Jahrhunderts gebildet,⁵⁸⁷ die Besonderheit von *Getrümmter* besteht darin, dass eine Pluralform das Basismorphem darstellt.⁵⁸⁸ Sanders, 1910, führt *Getrümmter* noch auf,⁵⁸⁹ Wörterbücher nach ihm schon nicht mehr und auch in der heutigen Sprache kommen sowohl *Getrümmter* gleichermaßen wie *Geloock*, gesprochen wie geschrieben, annähernd nicht mehr vor. Eine inzwischen ebenso nicht mehr übliche Verwendung von Nebensilben erscheint im pränuklearen Adjektivattribut in *silberige(n) Wellen* (EF, S. 390). Inwieweit sich die sich noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts konstatierbare Abschwächung von unbetonten Nebensilben ausgedehnt hat, ist hier kaum von Belang. Sicher ist jedoch, dass die Verwendung des eine Silbe mehr zählenden Adjektivs im Textzusammenhang eine poetischere, stilistisch in Verbindung mit seinem Nukleus *Wellen* fast schon pathetische Wirkung entfaltet.

Die Pluralbildung von *Strauch*, *Sträuche* (vgl. DJ, S. 27), wie sie im *Juhschroa* nachzuweisen ist,⁵⁹⁰ ist aus gegenwärtiger Sicht archaisch, da nur mehr die Mehrzahlform *Sträucher* existiert.⁵⁹¹ Beide Formen führt noch 1891 Sanders als möglich auf, Paul gibt 1966 aber bereits den Hinweis, dass *Sträuche* auch im 19. Jahrhundert nur „vereinzelt“⁵⁹² vorkäme. Demnach kann also festgehalten werden, dass die in der Erzählung verwendete Pluralform schon zur Zeit ihrer Abfassung nicht mehr dem Regelfall entsprach.

Um weitere Befunde aus dem Bereich der Flexionsmorphologie zu geben, noch dieses: Der auf {-e} endende Dativ Singular eines Substantivs kommt in Emerenz Meiers Texten an vielen Stellen vor, exemplarisch seien daher nur einige genannt: *an dem Tische Severins* (DM, S. 49), *vor aller Welt im Wirtshause* (Bua, S. 367), *aus dem angrenzenden Verschlage* (a.a.O., S. 368), *im Hintergrunde* (M, S. 378), *über dem Grabe* (a.a.O.). Diese Erscheinung, in heutiger Sprachrealität selten geworden, aber dennoch gültig,⁵⁹³ ist in

⁵⁸⁶ Vgl. a.a.O., S. 224

⁵⁸⁷ Grimm Bd. 5, Sp. 3049, weist darauf hin, dass dieses Substantiv bei Adelung nicht aufgelistet ist.

⁵⁸⁸ Vgl. a.a.O., Bd. 6, Sp. 4566

⁵⁸⁹ Vgl. Sanders 1910, S. 261

⁵⁹⁰ DJ, S. 27: *Schlehen- und Elexensträucher*

⁵⁹¹ Vgl. Duden Universalwörterbuch, S. 1481

⁵⁹² Paul 1966, S. 646

⁵⁹³ Vgl. Duden Bd. 4, S. 223 (§ 380); aus sprachhistorischer Perspektive vgl. Schmidt 2000, S. 351ff.

erster Linie in literarischen und religiösen Texten⁵⁹⁴ zu finden und daher im Rahmen der hier behandelten Erzählungen als Poetizismen zu verstehen.

Noch im klassischen Alt- und Mittelhochdeutschen wurde die unflektierbare Gruppe der Adverbien durch die Endung *-o* bzw. *-e* gekennzeichnet.⁵⁹⁵ Dieses Phänomen hat sich im Laufe der Sprachentwicklung nicht durchgesetzt, so dass adverbial gebrauchte Adjektive im Deutschen nicht mehr gesondert als solche ausgewiesen werden. „Die alte Adverbendung (...) hat sich nur in Resten erhalten“,⁵⁹⁶ die meist literarischen Ursprungs sind, stellt hierzu die Dudengrammatik fest.⁵⁹⁷ Somit und vor diesem Hintergrund ist das in der Erzählung *Der Bua* erscheinende *allzufrühe* (Bua, S. 366) ebenfalls als Archaismus, unter Umständen auch als Poetizismus, zu werten.

Die ohnehin von einem recht getragenen Sprachduktus erfüllte Erzählung *Die Seele der Heimat* weist schließlich zwei kurze Passagen auf, von denen die erste einen Archaismus, die zweite jedoch einen Poetizismus beinhaltet. Das dem Partizip I in *Ihr Rauschen eint sich mit dem der sie umdräuenden Tannen und Buchen* (...) (DS, S. 372) zugrundeliegende Verb, als Synonym zu *drohen* zu sehen,⁵⁹⁸ ist heute weitgehend ungebräuchlich und kann bzw. konnte auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts bereits als leicht veraltet gelten. Als eher poetischer Natur erscheint die apokopierte Flexionsendung in (...), *fragt ein treuherzig Vergißmeinnicht* (DS, S. 372). Zweifellos ist ein derartiges Phänomen per se auch im Oberdeutschen bekannt – beispielsweise *Dà jung Bådà, De oid Katz, Às letzt Drumm* –, jedoch muss angemerkt werden, dass das Adjektiv *treuherzig* der Mundart unbekannt ist und in Verbindung mit der personifizierten Blume sehr stark von einer bewusst poetisierenden Sprache ausgegangen werden muss.

4.10 Amerikanismen

Nach ihrer Emigration 1906 in den US-Bundesstaat Illinois ebte die literarische Produktivität Emerenz Meiers zunächst ab. Erst später begann sie wieder, Erzählungen und auch einige Gedichte⁵⁹⁹ zu verfassen, die sich thematisch teilweise noch mit der alten Heimat jenseits des Atlantiks auseinander setzen. Aufgrund der sie umgebenden Sprache,

⁵⁹⁴ Siehe z.B. das Apostolische Glaubensbekenntnis: „(...) am dritten Tage auferstanden von den Toten“.

⁵⁹⁵ Vgl. Weddige, S. 63

⁵⁹⁶ Duden Bd. 4, S. 362 (§ 628)

⁵⁹⁷ A.a.O. sind als Beispiele u.a. genannt: „...dem Genuss, der sich ihm ... von *ferne* zeigte (Th. Mann). Heute ist sie zum Greifen *nahe* (Werfel).“

⁵⁹⁸ Wahrig, S. 316, gibt hier den explizit den Zusatz „veraltet“ an.

⁵⁹⁹ So spricht Emerenz Meier in einem Brief an Auguste Unertl vom 22.07.1922 von den fünf Gedichten *Kurzsichtigkeit, Blaue Blümlein, Zu Sais, An Auguste Unertl* und *Die Seele der Heimat* (vgl. EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 295-299), die nach eigener Angabe alle bereits in den USA geschrieben wurden (vgl. hierzu a.a.O., S. 155, Anm. 1).

dem amerikanischen Englisch, der Notwendigkeit, selbst Englisch zu sprechen, und der Beeinflussung, die dies auf den Gebrauch und die schöpferische Kraft der eigenen Muttersprache hat, kommt es beinahe zwangsläufig auch zu Überlagerungserscheinungen zwischen beiden Sprachen ebenso wie zu direkten Übernahmen von US-amerikanischen Ausdrücken. Nicht dass der Eindruck entstünde, das schriftstellerische Schaffen Emerenz Meiers nähme in der neuen Heimat qualitativ ab – dies ist nicht festzustellen. Eine gegenseitige Beeinflussung beider Sprachsysteme ist eine logische Folge der Jahre und Jahrzehnte jenseits des Atlantischen Ozeans, wie sie bei Emigranten freiwilliger wie unfreiwilliger Art zu jeder Zeit auftrat und auftritt und die auch beinahe kuriose Wörter hervorbringt. Um dem folgenden Teil der Arbeit ein Beispiel voranzustellen, etwa wenn – in diesem Fall Emerenz Meier selbst – der *Indian Summer* seine ohnehin nicht notwendige Übersetzung in *Indianersommer* findet.⁶⁰⁰

Nur ihre letzten beiden, vollständig überlieferten Prosatexte *Bella* und *Ein Ferientag dreier Gassenbuben* spielen in der Wahlheimat ihrer Autorin. Neben den englischen Eigennamen der Protagonisten fällt eine Reihe von Amerikanismen auf, die an dieser Stelle erläutert werden sollen.

Der Schauplatz der beiden Erzählungen, Chicago, erscheint in eingedeutschter Orthographie, *Chikago*, die sich im desubstantivischen Adjektiv *Chikagoer* (B, S. 383; EF, S. 390) fortsetzt. Die Protagonistin *Bella* stammt aus der *Alley* (B, S. 383f., 386). Die Erklärung folgt in der Apposition, nämlich *schmutzige(n) Chikagoer Hintergasse* (B, S: 383), womit die Autorin gleichzeitig eine detaillierte Übertragung liefert, denn *alley* bedeutet so viel wie ‚Gässchen‘⁶⁰¹ bzw. im amerikanischen Englisch besonders „schmale (Zufahrts-)Straße“.⁶⁰² Der Begriff wird auch in den folgenden Komposita gebraucht: *Alleyschönheit* (B, S.383), *Nachbaralley* (B, S. 384), *Alleykind* (B, S. 386). In diesen semantischen Bereich fällt auch *Avenue* (B, S. 386), eine breite Straße oder Allee. Die Bezeichnung ist aus dem alltäglichen Sprachgebrauch übernommen, da zahlreiche Straßen in US-amerikanischen Städten als *Avenue* bezeichnet werden. Der Kern der Angabe *auf den Seitensteigen* (EF, S. 390) stellt eine Besonderheit dar. Bei diesem Substantiv, aus dem Satzkontext *die auf den Seitensteigen dahinwandelnden Spaziergänger* (a.a.O.) erklärbar, handelt es sich um eine direkte Übertragung des amerikanischen *sidewalk*.⁶⁰³ Das erste Morphem ist demnach wörtlich übersetzt, das zweite etwas freier mit *steig* wiedergegeben.

⁶⁰⁰ Brief an Auguste Unertl vom 23.07.1923: „Es wäre gerade zu einer sehr schönen Zeit, die größte Hitze ist vorbei und der Indianersommer hätte begonnen.“ (EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 369).

⁶⁰¹ Kürschner, Sp. 1957

⁶⁰² Lagenscheidt, S. 21

⁶⁰³ Geddie, S. 1027, führt *sidewalk* als amerikanische Variante des englischen *pavement* oder *foot-walk* an.

An diesem Beispiel kann man erkennen, dass diese Vokabel bereits in den alltäglichen Standardwortschatz der Autorin übergegangen ist, zumal *Seitensteig(en)* als Lexem im Deutschen nicht existiert.⁶⁰⁴

Wie bei der Besprechung von Dialektismen bereits deutlich geworden ist, hat Emerenz Meier in ihren Erzählungen vermeintlich schwer verständliche Ausdrücke mit Hilfe von Fußnoten definiert oder paraphrasiert. Dies ist allerdings beim Wort *Pedler* (B, S. 383) nicht der Fall, erst Herausgeber Hans Göttler versieht es mit der Anmerkung „engl. pedlar = Hausierer“.⁶⁰⁵ Dieser Amerikanismus widerspricht überdies der englischen Orthographie. Das zweite <e> erklärt sich aber wohl aus der Ableitung des Substantivs von (*to*) *peddle*.⁶⁰⁶ Die Tatsache, dass Emerenz Meier zu *Pedler* keine Anmerkung oder in den Text integrierte Übertragung gegeben hat, lässt darauf schließen, dass ihr das Wort selbst in hohem Maße vertraut war und sie somit keine Veranlassung sah, es gesondert zu erläutern. Ihr alltäglicher Wortschatz, auch über den Gebrauch des Englischen hinaus – so ist zu vermuten, dass in Exilantenkreisen weiterhin das Deutsche vorherrschend war – scheint also bereits sehr von englischsprachigen Einflüssen durchsetzt gewesen zu sein.

Der Spitzname *Sporty* (B, S. 384) ist der Umgangssprache entnommen und bezeichnet, stark bildlich, jemanden, der wie ein Sportler aussieht;⁶⁰⁷ um einen scherzhaften Namen, vor allem im täglichen Umgang gebräuchlich, handelt es sich bei *Coppers* (EF, S. 390) für Polizisten, wie Emerenz Meier selbst angibt.⁶⁰⁸

Weitere Amerikanismen sind *Mistreib* und *Mister* (B, S. 386). Im ersten Fall ist die Schreibung <ß> an deutsche Verhältnisse angepasst. Ähnlich angeglichen ist *Babys* (B, S. 388). Mag das Substantiv auch heutzutage schon lange fester Bestandteil des alltäglichen Wortschatzes sein, galt es in den 20-er Jahren des 20. Jahrhunderts in Deutschland noch weitgehend als unbekannt.⁶⁰⁹ Die orthographisch korrekte Pluralbildung <-ies> ist hier missachtet und stattdessen die dem Deutschen nähere mit <-s> verwendet, ohne den letzten Buchstaben der Grundform entsprechend umzuwandeln. Gründe können entweder mangelnde Kompetenz Emerenz Meiers im Umgang mit der englischen Orthographie sein oder auch die bewusste Angleichung an deutsche Verhältnisse, um für den Leser eventuelle Verständnisschwierigkeiten zu reduzieren. Nach der standardisierten

⁶⁰⁴ Grimm führt die Varianten *Bürgersteig* (Bd. 2, Sp. 542ff.), *Fuszweg* (Bd. 4, Sp. 1058ff.) und *Gehweg* (Bd. 5, Sp. 2558ff.) an; vgl. auch: Duden Bd. 1, Paul 1935, Sanders 1891 und Sanders 1910

⁶⁰⁵ EM, hg. von Göttler, Bd. 1, S. 383, FN 1

⁶⁰⁶ Vgl. Geddie, S. 797: „one who goes about with a pack of goods for sale, (...) one who peddles“

⁶⁰⁷ Vgl. a.a.O., S. 1067: „sportsmanlike“

⁶⁰⁸ EM, hg. von Göttler, S. 390, FN 2; vgl. auch: Langenscheidt, S. 66; ähnlich der scherzhaften Form *flic* im Französischen.

⁶⁰⁹ Weder Paul 1935 noch Sanders 1891 und Sanders 1910 führen dieses als Lexem auf.

Hochsprache ist zwar die Pluralbildung bei Fremdwörtern, die auf klingenden Vokalen enden, so also auch *Baby*, heute mit <-s> normgerecht,⁶¹⁰ da das hier behandelte Wort aber in den späten zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts im Deutschen noch gänzlich ungebräuchlich war, bestand diesbezüglich noch keine normierte Regelung.

Auf dieselbe Weise bildet die Autorin den Plural von *Kerl*, *Kerls* (Bella, S. 387), so dass man an dieser Stelle einen eher verdeckten Amerikanismus bzw. Anglizismus vermuten könnte. Dem ist jedoch nicht so. Dass die erscheinende Form mit der norddeutschen gleichlautend ist,⁶¹¹ ist zwar eher als zufällig einzustufen, da nichts für eine Präferenz der Autorin für mittel- und niederdeutsch geprägte Substantivflexion spricht, jedoch muss konstatiert werden, dass die Flexionsform *Kerls* von Emerenz Meier bereits 1904 in einem Brief an Hans Carossa verwendet wurde.⁶¹² Insoweit liegt hier die Fortführung eines bereits bekannten, im aktiven Wortschatz vorhandenen Wortbildungsmusters vor, welches sich per Zufall mit der englischen Pluralbildung deckt.

Wie sehr die englischsprachige Umgebung sich auf Emerenz Meiers eigenen Sprachgebrauch aber trotzdem ausgewirkt hat, lässt sich an zwei weiteren Belegen in der Erzählung *Ein Ferientag dreier Gassenbuben* zeigen. Die allgemein gültige Abkürzung für einen Viertel Dollar, *Quarter* (EF, S. 390),⁶¹³ kommt ebenso vor wie die im täglichen Umgang nicht selten gebrauchte Interjektion *Oh Boys* (EF, S. 393). Die Interjektion *han* (EF, S. 390) hingegen erscheint seltener gebraucht⁶¹⁴ und daher nahe an der die Autorin umgebenden englischen Umgangssprache.

Zuletzt soll noch auf die Substantive *Eisrahm* bzw. *Eisrahmsoda* eingegangen werden, welche im Kompositum *Eisrahmsalon* (EF, S. 386) bzw. im Plural *Eisrahmsodas* (EF, S. 390) auftauchen. *Eisrahm* stellt allem Anschein nach die direkte Übernahme des englischen *icecream* dar,⁶¹⁵ wobei dessen zweite Komponente *cream* wörtlich mit *Rahm* übersetzt wurde.⁶¹⁶ Entsprechend dieser übersetzungsgestützten Bildung handelt es sich bei *Eisrahmsalon* um eine Eisdiele, *Eisrahmsoda* bezeichnet ein Mischgetränk aus Soda, Eiscreme und beispielsweise Schokolade, welches im Standarddeutschen in erster Linie *Eiscreme-Soda* bezeichnet wird.

⁶¹⁰ Vgl. Duden Bd. 4, S. 241 (§ 406)

⁶¹¹ Vgl. Duden Bd. 1, S. 404; Duden Bd. 4, 2005, S. 237 (§ 345); Paul 1935, S. 284

⁶¹² Vgl. Brief an Hans Carossa vom 22.07.1904; in: EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 226-227, hier S. 226

⁶¹³ Siehe auch EM, hg. von Göttler, S. 390, FN 1; Goddie, S. 900

⁶¹⁴ Keines der konsultierten und im Literaturverzeichnis angegebenen Wörterbücher weist einen Eintrag, lautend auf eine Interjektion *han*, auf (vgl. Geddie, Kürschner, Langenscheidt, Mayer, Schmid 2003).

⁶¹⁵ Langenscheidt, S. 132

⁶¹⁶ A.a.O., S. 70

4.11 Analyse von Briefen

4.11.1 Ausgewählte Briefe aus der Heimat

4.11.1.1 Anmerkungen zur Textauswahl

Der reiche Schatz überlieferter Briefe Emerenz Meiers – in der zweibändigen Werksausgabe von Hans Göttler füllen diese einen halben Band – soll, ähnlich dem literarischen Werk, nicht in seiner Gesamtheit analysiert und zur Dokumentation ihrer Sprache und ihres Dialekts herangezogen werden. Hierzu werden jeweils vier Briefe aus der Zeit vor und nach der Emigration, von denen sechs an die Waldkirchner Freundin Auguste Unertl adressiert sind, betrachtet, was einen ebensolchen Querschnitt durch die briefliche Korrespondenz der Schriftstellerin darstellt. Im Gegensatz zu literarischen Texten sind Briefe zwar bewusst adressatenbezogen, können aber umgekehrt, zumal wenn es sich um Korrespondenz mit befreundeten Personen wie in den vorliegenden Fällen handeln, einen Einblick in private Formulierungstendenzen und -gewohnheiten seines Verfassers bzw. seiner Verfasserin geben. Für die Zeit vor der Emigration wurden ausgewählt der Brief an Ludwig Liebl (1874-1940) vom 10.09.1893,⁶¹⁷ der Brief an Franz Danzer vom 21.09.1898,⁶¹⁸ beide in Oberndorf bei Waldkirchen verfasst, sowie diejenigen an Auguste Unertl vom 27.09.1900 aus Würzburg⁶¹⁹ und vom 21.11.1901 aus Straßkirchen.⁶²⁰ Nach der Emigration – in den überlieferten Briefen Emerenz Meiers klafft zwischen dem vom 22.07.1904 an Carossa und jenem vom 13.12.1919 an Auguste Unertl eine Lücke von fünfzehn Jahren⁶²¹ – werden betrachtet werden ihre in Chicago verfassten Schreiben an Unertl vom 13.12.1919,⁶²² 25.04.1920,⁶²³ 20.10.1924⁶²⁴ und schließlich ihr letztes vom 08.10.1927.⁶²⁵

⁶¹⁷ Vgl. Praxl 2008, S. 19f.; im Folgenden abgekürzt mit „Liebl“. Dieser Brief und derjenige vom 20.10.1924 sind der Archivschrift Praxls aus dem Jahr 2008 entnommen und nicht dessen 2012 herausgegebenem Buch, was den Grund hat, dass die Arbeiten zur Analyse ausgewählter Briefe Emerenz Meiers bereits vor Erscheinen des Bands *„Ich bin fürchterlich radikal gesinnt“ – Die unbekannte Emerenz Meier* bereits abgeschlossen waren.

⁶¹⁸ Vgl. EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 187-189; im Folgenden abgekürzt mit „Danzer“.

⁶¹⁹ Vgl. a.a.O., S. 199f.; im Folgenden abgekürzt mit „Unertl 1“.

⁶²⁰ vgl. a.a.O., S. 219f.; im Folgenden abgekürzt mit „Unertl 2“.

⁶²¹ Ob sich die 15-jährige Überlieferungslücke mit der tatsächlichen Länge von Emerenz Meiers Kontaktabbruch mit der alten Heimat deckt, der zweifellos stattgefunden hat, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Praxl 2008 weist darauf hin, dass die ehemalige Haushälterin von Auguste Unertl, Kreszenz Schober (1898-1988), im Jahr 1971 einige noch erhaltene Schreiben der Dichterin verbrannt habe (vgl. a.a.O., S. 95).

⁶²² Vgl. a.a.O., S. 228-230; im Folgenden abgekürzt mit „Unertl 3“.

⁶²³ Vgl. a.a.O., S. 236-239; im Folgenden abgekürzt mit „Unertl 4“.

⁶²⁴ Vgl. Praxl 2008, S. 80-89; im Folgenden abgekürzt mit „Unertl 5“.

⁶²⁵ Vgl. EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 407-409; im Folgenden abgekürzt mit „Unertl 6“.

4.11.1.2 Befunde aus dem Bereich des latenten und evidenten Dialekts sowie der Überlagerung von Mundart und Standard

Die zu betrachtenden Briefe, verfasst in den Jahren zwischen 1893 und 1901, sind im Standard verfasst, wiewohl sie aber gleichzeitig landschaftliche Färbungen aufweisen. Diese sind an latenten Mundarteinflüssen an mehreren Stellen nachweisbar; vorausgeschickt werden muss aber, dass gerade jene im Vergleich zu den Befunden aus den fiktiven Texten verhältnismäßig gering ausfallen.

Im ersten Brief, der an Ludwig Liebl gerichtet ist, schreibt Emerenz Meier davon, *einen unüberwindlichen Abscheu* (Liebl, S. 19) davor zu haben, zu heiraten. Zunächst überrascht die Verwendung des unbestimmten Artikels, was eine direkte Übertragung des Gesprochenen darstellen könnte. Das Genus des Substantivs stellt eine von zwei Varianten dar, kann dieses Lexem im Deutschen doch beide Genera besitzen. Im selben Satz sollte darüber hinaus das Adjektivattribut in *eine schöne Zeit* (a.a.O.) erwähnt werden. Dessen Unterschied zur Standardsprache ergibt sich aus seiner Bedeutung. Im vorliegenden Fall meint *schön(e)* ‚lang‘, was in dieser Verwendung, zumal auch betrachtend seinen Nukleus *Zeit*, im Dialekt so nicht selten auftritt.

Schließlich sei im Brief an Liebl auf die Passage *Es muß etwas schönes darum sein, wenn man mit gleichgesinnten fröhlich sein kann* (a.a.O.) hingewiesen. Auf den ersten Blick könnte *darum* als grammatischer Fehler interpretiert werden, da an dieser Stelle der Standard eine kausale Konjunktion nicht erwarten ließe. Denkbar wäre allenfalls *daran*, was aber nur stark eingeschränkt Sinn ergäbe, da dem Haupt- ein Nebensatz, eingeleitet mit *wenn*, folgt und kein *zu*-Infinitiv. Daher erscheint auch möglich, *darum* als Kausalangabe im Sinne von ‚deshalb‘ zu interpretieren, nur fehlte in diesem Fall, textlinguistisch gesprochen, ein Referenzpunkt im Prätext, den dieser allein mit dem Wunsch *Recht gute Unterhaltung auf Saldenburg* (a.a.O.) nicht liefert. Insoweit kann eine eindeutige Kategorisierung des *darum* als möglicher latenter Mundarteinfluss oder gar grammatische oder syntaktische Fehlkonstruktion der Verfasserin nicht erfolgen, weshalb die Belegstelle auch in der synoptischen Darstellung aller Befunde in Kapitel 5.2 dieser Arbeit keinen Niederschlag als Regionalismus findet.

Im Brief an Franz Danzer vom 21.09.1898 sind in erster Linie lexikalische Eigenheiten hervorzuheben, die das Schreiben als eines einer Dialektsprecherin identifizieren lassen. *Es ist doch ganz aus!* (Danzer, S. 187) stellt einen wohl direkt aus dem Sprachgebrauch der Verfasserin übernommenen Ausruf dar, der das vorher Gesagte⁶²⁶ noch verstärkt und ihm

⁶²⁶ *Wie schön Sie das Levitenlesen können!* (a.a.O.)

besonderen Rang zugesteht.⁶²⁷ Die als Zitat oder wörtliche Wiedergabe von Gesagtem gekennzeichnete Attribuierung Hans Carossas als „g'schmacher Bua“ (a.a.O.) zeigt ein dialektales Adjektiv, welches „lieb, nett, zutraulich, gefällig“⁶²⁸ bedeutet. Auffallend mag die Bildung von augmentierenden Attributen sein. Sie sind erkennbar beim eben erwähnten *Recht gute Unterhaltung* (Liebl, S. 19), darüber hinaus bei *recht sehr Sehnsucht nach der schönen Waldheimat* (Danzer, S. 187), *Gar so viele Meilen* (a.a.O.), *Leute (...), die Sie recht herzlich gern haben* (a.a.O.) und *sei recht vielmals und herzlichst begrüßt* (Unertl 2, S. 220). Zunächst mögen diese zweifellos den Anschein der inhaltlichen Doppelung erwecken, jedoch liegt hier das Produkt einer Mundartsprecherin vor. Die Präferenz von *recht* zum Ausdruck von ‚viel‘ oder ‚sehr‘ lässt sich im Dialekt erkennen, woraus – beinahe zwangsläufig – Doppelungen wie *recht sehr* entstehen können. Die Wendung *Gar so viele* (Danzer, S. 187) stellt allem Anschein nach sogar eine direkte Übernahme aus dem Dialekt dar.⁶²⁹ Ein ähnlicher Fall der Transferierung von mundartlichen Lexemen liegt beim Prädikat des folgenden Satzes: *Ich bringe da nicht einmal ein herzliches Grüß Gott zuwege* (Danzer, S. 188). Als Prädikat mit postponierbarem Präverb bedeutet es ‚etwas zustande bringen‘, was dem Dialekt wiederum als solches jedoch unbekannt ist.

Die beiden weiteren hier behandelten Briefe sind an Auguste Unertl in Waldkirchen gerichtet und besitzen als Anredeform jeweils *Meine liebe Gusti* (Unertl 1, S.199; Unertl 2, S. 219). Zwar ist *Gusti* die in Bayern übliche Kurzform für den Vornamen der Adressatin, jedoch liegt hier, worauf bereits an früherer Stelle kurz eingegangen wurde, nicht zwangsweise Dialekteinfluss vor. Im bairischen Raum ohnehin selten gebraucht – Auguste Unertl stammte aus Mering bei Friedberg –, wird der Vorname in weiten Teilen des deutschen Sprachraums so oder ähnlich abgekürzt.⁶³⁰ Vielmehr dialektal ist im Schreiben vom 27.09.1900 die Interjektion *weiß* (Unertl 1, S. 199, S. 200), deren standarddeutsche Entsprechung *weißt du* in ihrer Gesamtheit zwar ebenso als Interjektion gebraucht wird, im vorliegenden Fall weist aber das enklitische Pronomen eindeutig ein oberdeutsches Charakteristikum auf. In der Lautung der Standardsprache angepasst, liegt eine im bairischen Sprachraum recht häufig in mündlicher Konversation gebrauchte Interjektion vor, deren Verwendung, zumal da es sich

⁶²⁷ Wegen der erkennbar verbalen Basis dieses Ausrufs (von *aus sein*) wird diese Befundstelle in der quantitativ-synoptischen Darstellung innerhalb der Lexik unter die Subkategorie „Verben und Verbalgruppen“ zu zählen sein.

⁶²⁸ Zehetner 2005, S. 146. Zehetner gibt hierfür als Synonym das dialektale Adjektiv *dàntschig* an.

⁶²⁹ Zweifellos erlaubt auch der Standard die Bildung von *gar so viele*, die Tendenz, als regelmäßig augmentierendes Attribut zu dienen, ist aber der Mundart zu Eigen.

⁶³⁰ So nannte beispielsweise Konrad Adenauer (1876-1967) seine zweite Ehefrau Auguste, geb. Zinsser (1895-1948), „Gussie“ (vgl. Schwarz, S. 151f.).

bei der Verfasserin des Briefes um die bekennende Dialektsprecherin Emerenz Meier handelt, nicht weiter zu erstaunen vermag.

Der im weiteren Verlauf am Ende des ersten Absatzes erscheinende Satz *Bei uns gehts ja nicht drauf zusammen, nicht wahr?* (Unertl 1, S. 199) stellt eine direkte Übernahme einer mundartlichen Äußerung dar, die in Schriftform bei *nicht, nicht wahr* und *zusammen* sichtbaren Angleichungen unterworfen war. Neben der nicht nur mundartnahen, sondern eindeutig dialektalen Fügung *nicht drauf zusammengehen* im Sinne von ‚nichts ausmachen‘, ‚kein Problem ergeben‘ muss die Interjektion *nicht wahr* erwähnt werden, stellt sie schon einen zweiten unterschiedlichen, insgesamt sogar dritten Befund dieser Art dar; sie besitzt inhaltlich in etwa die gleiche Dimension wie das oben erwähnte *weiß* und tritt ebenso vorzugsweise im ostoberdeutschen Sprachraum auf. An vierter Stelle in der Reihe der Interjektionen ist in diesem Zusammenhang noch auf *gelt* (Unertl 1, S. 199), bairisch *gell*, hinzuweisen; mag die Interjektion auch hyperkorrigiert angepasst sein, ist ihre Verwendung aber sicherlich der Herkunft Emerenz Meiers zuzuschreiben. Dies alles kann – soweit ein äußerst vorläufiges Zwischenfazit – als Beweis dafür dienen, dass die Autorin der Briefe nicht den Anspruch erhob, diese in möglichst reiner Hochsprache zu verfassen. Grund dafür mag sein, dass sie sich doch des Verständnisses der jeweiligen Adressaten sicher sein konnte, andererseits beweist es auch ihre tiefe Verwurzelung in der Heimatsprache.

Im Bereich der Lexik sind neben den eben erwähnten Interjektionen weitere latente wie gleichermaßen eindeutige Dialekteinflüsse zu klären. Letztgenannter Fall liegt vor bei *dann wird mir schon ganz zweierlei* (Unertl 1, S. 199). Die Tatsache, dass jemandem zweierlei wird, meint, dass dessen Magen zu rebellieren droht oder seine Gefühle dem eben Erlebten gegenüber ausgesprochen negativ zu bewerten sind bzw. ihm angesichts dessen unwohl wird,⁶³¹ wie es der Briefeschreiberin im Kontext bei einer *kalmückenhafte[n] Frankenphysiognomie* (a.a.O.) ergeht.⁶³² In anderer Form begründet sie ihre Abneigung gegenüber den Einwohnern Würzburgs, wenn sie sie als *diese Zwetschgenkuchenfresser, diese häßlichen* (a.a.O.) bezeichnet. An dieser Formulierung ist das Substantiv *Zwetschge* zumindest zumindest gesamtöberdeutscher Provenienz, die postnukleare Attributstellung als mit wiederholtem Demonstrativpronomen gebildete Apposition, um besagte *Zwetschgenkuchenfresser* als *häßlich* zu konkretisieren, eindeutig aber bairischer.⁶³³

⁶³¹ Vgl. Zehetner 2005, S. 390

⁶³² Emerenz Meiers reichlich vorurteilsgeladene und aufgrund ihres enttäuschenden Würzburg-Aufenthalts durchaus nicht von Animositäten freie Einstellung gegenüber Angehörigen dieses bayerischen Stammes wird hier, wie auch an späteren Stellen, Auguste Unertl gegenüber bewusst und überdeutlich zum Ausdruck gebracht.

⁶³³ Diese Wiederholung ist, wie die jeweiligen Beispiele zeigen, sowohl bei Demonstrativpronomen (*De Hundsbuàm, de misràblign*) als auch bei bestimmtem Artikel (*À Gràttlà, à greislichà*) gleichermaßen möglich.

Des Weiteren als latent dialektal einzustufen ist die Verwendung des Verbs *sinnieren* in *Ich sinniere hin und her* – (a.a.O.). Allerdings muss in diesem Zusammenhang differenziert werden, da *sinnieren* im Sinne von ‚nachdenken‘, ‚in Gedanken versunken sein‘ ursprünglich gesamtdeutsch gebraucht wurde mit verstärkter Tendenz im oberdeutschen Bereich, inzwischen aber im Allgemeinen als mehr landschaftlich empfunden wird.⁶³⁴ Weitere Befundstellen lexikalischer Natur im Brief vom 27.09.1900 sind das Verb *spannen* für ‚merken‘ in *Er spannte also wenigstens was* (a.a.O.) sowie der direkt dem Dialekt entnommene und zumindest teilweise an die Hochsprache angepasste Satz *Es ist a fade G'schicht* (Unertl 1, S. 200). Die Verwendung des Apostrophs zeugt davon, dass sich Emerenz Meier dieser Anpassungen durchaus bewusst war. Die parallele Existenz des bairischen Indefinitartikels *a* und der standarddeutschen Flexionsform *ist* wiederum Zeichen für den anscheinend ernsthaft unternommenen Versuch der Standardanpassung, der jedoch nicht derart stark sein konnte, die sprachlichen Wurzeln zur Gänze in den Hintergrund rücken zu lassen. Im zweiten Brief an Auguste Unertl vom 21.11.1901 soll zunächst der Kausalsatz *da die Frau die Kochenlernerin ausgeschafft hat* (Unertl 2, S. 220) betrachtet werden, beinhaltet er neben dialektalen Lexemen auch morphologische Eigenheiten. Das Substantiv *Frau* bezieht sich weniger auf eine bestimmte, namentlich vielleicht im Prätext erwähnte Dame, sondern vielmehr auf Emerenz Meiers Vorgesetzte im Haushalt des Brauereibesitzers Carl Hellmannsberger in Straßkirchen,⁶³⁵ dessen Ehefrau. Diese Bezeichnung für die Dienstherrin ist vor allem in der ländlichen Dienstbotengesellschaft des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts verbreitet und speist seine Bedeutung noch aus dem mittelhochdeutschen *vrouwe*.⁶³⁶ Vor gleichem gesellschaftlichen Hintergrund ist auch *ausschaffen* zu sehen, ein zwar überregionales, doch aber charakteristisch ostoberdeutsches Verb, das gleichbedeutend mit ‚entlassen‘ ist.⁶³⁷ Morphologisch interessant erscheint die Bildung einer Lehrerin, die für die Vermittlung des Kochens zuständig ist, nämlich *Kochenlernerin*. Die Verwendung von *lernerin* als zweite Konstituente des Kompositums mag aus heutiger Sicht als archaisch einzustufen sein; bei Betrachtung der ersten Konstituente fällt auf, dass diese aus dem Basismorphem {koch-} sowie dem Fugenelement *-en-* besteht, ähnlich wie bei *Zeichenlehrer*. Diese Art der Wortbildung muss nach eingehender Recherche nicht als latentes Dialektcharakteristikum eingestuft werden, sondern ebenso als eine vergleichsweise veraltete,

⁶³⁴ So bringt Grimm als Belegstellen u.a. Georg Karl Frommann (1814-1887) und Ludwig Anzengruber (1839-1889) und versieht seinen Artikel mit dem Hinweis „besonders in mundartlicher rede verbreitet, so oberbair.“ (Grimm Bd. 16, Sp. 1179), Schmeller und Zehetner führen „sinnieren“ nicht auf (vgl. hierzu Schmeller Bd. 2, S. 1251, sowie Zehetner 2005).

⁶³⁵ Vgl. hierzu Unertl 2, S. 220, FN 1 (eingefügt durch den Herausgeber)

⁶³⁶ Vgl. Hennig, S. 445; die Schreibung mit <f> ist seltener, aber ebenso möglich.

⁶³⁷ Zehetner 2005, S. 57: Er führt als Synonyme hierzu *vertreiben*, *ausweisen* an.

beinahe archaische Möglichkeit betrachtet werden, lässt sich schon allein das in Rede stehende Substantiv *Kochenlernerin* in verschiedenen Texten des 19. und auch 20. sowie in einem Wörterbuch der Mitte des 20. Jahrhunderts belegen.⁶³⁸ Die in den ersten Brief an Auguste Unertl eingefügten Zitate können als Befund- und Belegstellen nicht verwendet werden, stellen sie doch die zumindest sinngemäße Wiedergabe von Äußerungen anderer Personen dar. Ebenso verhält es sich natürlich mit der Franz Danzer in den Mund gelegten Aussage „*adie Du alter Wald mit Deinen Bewohnern, der Franzl will nie mehr etwas von Euch wissen! Ubi bene, ibi patria.*“ (Danzer, S. 187f.).

Wie unter der Rubrik Lexik bereits angesprochen, verwendet Emerenz Meier in ersten Brief an Auguste Unertl das Wort *zweierlei*, um ihr Unbehagen kenntlich zu machen. Dies steht in einem bestimmten Bedeutungszusammenhang, jedoch lässt sich an zwei weiteren Stellen der betrachteten Schreiben zum Ausdruck von Vielfältigkeit ein gleiches Wortbildungsmuster erkennen, bestehend aus dem Fugenelement *-er-* und dem Suffix {-lei} zur Produktion von Gattungszahlwörtern: *Ich lerne hier in der kaufm[ännischen] Schule: (...) und noch zehnerlei* (Unertl 1, S. 200) sowie *Ich könnte Dir hunderterlei erzählen* (Unertl 2, S. 220). Diese aus Kardinalzahlen gebildeten Zahlwörter welche indeklinabel sind, werden in der Sprachwissenschaft als standardsprachlich aufgefasst.⁶³⁹ Es bleibt jedoch festzuhalten, dass gerade die Bildung von Gattungszahlwörtern aus bestimmten Numeralia⁶⁴⁰ im Bairischen häufiger erfolgt als in anderen deutschen Dialekten oder gar im rein standardsprachlichen Bereich. Aus diesem Grund können *zehnerlei* und *hunderterlei* durchaus als Regionalismen verstanden werden.

Vom Befund her umgangssprachlich erscheint die Flexion des Substantivs in *ein paar Tag lang* (Unertl 1, S. 199), sie ist jedoch dem dialektalen Hintergrund der Autorin geschuldet und kann daher als latenter Dialektismus angesehen werden. Derselbe Fall liegt vor bei diversen Apokopen in Verbalformen sowie der Kontraktion von Verbalformen mit nachfolgendem Pronomen: *Ich hab es nur hingeschrieben* (Danzer, S. 188), *Ich freu mich schon* (Unertl 1, S. 200), *hab ja kein einziges* (a.a.O.), *Nun behüt Dich Gott für heute* (a.a.O.), *daß Sie's wissen* (Danzer, S. 187), *ists nicht groß genug?* (a.a.O.), *Ists deswegen* (Danzer, S. 188), *Du weißts schon* (Unertl 1, S. 200), *Jetzt ists doch besser* (Unertl 2, S. 219), *behüt Dich Gott* (Unertl 2, S. 220), *Wenn ich Gelegenheit hab* (a.a.O.), *Der wenns wüßte!* (a.a.O.).⁶⁴¹

⁶³⁸ Als Belegstellen gelten hierfür: Noë, S. 115; Rizzo-Baur, S. 109, Heyse, S. 16

⁶³⁹ Vgl. Duden Bd. 4, S. 277 (§470) und S. 552 (§1010, FN 2)

⁶⁴⁰ Auf Basis unbestimmter Numeralia, woraus z.B. *keinerlei* oder *vielerlei* entsteht, verhält sich in der Standardsprache der Fall gegenteilig.

⁶⁴¹ Der hier gebrachte Beleg wird bei der Betrachtung textgrammatischer Strukturen des Bairischen erneut eine Rolle spielen.

Als latent dialektal einzustufen ist die Bildung von Adverbien mit dem Suffix {-weise}, welches in *Und da muß er dich heimlicherweise fragen* (a.a.O.) auftritt, allerdings in seiner standarddeutschen Entsprechung ohne Apokope. Allein aber schon die Tatsache seiner Anwendung deutet auf das Bairische hin, wo das Suffix, wie auch aus dem zeitgenössischen Gebrauch der Mundart, dem die folgenden Beispiele entstammen, erkennbar ist, auf fast alle adjektivischen und verbalen Basen anwendbar ist: *verkehrterweis*, *netterweis*, auch *bussierenderweis*.

Dialektale Einflüsse im Bereich der Syntax sind nur an manchen Stellen erkennbar. Die Spitzenstellung des Partizip II im Falle eines zweigliedrigen Partizips, welche im Satz *Gefoppt habe ich Carossa nicht* (Danzer, S. 187) auftritt, ist eindeutig bairisch. Erneut dialektal begründet ist an manchen Stellen ebenso die Verwendung mundartlicher Abkürzungen von Nomina propria, so erkennbar bei *Franzl* als gängige Verkleinerungsform (Danzer, S. 187f.) und bei *Schorsch* (Unertl 1, S. 199). Beinahe durchgehend konsequent verfährt Emerenz Meier bei der Verwendung von Eigennamen mit bestimmtem Artikel (Unertl 1, S. 199: *dem Schorsch (...)* *dem Georg (...)* *der Franziska*; Danzer, S. 187: *der Franzl*), eine Ausnahme bildet – trotz Artikel an anderer Stelle – *Franziska* (Unertl 1, S. 200). Ihren eigenen Vornamen kürzt die Autorin im Übrigen nie ab, obgleich sie sicherlich von ihrer familiären Umgebung *Senz* oder *Senzl* gerufen wurde. Bei der Verwendung von Nomina appellativa bzw. Nomina vulgaria verfährt Emerenz Meier ganz mit der Mundart konform. So bezeichnet sie die ehemalige Oberndorfer Posthalterin, deren Vorname Theresia lautet, mit *Posttheres* (Danzer, S. 188).

4.11.2 Ausgewählte Briefe aus den USA in die (alte) Heimat

4.11.2.1 Befunde aus dem Bereich des latenten und evidenten Dialekts

Die aus Emerenz Meiers Zeit in Chicago überlieferte Briefkorrespondenz mit der Freundin und Gönnerin in Waldkirchen besitzt, wie schon diejenige aus der Heimat, als Attribut zum Anredenamen das flektierte Adjektiv *herzliebe* (Unertl 3, S. 228; Unertl 4, S. 236; Unertl 6, S. 407) bzw. *herzliebste* (Unertl 5, S. 80) sowie bis auf eine Ausnahme⁶⁴² die bereits erörterte Abkürzung *Gusti* (a.a.O.). Lediglich in der Schreibweise variiert die Anredeform insoweit, als sie bisweilen die Form *Gustie* (Unertl 3, S. 230; Unertl 5, S. 81f., S. 84f., S. 88) aufweist.

Der erste Brief lässt im Bereich der Lexik keine latenten oder gar evidenten Bavarismen feststellen. Im zweiten fällt zunächst das Partizip II *zugerichtet* (Unertl 4, S. 237) auf.

⁶⁴² Der Brief vom 13.12.1919 beginnt mit den Worten *Herzliebe, unvergeßliche Freundin!* (Unertl 3, S. 228).

Betrachtet man den unmittelbaren Kontext, *kommt es mir oft noch höher, als wenn ich Geflügel oder einen ganzen Braten zugerichtet* (a.a.O.), erstaunt das postponierbare Präverb *zu*, würde das Bairische hier als Verb, falls überhaupt, lediglich *richten* verwenden. Drei Sätze zuvor schreibt die Autorin noch davon, dass man sich einen Hühnerbraten *bereiten* könne (a.a.O.). Im Vergleich dazu ist *richten* bzw. *zurichten* um ein Vielfaches näher an ihrer persönlichen, wohl noch immer von mundartlichen Tendenzen geprägten Sprache und kaum aus stilistischen Gründen eingesetzt. Im weiteren Verlauf des Textes. In gleicher Weise eine Übernahme aus der Mundart stellt der Halbsatz *das war ganz was anderes* (Unertl 4, S. 238) dar, den in Wortwahl und -stellung der Dialekt als gängige Wendung kennt und dessen Standardentsprechung *Das war etwas ganz Anderes* lautet. Darüber fällt in besagtem Brief nur noch *nauszukommen* (Unertl 4, S. 239) auf, was allerdings lediglich einer überregionalen Umgangssprache zuzuordnen ist.

Das nun im Folgenden betrachtete Schreiben erstreckt sich in seiner von Paul Praxl edierten Form über immerhin zehn Seiten (vgl. Unertl 5, S. 80 bis 89). Gleich in der ersten Zeile erscheint *grad* (Unertl 5, S. 80) zum Ausdruck der zeitlichen Nähe zum 50. Geburtstag der Schriftstellerin. In anderer Bedeutung wird dieses Wort im elliptischen Satz *Grad wie meine stille Mutter* (Unertl 5, S. 89) gebraucht, um einen Vergleich zu verstärken. Unter Umständen könnte es sich dabei auch um eine Verwechslung mit *akkurat*, gesprochen [à'kràt^h], handeln, was sich aber aufgrund der Aussprache von Letzterem mit überhellem bairischen /à/ zwar als möglich, aber als kaum denkbar erweist. Auf weiterhin regionalsprachlichem Hintergrund basiert das Substantiv *Bub* (Unertl 4, S. 239; Unertl 5, S. 80, S. 83) bzw., im Akkusativ Singular oder Nominativ Plural gebraucht, *Buben* (Unertl 5, S. 80, S. 85), welches hier logischerweise nicht allgemein ein jüngeres Kind männlichen Geschlechts meint, sondern konkret den Sohn Emerenz Meiers.

Im Folgenden berichtet die Verfasserin des Briefes davon, wie sie mit einer ihr zugelaufenen *Katz* (Unertl 5, S. 82) umgegangen sei, u.a. da diese *gekatzelt* (a.a.O.) habe. Im Zusammenhang mit Tieren greift sie also auf umgangssprachlich apokopierte gleichermaßen wie auf dialektnahe Lexeme zurück, was man auch am Substantiv *Viecher* (a.a.O.) erkennt, wenn es in der Schilderung um Objekte und Ereignisse geht, die ihr als Bauers- und Wirtstochter von klein auf vertraut waren. Ein Beleg für diese Vermutung findet sich auch bei *Schwammerl* (Unertl 5, S. 89) zur Bezeichnung von Pilzen, ein Wort, das Emerenz Meier so geläufig und fast schon alternativlos erscheint, dass sie kurioserweise gar das Determinativkompositum *Schwammerlfarmer* (a.a.O.) bildet, eine Verbindung aus einem bairischen und englischen Substantiv. Erstaunlich erscheint die im selben Satz gebrauchte

Wendung *Schleim drüber, weil wir keine Schwammerl haben* (a.a.O.). Normalerweise wäre anstatt *Schleim* das Substantiv *Schwamm* zu erwarten, um die bekannte Redewendung zu konstruieren. *Schleim drüber* ist in dieser Form dem Standarddeutschen unbekannt, auch das Englische bzw. das amerikanische Englisch kennt keine derartige idiomatische Fügung.⁶⁴³ Beim Versuch einer Erklärung kann zweierlei angenommen werden: Entweder handelt es sich um eine sehr mundartlich-kleinregionale Variante, die Emerenz Meier noch bekannt war (was aber, wenn man betrachtet, dass der Brief 1924, also fast schon zwei Jahrzehnte nach der Auswanderung verfasst wurde und davon ausgegangen werden kann, wie Befunde im Bereich der Amerikanismen zeigen werden, eine gewisse sprachliche Entfernung von der Heimat stattgefunden hat, stark bezweifelt werden darf), oder um den Beweis einer zumindest partiell bzw. punktuell eingeschränkten Kompetenz im Bereich der deutschen Standardsprache.⁶⁴⁴ Der Verfasserin könnte also durchaus das entsprechend notwendige Substantiv zur Bildung der Redewendung entfallen sein, weshalb sie sich einer Vermutung bediente. Eine dritte Deutungsmöglichkeit käme allerdings auch noch in Betracht: Dem vorhin zitierten Satz gehen Aussagen über die Spendentätigkeit der Meiers nach Waldkirchen voraus, in deren Zusammenhang Spekulationen um möglicherweise abnorm hohe Spendensummen negiert werden: *Botschafter von Grainet, der Neglektierte, war wohl die Hauptschuld, da Frau Meyer seine Schwester ist. Schleim drüber, weil wir keine Schwammerl haben* (a.a.O.). Eine bewusst und unmittelbar herbeigeführte thematische Zäsur ist zweifellos festzustellen und um diese zu verstärken und zu ihrem nächsten Gedanken überzuleiten, der mit Pilzen in Verbindung steht, welche bei Herstellung einer traditionellen Schwammerlbrühe⁶⁴⁵ durchaus eine etwas schleimige Konsistenz aufweisen können,⁶⁴⁶ könnte Emerenz Meier bewusst als eine Art Wortspiel die Redewendung *Schwamm drüber* zu *Schleim drüber* modifiziert haben.⁶⁴⁷ So oder so – eine eindeutige Entscheidung kann nicht getroffen werden: Sowohl ein bewusstes Wortspiel erscheint möglich als auch die Verwechslung zweier deutscher Lexeme, wozu der Verfasser der vorliegenden Arbeit tendenziell jedoch eher neigt.

⁶⁴³ Vgl. Geddie, Kürschner, Langenscheidt, Mayer, Schmid 2003

⁶⁴⁴ Damit ist keine negative Bewertung dieser Tatsache verbunden, eher eine Betonung der Natürlichkeit und Zwangsläufigkeit einer derartigen Entwicklung nach 18 Jahren Aufenthalt in den USA.

⁶⁴⁵ Emerenz Meiers Kochgewohnheiten in den USA orientierten sich, wie aus den Briefen ersichtlich, nicht selten an der ihr in der elterlichen Gastwirtschaft in Schiefweg und später in Oberndorf erlernten, bodenständig-bayerischen Art.

⁶⁴⁶ Bei deren Herstellung – auf lokale Varianten kann hier natürlich nicht eingegangen werden – ist zumeist nach Anbraten und (unter Umständen unter Zugabe von Essig) Ablöschen der Pilze sowie Zugabe von Sahne, Schmand oder Milch eine etwas zähflüssige Konsistenz feststellbar, zumal nach Reduktion der ursprünglichen Siedetemperatur.

⁶⁴⁷ Eingeschränkt wird diese These durch die Tatsache, dass *Schwammerl* eine Diminutivierung von *Schwamm* darstellt; daher neigt der Verfasser vorliegender Arbeit eher zur zweitgenannten Erklärung.

Zurück aber zur eben besagten Vertrautheit der Briefeschreiberin mit gewissen Objekten und Begebenheiten: Ob diese ebenso der Grund für die Verwendung von *hunzen* ist, darüber kann nur spekuliert werden. In *das niedere, vielgehunzte und ausgesogene Volk* (a.a.O.) lässt es sich als eine Beschreibung eines häufig unterdrückten, schwer leidenden Volkes aber auf jeden Fall auf die Mundart seiner Verwenderin zurückführen. Mehr als Regionalismus hingegen denn als Dialektismus zu werten ist *heuer* (Unertl 5, S. 85f.), ebenso verhält es sich mit der Präposition *bei* in *wenn er (...) bei der Tür hereinkäme* (Unertl 5, S. 89). Eindeutigen Dialekt findet man aber wieder am Ende des Briefes. Dort legt Emerenz Meier Auguste Unertls Ehemann Georg die Aussagen „*Grüß Gott, Emerenz, wie geht's? Hast a Bier und was Feines zum Essen*“ (Unertl 5, S. 89)⁶⁴⁸ in den Mund, konstruiert unter Zuhilfenahme einer Interjektion mit „*Himmelherrgott!*“ *tät ich ausrufen* (a.a.O.) die sprachlich entsprechend gestaltete Antwort und fügt an, sie würde ihm, Unertl, *3 Bussel auf einmal geben* (a.a.O.), wobei mit *Bussel* in diesem Kontext⁶⁴⁹ das bairische Substantiv für ein freundschaftliches Küsschen, welches unter besonderen Umständen durchaus auch etwas heftiger ausfallen kann, wie es auch hier der Fall zu sein scheint, darstellt. Die besagte Interjektion „*Himmelherrgott!*“ entspricht dem Dialekt. Ausrufe dieser Art sollen das Erlebte unterstreichen und die emotionale Teilnahme des Erlebenden gesteigert zum Ausdruck bringen, ohne dabei einen auch nur ansatzweise blasphemischen Beigeschmack zu besitzen, wie vielleicht anzunehmen wäre.⁶⁵⁰

Der im Folgenden zur konstruierten Situation mit Georg Unertl als Vergleichsbasis genannte sprichwörtliche *sagenhafte[n] Gott von Frankreich* (a.a.O.) zeigt, wie unter Umständen schon die Wendung *Schleim drüber* (a.a.O.),⁶⁵¹ gibt die Redewendung des Lebens wie Gott in Frankreich nicht ganz korrekt wieder. In diesem Fall kann die Erklärung eindeutiger sein: Die Verfasserin des Briefes war sich der korrekten Konstruktion nicht mehr ganz sicher, weshalb sie *von* anstatt *in* verwendete. Allerdings muss dies auch hier relativiert werden, schrieb sie noch am 25.04.1920 an Auguste Unertl: *Das Geld wird in Amerika ja leicht wieder verdient und der Arbeiter lebt gegen den Arbeiter von draußen noch immer wie Gott in Frankreich*

⁶⁴⁸ Die Interpunktion dieses Zitats richtet sich nach dem bei Praxl 2008, S. 89, zitierten Schreiben Emerenz Meiers, weshalb keine Angleichungen vorgenommen wurden.

⁶⁴⁹ Die Einschränkung war notwendig, kann dieses Substantiv beispielsweise bei Liebenden (unter Umständen auch bei etwas ungeschickt, vielleicht gar unter Einfluss unmäßigen Alkoholkonsums stehenden Werbenden) durchaus einen leidenschaftlichen oder zumindest das freundschaftlich-platonische Maß eines (Wangen-) Küsschens übersteigenden Zärtlichkeitsaustausch bezeichnen.

⁶⁵⁰ Zur Verwendung von Interjektionen mit *Herrgott* vgl. Kaspar/Kaspar 2013; wenngleich sich die dort durchgeführte Untersuchung auf das bayerische Oberland bezieht, können die allgemeinen Aussagen zu Bedeutung und Verwendungsweise solcher Interjektionen doch auch hierauf angewandt werden.

⁶⁵¹ Der Autor neigt, wie bereits erwähnt, bei dieser zum gleichen Erklärungsmuster wie beim hier folgenden *Gott von Frankreich*.

(Unertl 4, S. 236). Dies betrachtend, kann *Gott von Frankreich* auch als Versehen gewertet werden.

In der gesamten letzten Briefpassage fällt Emerenz Meier daraufhin, was an ihrer tiefen emotionalen Teilhabe am Geschilderten liegt, immer mehr entweder in eine stark dialektale oder dialektgefärbte Sprache, wie sich auch an *ich glaub, ich glaub ich tät ihn totdrücken und totfüttern* (Unertl 5, S. 89) feststellen lässt. Gerade am Ende, kurz vor der Grußformel, als die Autorin melancholisch wird, fällt erneut eine rein mundartliche Wendung, auch diese in Form eines Zitats, auf: „*Drah Di hop!*“ (a.a.O.), nämlich die einst am Ende des Lebens stehende Aufforderung Gottes oder des Gevatters Tod oder des Todes als nicht personifizierbare Kraft zum Mitkommen, dazu, sich im übertragenen und, zugegeben etwas euphemistischen Sinne der anderen Seite des Daseins zuzuwenden.

Was dem aufmerksamen Leser in diesem Brief vielleicht noch auffallen mag, ist das als Zitat gekennzeichnete „*Butterbemme*“ (Unertl 5, S. 82). Es stellt keinen ostoberdeutschen Regionalismus dar, im Gegenteil: Im Ostmitteldeutschen, zumal in Sachsen, bezeichnet *Bemme* jede Art von belegtem Brot oder Brötchen.⁶⁵²

Als erstaunlich muss angesehen werden, dass trotzdem auch gerade dort, wo von nur sehr bedingt erfreulichen Tatsachen berichtet wird, im letzten Brief nach Waldkirchen, verfasst gut vier Monate vor ihrem Tod, am 08.10.1927, kein einziges erkennbar bairisches Wort verwendet wird.⁶⁵³

Bei Nomina propria verhält sich dies jedoch eindeutig anders. Wie bereits erwähnt, ist jedes Mal von *Gusti* bzw. *Gustie* die Rede,⁶⁵⁴ spricht sie von ihrer Schwester Maria, verheiratete Jacklin, als *Marie* bzw. *[die] Marie* (Unertl 3, S. 229; Unertl 5, S. 80, S. 83, S. 87f.; Unertl 6, S. 407), von der jüngeren Schwester Anna, verheiratet mit Josef Gumming, als *Nannie* (Unertl 5, S. 84); all das sind – mit Ausnahme der bereits erwähnten und erläuterten *Gusti/Gustie* – dialektale, allseits gängige Kurzformen. Mag Emerenz Meier im Gegensatz dazu Georg Unertl ausschließlich *Georg* (Unertl 5, S. 85,⁶⁵⁵ S. 87; Unertl 6, S. 409) bezeichnen und nicht, wie noch in jungen Jahren, *Schorsch* (Unertl 1, S. 199), so kann dies entweder Zufall sein oder der Versuch einer besonderen Würdigung Georg Unertls. Festzuhalten ist in diesem Zusammenhang, was für die Erklärung als Zufall spricht, dass

⁶⁵² Vgl. Duden Bd. 1, S. 157, sowie Wahrig, S. 225

⁶⁵³ Trotz zweifellos gegebener Emotionalisierung in besagtem letzten Brief schreibt Emerenz Meier an dessen Ende, ohne auf dialektale Strukturen ihrer Sprache zurückzufallen, ganz dem Standard entsprechend und mit lateinischer Floskel *Verzeih mir dies letzte*: „*In memoriam*“ (Unertl 5, S. 409) und hofft, *in der Folge etliche [Stücke] mehr schreiben zu können* (a.a.O.).

⁶⁵⁴ Die entsprechenden Belegstellen wurden bereits an früherer Stelle angegeben und sollen daher hier nicht gesondert wiederholt werden.

⁶⁵⁵ An dieser Stelle auftretend in der Konstruktion des sächsischen Genitivs in *Georgs Kränklichkeit*.

Emerenz Meier nicht mehr konsequent Kurzformen verwendet; so erscheint parallel zur eben erwähnten dialektalen Form *Nannie* (Unertl 5, S. 84) gleichberechtigt *Anna* (Unertl 3, S. 229), der Sohn der Schwester Maria wird *Ludwig* (Unertl 3, S. 228) bezeichnet, der Schwager *Georg* (Unertl 3, S. 229).⁶⁵⁶ *Elfie* (Unertl 5, S. 88) schließlich ist zwar eine Abkürzung, vermutlich für Elfriede, Schwägerin des besagten Herrn Kainz, welche allerdings keinen dialektalen Hintergrund besitzt.

Ein Austriazismus, resultierend aus Emerenz Meiers Erinnerungen an deren Aufenthalte in Waldkirchen, ist im Bereich der Nomina propria ebenso zu finden, nämlich bei *Miezie* (Unertl 5, S. 87). Hierbei handelt es sich wahrscheinlich um eine Freundin oder Familienangehörige⁶⁵⁷ der Waldkirchener Sommerfrischlerin Baronin Marie Jerusalem-von Salensegg aus Wien, zu deren aktivem Sprachgebrauch wiederum die Bezeichnung *Miezie*⁶⁵⁸ für Maria gehörte, was wiederum Teil eines Konglomerats an Erinnerungen in Verbindung mit Salensegg gewesen ist.

Die Verbindung aus Nomen proprium und bestimmtem Artikel ist in den zugrundeliegenden Briefen nicht mehr konsequent. Dies kann daran liegen, dass im Englischen, welches zur Verkehrssprache Emerenz Meiers in Chicago zwangsläufig werden musste, dieses Phänomen unbekannt ist. Scheinbar austauschbar und nicht mehr an die heimatssprachliche Ausdrucksweise gebunden verwendet sie beides gleichberechtigt, wie folgendes Zitat zeigt, in dem innerhalb von nur drei Sätzen beide Möglichkeiten vorkommen:

Doch als ich an jenem Abend zur Marie hinunterrannte und ihr das Geld zeigte, wußte sie es schon. Zugleich rief Meier, wohl zum 10. Male, wieder an, ob ich schon etwas wisse und wie ich die Sache aufgenommen. Als Marie ihm sagte, ich hätte geweint vor Freude, (...) (Unertl 6, S. 407)

Betrachtet man nun vorliegende Briefe im Hinblick auf morphologische Auffälligkeiten, werden die Befunde etwas reichhaltiger ausfallen als noch diejenigen lexikalischer Natur und aus dem Bereich der Nomina propria. Häufiger festzustellen sind Apokopen bei Verbalformen, Substantiven und Adverbien sowie die Enklise von Pronomen und Artikel in vorangehende Substantive, Verbalformen, Personalpronomen, Subjunktionen und

⁶⁵⁶ Der Nachname von Georg Maier, Ehemann von Emerenz Meiers ältester Schwester Petronilla, wird in diesem Brief allerdings mit <ei> geschrieben, *Die Meiers von Schiefweg* (Unertl 3, S. 229), ebenso wie in einem weiteren: *ein Geschenk seines Onkels Meier* (Unertl 5, S. 82).

⁶⁵⁷ Dass es sich um einen Tiernamen handelt aufgrund betrachtend Salenseggs weiter Anreise aus Wien und des Satzes *Die Frau v. Salensegg war mir stets etwas nebensächlich, auch ihre Miezie* (Unertl 5, S. 87), äußerst unwahrscheinlich.

⁶⁵⁸ Geläufiger sind die Schreibungen *Mizzi* oder auch *Mitzi*, vgl. u.a. eine der berühmtesten Trägerinnen dieses Kosenamens, nämlich Maria „Mizzi“ Kaspar (1864-1907), die langjährige Geliebte des österreichisch-ungarischen Kronprinzen Rudolf von Habsburg, die den gemeinsamen Selbstmord im Januar 1889 auf Schloss Mayerling in Niederösterreich abgelehnt hatte (vgl. Charwath, S. 280, und Lónyay, S. 131).

Präpositionen. Mögen diese Phänomene nun auch nicht charakteristisch bairisch sein, so ist ihr Vorkommen bei Emerenz Meier aber doch sicherlich auf ihre sprachliche Herkunft zurückzuführen. Folgende Befundstellen in den vier Schreiben an Auguste Unertl sind zu nennen: *ich ertrag* (Unertl 3, S. 228), „*Himmelherrgott*“ *tät ich ausrufen* (Unertl 5, S. 89), *Kurz, ich glaub, ich glaub ich tät* (a.a.O.), *der dümmste hats Glück* (Unertl 3, S. 229), *Ich (...) hab ihn nicht besonders leiden mögen* (Unertl 4, S. 239), *ich hab sie (...) errettet* (Unertl 5, S. 83), *Ich seh das* (Unertl 5, S. 86), *Die Katz* (a.a.O.), *daß ich bös wurde* (Unertl 4, S. 238), *In den meisten Fällen gehts schnurstracks ins Zuchthaus* (Unertl 3, S. 229f.), *3 Dollar aufs Paket* (Unertl 4, S. 236), *aufs gleiche Thema* (Unertl 4, S. 237), *fürs* (Unertl 4, S. 238), *Daß ichs in Deutschland zurückließ* (Unertl 5, S. 82), *läßt michs verschmerzen* (a.a.O.), *Wenns auf ihm ankäme* (Unertl 5, S. 83), *Doch sie hats immer noch nicht getan* (a.a.O.), *hoch übers Dach* (a.a.O.), *Wärs in Deutschland auch so, hätten die Frauen schöner* (Unertl 5, S. 85), „*Ja, hätten wir gewußt, wies hier ist, (...) da habens wir schöner gehabt [“]* (Unertl 5, S. 86),⁶⁵⁹ *doch werde ichs heuer noch tun* (a.a.O.), *wenns so weiter geht* (Unertl 5, S. 88), *allzulange wirds wohl nicht mehr sein* (Unertl 5, S. 89), *auf einmal heißt* (a.a.O.). Im letzten Brief vom 08.10.1927 sind keine Befunde dieser Art⁶⁶⁰ enthalten.

Morphologisch aber auf die bairischsprachige Herkunft der Autorin verweisen Kasusverwechslungen, wie sie beispielsweise bei *Das Einzige, was jetzt bald mit Gold aufgewogen wird, sind heuer die Kartoffel* (Unertl 4, S. 237) bzw. *Da sind viele 100 von Waggonladungen von Kartoffel* (a.a.O.) auftauchen, wo die Verwechslung von Akkusativ und Nominativ eintritt. Akkusativ statt Dativ tritt auf bei *Es verlohnt sich manchmal in den Altbücherladenstaub herumzustöbern* (Unertl 5, S. 82), *Stundenlang predige ich meinen Sohn (...) vor* (Unertl 5, S. 88) sowie *Hast Du nichts mehr von Deinen Neffen in New York gehört?* (Unertl 5, S. 89).⁶⁶¹ Im Vergleich dazu lässt sich unter gewissen Voraussetzungen die Übernahme des Zusammenfalls von Singular- und Pluralform im Substantiv *Millionär* beobachten. Angenommen, in *Wenn Fleisch billig zu werden droht, schließen die Millionär Schlachter ihre großen Anlagen* (a.a.O.) soll eine der Aussagen lauten, dass Schlachter⁶⁶² Millionäre seien,⁶⁶³ liegt die Übernahme einer bairischen Pluralform vor, die derjenigen des

⁶⁵⁹ Hierbei handelt es sich um ein von Emerenz Meier fingiertes Zitat eines deutschen Durchschnittsarbeiters.

⁶⁶⁰ Die Textstelle *Aufs geratewohl* (Unertl 5, S. 82) stellt eine feststehende Wendung dar, weswegen hier nur eine Art sekundärer Enklise vorliegt, die nicht auf regionalem oder umgangssprachlichem Hintergrund basiert.

⁶⁶¹ Hier kann deshalb von Kasusverwechslung gesprochen werden, da Auguste Unertl lediglich einen in New York wohnhaften Neffen hatte und nicht, wie die Formulierung, fasste man sie als Dativ Plural auf, vermuten ließe, mehrere.

⁶⁶² Erstaunlich ist hier, nebenbei bemerkt, dass Emerenz Meier *Schlachter* verwendet und nicht das süddeutsche *Metzger*.

⁶⁶³ Möglich wäre theoretisch auch, dass *Millionär Schlachter* auch *Millionärsschlachter* hätte meinen können, dass nämlich besagte Schlachter Millionen von Tieren schlachten würden; vor dem Hintergrund dieser

Singular entspricht.⁶⁶⁴ Morphologisch auffällig ist weiterhin die Konstruktion einer Vergangenheitsform in *[Sie] hatten eine Kollekte veranstaltet gehabt* (Unertl 6, S. 407) zum Ausdruck von Vorzeitigkeit. Die Einfügung von *gehabt* an letzter Stelle stellt den im Bairischen recht einzigartigen Fall einer sog. „vierten Vergangenheit“⁶⁶⁵ bzw. echtem Plusquamperfekt⁶⁶⁶ dar, als im Dialekt eigentlich kein Imperfekt existiert⁶⁶⁷ und daher Vorvergangenes zwangsläufig durch Konstruktion einer Form mit zwei Partizipien II ausgedrückt werden muss.⁶⁶⁸ Im vorliegenden Fall jedoch ist eine Überlagerung mit Möglichkeiten des Standards festzustellen. Wie bereits angemerkt, kann die Mundart keine Imperfektform *hatte* bilden, die von ihrem Standpunkt aus gesehen korrekte Version des zitierten Satzes müsste daher lauten *[Sie] haben eine Kollekte veranstaltet gehabt*. Da nun die Verfasserin des Briefes, zumal zu diesem Zeitpunkt bereits seit gut zwanzig Jahren in den USA lebend, die vorliegende, von Seiten sowohl des Standards als auch des Dialekts ungrammatische Tempusform bildet, ist dies ein Beleg für die nach dieser Zeitspanne fast schon zwangsläufige sprachliche Entfremdung vom Deutschen einerseits als auch für den zumindest partiellen Verlust der aktiven Mundartkompetenz andererseits.

Ein interessanter Fall liegt in folgenden Sätzen vor: *Am billigsten ist Fisch vom Lake Michigan, der ist nämlich noch billiger wie Brot. Aber ich esse keinen Fisch, nur mein Mann liebt sie.* (Unertl 4, S. 237). Die nicht vorhandene grammatische Kongruenz von *Fisch* und *sie* im zweiten Satz kann daran liegen, dass im Bairischen die Singular- und Pluralform von *Fisch* identisch sind und gerade hier – entgegen der durchaus vorhandenen Unterscheidung im ersten Satz – eine Verwechslung vorliegt, indem Emerenz Meier im Schreibvorgang das oben zitierte, zweite *Fisch* entgegen der eigentlichen Anlage als Pluralform aufgefasst hat, demzufolge dann dessen Wiederaufnahme durch das Personalpronomen *sie* allerdings dann konsequent ist.

4.11.2.2 Erscheinende Amerikanismen

Wenig verwunderlich ist, dass die behandelten Briefe aus den USA durchaus eine ganze Reihe von Amerikanismen aufweisen, war das Englische doch zwangsläufig mehr als nur eine Art Lingua franca im alltäglichen, nicht nur öffentlichen Umgang für Emerenz Meier.

Möglichkeit, die aber ohnehin als kaum möglich erscheint, wurde hier von „Voraussetzungen“ gesprochen, dass nämlich *Millionär Schlachter* der Ausdruck ihres Verdienstes zugrunde liegt.

⁶⁶⁴ Bairisch *Millionär* (Singular) und *Millionär* (Plural) versus standarddeutsch *Millionär* (Singular) und *Millionäre* (Plural)

⁶⁶⁵ Vgl. Kaspar 2012, S. 145f.

⁶⁶⁶ Vgl. Merkle, S. 60

⁶⁶⁷ Vgl. hierzu u.a. die Äußerungen in Bauer, S. 108

⁶⁶⁸ Merkle spricht dabei, wie erwähnt, von „echtem Plusquamperfekt“ (vgl. a.a.O., S. 60).

Zwangsläufig auch mussten sich Amerikanismen im Gebrauch der deutschen Sprache als schriftliches Medium. So sehr ihr Herz natürlich an den Orten der Kindheit, Jugend und des frühen Erwachsenseins hing, so sehr wird gleichzeitig bisweilen noch ihre Enttäuschung über gerade diesen Landstrich im bayerischen Südosten deutlich: Da wechselt die Befindlichkeit innerhalb eines Briefes von Spenden in und Gedanken an die *verlorene Heimat* (Unertl 4, S. 236) zum anklagenden *Gibt man denn diesem verdummten Waldvolk niemals eine Möglichkeit über den ultramarinen Dunstkreis ein bißchen nauszukommen* (Unertl 4, S. 239). Mag man dieser Tatsache eine gewisse Entfernung mehr als nur geographischer Natur vom Bayerischen Wald unterstellen, so ist diese nicht von der Hand zu weisen, ebenso wenig wie diejenige sprachlicher Natur. Als Erstes zu bemerken ist letztgenannte an der Verwendung diverser spezifischer Lexeme, die weder im deutschen Standard noch in der Mundart existieren bzw. existieren können. *Yankies* (Unertl 3, S. 228), also US-Amerikanern, weist Emerenz Meier scheinbar allgemeine Bekanntheit auch jenseits des Atlantiks zu, während sie bei *Trusts*, *Skunks* und dem Spitznamen des Präsidentschaftskandidaten Robert M. La Follette Sr. (1855-1925),⁶⁶⁹ „*Fighting Bob*“ (Unertl 4, S. 237; Unertl 5, S. 83; Unertl 5, S. 85), jeweils entsprechende Annotationen in den Fließtext integriert: *die Volksaussauger in Amerika, die niedlichen Stinktiere und Kämpfer Robert* (a.a.O.). Reine englische Lexeme finden sich darüber hinaus bei Abschiedsformeln und Interjektionen, die scheinbar in den allgemeinen Sprachgebrauch der Verfasserin übergegangen sind: *Und nun good bye!* (Unertl 4, S. 239), *No ma'am!* (Unertl 5, S. 84). Dass manch weiteren zwar das Bewusstsein des Fremdsprachigen innewohnt, sie aber trotzdem noch einer besonderen Kennzeichnung oder zumindest graphischen Eindeutigung bedürfen, beweisen die folgenden beiden Belegstellen: *Doch spricht Hans Carossa „Bunk“* (Unertl 5, S. 82)⁶⁷⁰ und *wie sein Klan es tut* (Unertl 5, S. 82). Amerikanismen treten des Weiteren auf, wenn Emerenz Meier in syntaktische Einheiten scheinbar unvermittelt einzelne englische Lexeme einbaut. Bei *Ein großes Salair für einen Buben* (Unertl 5, S. 81), um das vergleichsweise hohe Einkommen des Sohnes Joseph herauszustellen, ist dies der Fall und ebenso im Satz *Es ärgert mich ja kein bischen (...), daß er [Hans Carossa] mich für inferior hält* (Unertl 5, S. 82), wo Carossa unterstellt wird, sie für „niedriger, untergeordnet“⁶⁷¹ im geistigen Sinne zu halten.

Interferenzerscheinungen zwischen dem Deutschen und Englischen sind ebenso festzustellen; meist sind es Verben, mit ihnen verbundene Präpositionen oder aus dem Versuch der direkten Übertragung aus dem Englischen heraus gebildete Substantive. Im Standarddeutschen

⁶⁶⁹ Vgl. Unger, v.a. S. 139ff.

⁶⁷⁰ Langenscheidt, S. 44: „am[erikanischer] Slang = Quatsch“

⁶⁷¹ vgl. Langenscheidt, S. 138

teilweise ungrammatisch wäre, um ein erstes Beispiel zu nennen, der Satz *3 Tage und Nächte zitterte ich für sein Leben* (Unertl 3, S. 229), da statt *für* die Präposition *um* stehen müsste. Betrachtet man den Ausgangspunkt für diese Formulierung, das englische Verb *(to) fear for somebody*, dann ist das hier erscheinende *für* in gewisser Weise konsequent und eine (Rück-)Übertragung des inzwischen dem Sprachgebrauch Emerenz Meier nähere Englischen ins Deutsche. Gerade der Bereich der Familie und der beruflichen Tätigkeit derselben scheint große Auswirkungen auf die Sprachverwendung der Schriftstellerin gehabt zu haben, was aber nicht verwundert, stellt er doch mit den engsten lebensweltlichen Bezug her. So schreibt Emerenz Meier davon, *16 Dollar gemacht* (Unertl 4, S. 238) im Sinne von ‚verdient‘ zu haben, sie schildert die *20 Dollar Anfangslohn per Woche* (Unertl 5, S. 81) ihres Sohnes Joseph und beklagt sich darüber, *[d]aß man sich hier für jeden Dollar und Cent ebenso sklaven muß* (Unertl 5, S. 85). In den ersten beiden Fällen liegen direkte Übersetzung vor von englisch *(to) make money* und *20 \$ per week*, das dritte Zitat beinhaltet ein an das Deutsche angepasstes englisches Verb, *(to) slave*, für ‚sich placken, schuften‘.⁶⁷² Für beide eben erörterten und exemplifizierten Phänomene gibt es weitere Belegstellen: So stellt *Hintergasse* (Unertl 5, S. 83) eine entsprechende Übertragung von *backstreet* dar, ebenso wie die Tatsache, dass der englische *foreman* statt zum deutschen *Vorarbeiter* zum *Vormann* wird: *Wie beliebt er [Joseph, Emerenz Meiers Sohn] bei seinem Vormann und all seinen Collegen ist* (Unertl 6, S. 407). Eine direkte Übernahme, wahrscheinlich aus dem US-Slang,⁶⁷³ welche lediglich mit einem deutschen Präfixoid versehen wurde, stellt *auffipen* (Unertl 5, S. 89) dar, was ‚einschalten‘ bzw. ‚aktivieren‘ meint.

Interferenz zwischen dem amerikanischen Englisch und dem Deutschen liegt zudem vor bei *ein Aschenfaß des Nachbars* (Unertl 5, S. 83): Im Deutschen ist die Kasusendung für den Genitiv Singular *-(e)n*, im Englischen jedoch *-s*, so dass man hier von Überlagerung sprechen muss. Im Fall von *ihre häßlichen Bulldogs* (a.a.O.) ebenso, nur dass hier sowohl ein rein englischer Ausdruck vorliegt, dessen deutsche Entsprechung mit Flexionsendung *Bulldoggen* lautet. Im Gegensatz dazu steht *fliegen ihm Hundert- u. Hundertausende von Dollarn zu* (Unertl 5, S. 85), wo ein englisches Substantiv eine deutsche Flexionsendung erhält.

Eine vielleicht etwas kuriose Schreibweise sollte in diesem Zusammenhang noch erwähnt werden, welche freilich vor dem Hintergrund der Tatsache zu sehen ist, dass Emerenz Meier

⁶⁷² vgl. a.a.O., S. 244

⁶⁷³ Diese Vermutung stellt Praxl an (vgl. Praxl 2008, S. 91, FN 27); tatsächlich führt keines der konsultierten englischen Wörterbücher ein Verb *(to) *fipe* an (vgl. Geddie, Kürschner, Langenscheidt, Mayer, Schmid 2003; auch diverse Online-Suchmaschinen brachten kein Ergebnis).

dem Englischen nie in unterrichtlicher Form begegnet ist. In Unkenntnis orthographischer Prinzipien und Regelungen, so darf vermutet werden, orientierte sie die Schreibung einzelner Wörter durchaus an ihrer phonetischen Realisation, was beispielsweise *Caleifornien* (Unertl 5, S. 88) generiert.

Ganz von Animositäten frei ist die Autorin dabei, trotz aller Beeinflussung sprachlicher Natur, trotz allen Lobes, das sie bisweilen ausbringt, der selbst gewählten neuen Heimat gegenüber keineswegs, was man an ihren Äußerungen zur Prohibition erkennt: *Tausende von Spürhunden durchschnüffeln „God’s country“ nach Alkohol* (Unertl 3, S. 229). Dabei spielt nicht nur die Tatsache, dass die Selbstbezeichnung „*God’s country*“ englisch ist, eine Rolle, sondern vielmehr der Sarkasmus, der diesem Zitat US-amerikanischer Selbstherrlichkeit innewohnt. In ähnlicher Weise scheint dies auch der Fall zu sein bei *Ladys* (Unertl 5, S. 85), um auf die vermeintlich vornehmen Damen der Gesellschaft aufmerksam zu machen; auffällig ist hier die Verschriftung des Plurals, die nicht der englischen Orthographie entspricht, da diese an Stelle eines angehängten <-s> die Modifikation des Endungs-<y> zum <ie> vor dem Plural-<s> verlangt. Eine Anpassung an die englische Schreibung findet sich bei *Präsidentenwahl* (Unertl 5, S. 85) und *Präsidentin* (Unertl 5, S. 89), wenn es sich dabei auch erst durch die Bevorzugung von <e> statt <ä> um einen Amerikanismus handelt.

Bei den Nomina propria lassen sich ebenfalls Amerikanismen feststellen. Während Emerenz Meier ihren Ehemann John Lindgren auch als *John* (Unertl 5, S. 83) bezeichnet, verwendet sie für ihren Sohn Joseph bisweilen⁶⁷⁴ die amerikanischen Koseformen *Joe* (Unertl 6, S. 408) sowie *Josie* (Unertl 3, S. 229). Aus der ebenfalls nach Chicago ausgewanderten Anna Ritt wird *Änny, die Meyertochter* (Unertl 5, S. 88). Stellt *Änny* bereits eine Koseform dar, wird zur näheren Beschreibung der in Rede Stehenden hinzugefügt, dass sie die Tochter Meyers war. Die Bezeichnung *Meyertochter* ist aber keinesfalls ein Amerikanismus, sondern vielmehr ein Bavarismus beteht.

⁶⁷⁴ Ansonsten wird er *Josef* (Unertl 5, S. 83, S. 86, S. 89) und *Joseph* (Unertl 6, S. 407) bezeichnet; die Parallelschreibung des auslautenden /f/ mit <f> und <ph> macht hierbei keinen Unterschied.

5 Auswertung und Diskussion

5.1 Vorausgehende Anmerkungen

Im Titel der Arbeit wurde grundgelegt, dass in ihrem Rahmen eine Dokumentation von Emerenz Meiers Dialektverwendung erfolgt. Dies ist soweit geschehen und hat wohl einige Ergebnisse zustande gebracht, die die Durchsetzung sowohl ihrer fiktionalen wie nicht-fiktionalen Texte mit heimatlicher Mundart einerseits und dem Englischen belegen und illustrieren. Diese Art der Dokumentation hatte aber, auch dies zeigt der gewählte Titel, einen weiteren Hintergrund. Ein wandelbares Verhältnis zum Dialekt wird Emerenz Meier bewusst unterstellt – die These schien sich bereits im Zuge der sprachlichen Analysen zu bewahrheiten. Manifest werden soll sie auf differenzierte Art und Weise in den folgenden Kapiteln, wenn nach einer quantitativ-synoptischen Darstellung und Diskussion der Befunde im Bereich des latenten Dialekts eine detaillierte Analyse als Gesamtschau erfolgt.

Die Frage aber, warum gerade die Mundart so stark im Mittelpunkt von Emerenz Meiers dichterischem Schaffen steht, kann unter Hinzuziehung der Aussagen eines Schriftstellers der Neuzeit beantwortet werden. Es mag verwundern, dass an dieser Stelle der bereits zitierte italienische Autor Andrea Camilleri, Jahrgang 1925, erneut zu Wort kommen wird. Dies hat den Grund, dass er sich auf differenzierte, reflektierte Art und Weise eingehend mit seiner Art zu schreiben auseinandergesetzt hat und noch auseinandersetzt, wobei seiner Heimatmundart immer wieder, allen biographisch-geographischen Unebenheiten zum Trotz,⁶⁷⁵ eine Schlüsselstellung zukommt. Im Nachwort zu seinem ersten Roman *Hahn im Korb* schreibt er:

*„Wenn ich nach einem Satz oder einem Wort suchte, das dem nahekam, was ich schreiben wollte, fiel mir das Gesuchte unmittelbar in meinem Dialekt oder besser gesagt, in der Umgangssprache meines Elternhauses ein. Was tun? Abgesehen davon, daß zwischen Sprechen und Schreiben ein ganz schöner Unterschied besteht, schrieb ich mit heftigem Widerwillen einige Seiten in einer Mischung aus Dialekt und Italienisch. Mit Widerwillen, weil mir schien, daß eine Sprache zum rein privaten Gebrauch in den eigenen vier Wänden nicht auch außerhalb der Hausmauern Gültigkeit haben könnte.“*⁶⁷⁶

An dieser Stelle müssen selbstverständlich die letzten Aussagen Camilleris zum Gültigkeitsbereich der Mundart, kontrastiv zu demjenigen des Standards relativiert werden. Die Sprache der Heimatregion kann nämlich zweifellos auch außerhalb derselben Gültigkeit

⁶⁷⁵ Camilleri ist in Porto Empedocle (Sizilien) geboren, lebt aber seit Jahrzehnten mit Frau und Töchtern in der italienischen Hauptstadt Rom.

⁶⁷⁶ Camilleri 2012, S. 153f.

haben, der bereits angesprochene Unterschied zwischen Bedeutung und Gefühl, den auch Camilleri hier anreißt, macht gerade ihre Gültigkeit aus. Nicht unbedingt muss es zu einer bewussten Vermischung von Hochsprache und Regionalsprache kommen, eine gegenseitige Ergänzung und Befruchtung im Dienste der zu schaffenden Literatur lässt ihnen beiden den Raum, den sie zu ihrer Entfaltung brauchen, und gleichzeitig die Möglichkeit des Ausdrucks dessen, was das jeweils andere Sprachniveau nicht auszudrücken in der Lage wäre. Emerenz Meier beweist in ihren Texten immer wieder, wie unvermeidbar dialektale Strukturen zur Schaffung von Literatur sind, in den Briefen stellt sie dar, wie unvermeidbar der Dialekt zum Ausdruck der inneren Befindlichkeit ist – dass gerade an diesem Punkt, dem Abbild der Gefühlswelt der Autorin, eine Verschmelzung von fiktionalen und nicht-fiktionalen Texten stattfindet, wird im Folgenden noch zu belegen sein. Immer aber spielt die Mundart eine derart zentrale Rolle, dass sie trotz der von Camilleri in obigem Zitat angesprochenen scheinbaren Unvereinbarkeit mit dem Standard als konstitutives Element gelten muss.

5.2 Tabellarische Synopse der Befunde

Die folgenden tabellarisch-quantitativen Zusammenstellungen latenter Dialekteinflüsse und übriger Befunde sollen einen vergleichenden Überblick über die im Laufe der Arbeit behandelten Erzählungen aus der Früh- und Spätzeit des literarischen Schaffens Emerenz Meiers geben und teilweise als Basis für die Auswertung der gewonnenen Erkenntnisse dienen. In der ersten Graphik sind insgesamt die im Verlauf der Arbeit erwähnten und analysierten Befunde nach entsprechender Rubrik berücksichtigt; diejenigen Mundarteinflüsse, die die Titel aufweisen, werden unter der entsprechenden Rubrik zusammengefasst. Hinzuzufügen ist weiter, dass nicht jeder einzelne Textbeleg, der mehrmals oder in Komposita auftritt, in die Zählung mit aufgenommen wurde, sondern lediglich alle kategorisierten Befunde, ohne wiederholtes Vorkommen ein und desselben Textzitats zu berücksichtigen, oder solche, die von gleicher Art in unterschiedlichen Texten auftreten. Der summarische Unterschied, welcher sich dann im Vergleich zu den Tabellen 2 und 3 an manchen Stellen ergibt, ist darauf zurückzuführen, dass letztgenannte Fälle natürlich jeweils im Rahmen der entsprechenden Erzählung bzw. des entsprechenden Briefs oder Gedichts gesondert in der Zählung berücksichtigt wurden. Eventuelle Abweichungen sind somit zwangsläufig.

Rubrik Text(e)	Lexik	Morphologie	Syntax	Nomina propria und appellativa
Frühe Erzählungen und Novelle <i>Aus dem Elend</i>	71	15	7	31
Späte Erzählungen	19	1	1	1
Ausgewählte Lyrik	3	1		
Briefe vor 1906	10	1		
Briefe nach 1906	15	5	2	2

Tabelle 1: Latente Dialekteinflüsse in Früh- und Spätwerk

Tabelle 2 enthält die Häufigkeit entsprechender Befunde in den einzelnen Erzählungen. Die jeweiligen Zahlen zwischen beiden Graphiken können deshalb divergieren, um dies erläuternd erneut zu betonen, da in der ersten die Prosatexte als Ganzes betrachtet und keine Doppelnennungen vorgenommen wurden.

Rubrik Text(e)	Lexik	Morpho- logie	Syntax	Nomina propria und appellativa	Sonstige Befunde
DJ (1893)	23	2	4	11	
DB (1896)	15	2		6	
DM (1896)	7	5	1	8	
E (1896)	24	4	1	11	
Bua (1901/02)	13	4	2	2	
M (nach 1906)	4				1
EB (nach 1906)	3				
DS (nach 1906)					1
DW (um 1920)					
B (um 1920)	7	1			
EF (um 1920)	2		1		1
Lyrik vor 1906	3	1			
Lyrik nach 1906					
Briefe vor 1919	15	5	2	3	
Briefe nach 1919	15	6	2	5	

Tabelle 2: Befunde in den einzelnen Erzählungen, Gedichten und Briefen

Um ein differenzierteres Bild zu erhalten, wurden für folgende Tabellen die Einzelbefunde im Bereich der Lexik bzw. der Morphologie wiederum in einzelne Subrubriken kategorisiert. Unter „Termini technici“ sind beispielsweise botanische Angaben oder alleinige Berufsbezeichnungen⁶⁷⁷ im bäuerlichen Bereich subsumiert.

⁶⁷⁷ Das Attribut „alleinig“ meint hier solche Lexeme, die einzig für die Bezeichnung von Berufen oder Berufsgruppen Verwendung finden, keine, welche prinzipiellen Doppeldeutigkeiten unterworfen sind oder bei denen Polysemie auftritt.

Die Unterkategorien wurden wie folgt entsprechend nummeriert:

- | | |
|------------------------------|--------------------|
| (1) Substantive | (5) Adverbien |
| (2) Termini technici | (6) Präpositionen |
| (3) Verben und Verbalgruppen | (7) Interjektionen |
| (4) Adjektive | (8) Partikel |

Bereich der Lexik Text(e)	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)	(7)	(8)
DJ (1893)	15	2	3			3		
DB (1896)	10	1	3					
DM (1896)	2	1	2	1	1	1		
E (1896)	13	3	5	2		1		
Bua (1901/02)	6	1	5	1				
M (nach 1906)					1			
EB (nach 1906)	1							
DS (nach 1906)								
DW (um 1920)								
B (um 1920)	2		1	1	2	1		
EF (um 1920)					2			
Lyrik (vor 1906)	3							
Lyrik (nach 1906)								
Briefe (vor 1919)	3		5	3			4	
Briefe (nach 1919)	6		2	2	1	1	2	2

Tabelle 3: Untergliederung der Befunde im Bereich der Lexik

Eine Unterteilung nach unterschiedlichen Rubriken nimmt auch die nächste Tabelle vor, die sich im Einzelnen mit der zahlenmäßigen Verteilung verschiedener Ausprägungen von morphologischen Besonderheiten beschäftigt:

<div>Bereich der Morphologie</div> <div>Text(e)</div>	Wortbildung	Flexion	Genus- und Artikelverwendung
DJ (1893)	1		2
DB (1896)	1		2
DM (1896)	4		2
E (1896)	2		2
Bua (1901/02)	1	2	1
M (nach 1906)			
EB (nach 1906)			
DS (nach 1906)			
DW (um 1920)			
B (um 1920)			1
EF (um 1920)			
Lyrik (vor 1906)		1	
Lyrik (nach 1906)			
Briefe (vor 1919)	5		4
Briefe (nach 1919)	2	4	

Tabelle 4: Untergliederung der Befunde im Bereich der Morphologie

Die folgende Zusammenschau zeigt die analysierten Interferenzerscheinungen zwischen Standard und Mundart, Archaismen und Poetizismen sowie Amerikanismen nach ihrem Auftreten in den einzelnen Erzählungen. Unter letzter Kategorie werden auch graphematisch angegliche Ortsnamen wie beispielsweise *Chikago* (EF, S. 383) freilich nicht als Amerikanismen gezählt.

Rubrik Text(e)	Interferenzen und Hyperkorrekturen	Poetizismen und Archaismen	Amerika- nismen
DJ (1893)	7	8	
DB (1896)	3	2	
DM (1896)	3	3	
E (1896)	6	1	
Bua (1901/02)	1	5	
M (nach 1906)	2	2	
EB (nach 1906)		2	
DS (nach 1906)		2	
DW (um 1920)			
B (um 1920)	4	2	8
EF (um 1920)		2	6
Lyrik vor 1906		13	
Lyrik nach 1906	1	1	
Briefe vor 1919			
Briefe nach 1919			23

Tabelle 5: Interferenzen, Poetizismen, Archaismen und Amerikanismen

Die letzte Zusammenschau vereinigt und illustriert Amerikanismen, untergliedert in folgende Subkategorien:

- | | |
|------------------------------------|------------------------------|
| (1) Substantive | (6) Interjektionen |
| (2) Nomina propria und appellativa | (7) Grußformeln |
| (3) Verben und Verbalgruppen | (8) Morphologie |
| (4) Adjektive | (9) Interferenzerscheinungen |
| (5) Präpositionen | |

	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)	(7)	(8)	(9)
B	6	1							1
EF	2					2			2
Briefe nach 1919	10	3	2	1	2	2	1	1	2

Tabelle 6: Untergliederung der Befunde im Bereich der Amerikanismen

5.3 Auffälligkeiten und Deutungsansätze

5.3.1 Makroebene: Analyse der Zahlenbefunde im Allgemeinen

Wie allein bei Betrachtung der summarischen Befundzahlen deutlich wird, geht die Anzahl der in den Erzähltexten aufscheinenden latenten Dialektismen nach Emerenz Meiers Emigration 1906 signifikant zurück. Dies für sich ließe jedoch noch keine verlässliche Aussage über ihr Verhältnis zum heimatlichen Dialekt zu, eine ganze Reihe weiterer Faktoren sind zu berücksichtigen, um letzten Endes ein aussagekräftiges Ergebnis zu liefern.

Nun konnte die Dokumentation der Mundartverwendung der Dichterin von Beginn der Ausführungen an nur bei Betrachtung latenter Dialekteinflüsse in den Erzähltexten geschehen. Dialoge, wörtliche Reden, gar Reflexionen von literarischen Figuren sind häufig im Dialekt verfasst. Doch schon hier ergibt sich ein gewaltiger Unterschied: War dies bei den im heimatlichen Bayern verfassten Texten⁶⁷⁸ annähernd so gut wie ausnahmslos der Fall, so nimmt dies nach 1906 deutlich ab. Auch die Anzahl mundartbedingter Einflüsse in den Gedichten geht zunehmend zurück. Darüber hinaus muss in die Überlegungen mit einbezogen werden, dass gerade im Bereich der Lexik bei

⁶⁷⁸ Die betrachtete Lyrik kann hierunter durchaus subsumiert werden, enthält sie doch ebenso – obgleich natürlich reine Mundarttexte oder größtenteils standardsprachliche vorliegen – erzählende Passagen wie wörtliche Reden bzw. Redeanteile eines eindeutig feststellbaren und nicht ausnahmslos erzählenden lyrischen Ich.

Emerenz Meier eine Tendenz zum Gebrauch standardsprachlichen Vokabulars statt mundartlicher Wörter und Wendungen feststellbar ist. Syntaktische und morphologische Auffälligkeiten bairischer Prägung in hochsprachlicher Umgebung nehmen zwar gleichfalls ab, jedoch nicht in gleichem Maß.⁶⁷⁹ Die Gründe für den Rückgang latenter Mundarteinflüsse erscheinen logisch. Der Einfluss der englischsprachigen Umgebung nicht nur im öffentlichen Umgang, auch im häuslichen Bereich,⁶⁸⁰ beeinflusst Emerenz Meiers Sprachwahrnehmung und -verwendung signifikant, wie auch schon die Anzahl der erscheinenden Amerikanismen beweist, und muss wohl als primärer Grund für die Veränderungen nicht nur in ihrer Literatursprache gesehen werden. Weniger Möglichkeiten, die Muttersprache Deutsch oder gar den Heimatdialekt zu sprechen, in Verbund mit einer durchweg englischsprachigen Umwelt führen beinahe schon zwangsläufig zu einer Verschiebung der eigenen Sprachtendenz in Richtung der Sprache der neuen Heimat. Die Tatsache der äußeren Entfernung von der Heimat mag das Eine gewesen sein, eine innere Entfernung, sie sei hier bewusst *innere Emigration*, genauer noch *temporäre innere Emigration* genannt,⁶⁸¹ das Andere. Bis 1919 sind keine Briefe der Dichterin nach Waldkirchen oder gar auch in die weitere Waldheimat vorhanden, die äußere Abkehr wandelt sich also sehr bald nach 1906 – im Vorfeld der Auswanderung sicherlich bereits eher – auch in eine innere, eine sprachliche. Nicht nur, dass die Schauplätze der Erzählungen vom heimatlichen Wald in die USA wechseln, auch die Figuren, ihre Handlungen, ihre Sprache ändern sich. Aber – diese Einschränkung ist eine wichtige, für die Betrachtungen gar elementare – ist diese innere Emigration Emerenz Meiers nicht permanent. Ihre ausgewählten Briefe in die Heimat, der freiwillig wieder aufgenommene und allem Anschein nach einer Sehnsucht folgende Kontakt mit der Freundin und Mäzenatin Auguste Unertl beweisen es.⁶⁸² Auf Jahre der bewussten inneren Abkehr von der Heimat – eben temporäre innere Emigration –, auf Ernüchterung und Enttäuschung über ein doch nicht so wie erhofft vorgefundenes Paradies jenseits des Atlantiks folgte eine erneute Annäherung an die ferne Waldheimat, die sich auch sprachlich auszuwirken scheint.⁶⁸³ Daher soll hierbei kontrastiv zur temporären inneren

⁶⁷⁹ Eine gesonderte Analyse und Interpretation der einzelnen Befundrubriken wird in einem nachfolgenden Kapitel der Arbeit noch erfolgen.

⁶⁸⁰ Wenn auch dieser freilich um ein Vielfaches geringer ausgefallen sein mag.

⁶⁸¹ Die Erweiterung des soeben konstruierten Terminus um das Attribut „temporär“ bzw. die Tatsache der Temporalität innerer Emigration wird sich im Zuge der folgenden Reflexionen als adäquat erweisen.

⁶⁸² Im Brief an Auguste Unertl vom 15.03.1920 schreibt Emerenz Meier: „So heiß seh ich mich oft nach meinem alten Oberndorf, ich träume noch immer beinahe jede Nacht davon“ (in: EM, hg. von Göttler, Bd. 2, hier S. 233)

⁶⁸³ Aufgrund bereits erwähnter Ermangelung von Briefen nach Bayern muss die auch sprachlich erkennbare (Wieder-)Hinwendung zur Heimat anhand literarischer Texte nachgewiesen werden. Dass eine innere

Emigration von *ideeller innerer Remigration* gesprochen werden; *ideell* deshalb, weil es nie zu einer realen Rückübersiedlung in den Bayerischen Wald kam und Remigration somit nur in Gedanken der Dichterin ablaufen konnte. Freilich darf nicht außer Acht gelassen werden, dass die Intention beim Verfassen von Briefen eine andere ist als beim, wie Emerenz Meier es ausdrückt, „Schriftstellern“.⁶⁸⁴ Freilich muss ebenso davon ausgegangen werden, dass die in den USA entstandenen Erzählungen zwar an ein deutschsprachiges Publikum gerichtet sind, aber nicht explizit an ein solches ostoberdeutscher Herkunft. Nichtsdestotrotz – Fakt ist nach Analyse von Tabelle 1 alleine: Auch mit wieder einsetzendem Briefkontakt mit Auguste Unertl in Waldkirchen scheinen latente Dialekteinflüsse in den Erzählungen wieder vermehrt aufzutreten. Der quantitative Unterschied – mehr Befunde in den Briefen als in den Erzählungen – erklärt sich aus bereits erörterten Gründen des unterschiedlichen Entstehungshintergrunds von Literatur und Briefen, zumal aus einer Übergangszeit zwischen temporärer innerer Emigration und ideeller Remigration – davon ausgehend, dass es sich nicht um punktuelle, sozusagen spontane Stimmungswandlungen handelt, sondern um prozesshafte innere Vorgänge – keine Briefe Emerenz Meiers überliefert sind; vermutlich wurden solche nie geschrieben. Insgesamt also ist festzuhalten: Die im Titel vorliegender Arbeit gewissermaßen suggerierte Wandelbarkeit des Verhältnisses Emerenz Meiers zu ihrem Dialekt ist als solche zu sehen. Auf die enge Verwurzelung, Verquickung, ja gar Kongruenz von schriftstellerischem Schaffen und heimat Sprachlicher Gebundenheit folgt spätestens mit der Emigration 1906 eine Phase bewusster innerer Abkehr, damit einhergehend der sprachlich-dialektalen Entfremdung von der Heimat. Diese jedoch wird 1919 mit zunehmendem Lebensalter – immerhin war die Dichterin damals bereits 45 Jahre alt – abgelöst von einer bis zu ihrem Tod 1928 dauernden Zeit der Sehnsucht nach der Heimat, der Wiederentdeckung auch der sprachlichen Wurzeln, der tiefen Zuneigung und Verbundenheit zur Heimat.

Wie aber ist nun dieses sich wandelnde, wandelbare Verhältnis charakterisiert? Welche Tendenzen, Parallelen und Differenzen lassen sich in der Sprach- und Dialektverwendung Emerenz Meiers im Einzelnen feststellen? Die folgenden Überlegungen sollen darüber Auskunft zu geben versuchen:

Vergleicht man in Tabelle 1 hinsichtlich latenter Dialekteinflüsse im Bereich der Wortwahl die hier behandelten frühen und späten Erzählungen Emerenz Meiers untereinander, so

Veränderung Emerenz Meiers stattgefunden hat, beweist – auch das wurde bereits erwähnt – allein die Wiederaufnahme des Briefkontakts mit Auguste Unertl in Waldkirchen.

⁶⁸⁴ Brief an Auguste Unertl vom 08.10.1927 (zitiert nach EM, hg. von Göttler, Bd. 2, hier S. 408)

lässt sich zuerst feststellen, dass die Verwendung mundartlicher Lexeme nur unwesentlich zurückgegangen ist. Das relativ häufige Auftreten dialektaler oder dialektnaher Wörter ist also als größte Gemeinsamkeit der frühen wie späten Prosatexte festzuhalten. Allein das lässt noch keine eindeutige Aussage zu. Wohl ist der Fall, dass der Gebrauch von volkstümlichen Eigennamen – in erster Linie in verkürzter Form – stark absinkt, ebenso das Vorkommen mundartlicher Flexions- und Wortbildungsmuster, jedoch haben diese Erkenntnisse ohne nähere Betrachtung sowohl der einzelnen Erzählungen als auch deren Situierung wenig Wert, so dass Tabelle 2 in die Überlegungen mit einbezogen werden muss.

Es lässt sich nämlich innerhalb beider Werkphasen jedes Mal ein Rückgang von Dialektismen manifestieren. Quantitativ charakterisieren die drei frühen Erzählungen in erster Linie lexematische Mundarteinflüsse, doch geht deren Anzahl entsprechend ihrer späteren Abfassungszeit zurück. Dies ist auch der Fall in den Bereichen von Syntax und Nomina propria, die Rubrik Morphologie stellt eine Ausnahme dar. Innerhalb der späteren Prosawerke fällt der eben zitierte Rückgang zahlenmäßig erheblich stärker aus und ist zeitlich zwischen den Erzählungen *Der Bua* und *Mutterseelenallein* erkennbar. Die folgenden Texte erreichen nicht annähernd die Zahl an Dialektismen wie der erste aus der Spätphase von Emerenz Meiers schriftstellerischem Schaffen. In den Bereichen Syntax und Nomina propria und appellativa sind sie sogar frei von Mundarteinflüssen, unter der Rubrik Morphologie fällt nur *Bella* auf, die Spalten der übrigen Erzählungen bleiben leer.

Bella weist im Vergleich zu *Mutterseelenallein*, *Ein Besuch* und *Ein Ferientag dreier Gassenbuben* mehr lexematische Mundartcharakteristika auf und als einzige auch vier morphologische Besonderheiten. Warum dies der Fall ist, obwohl die Handlung namentlich in Chicago spielt und überdies ebenso Amerikanismen nachweisbar sind, kann nicht mit letztendlicher Sicherheit gesagt werden, zumal sich auch kein etwaiger Hinweis auf eine plötzlich vertieftere Beschäftigung mit der bayerischen Heimat in Briefen der Autorin findet oder eventuelle Parallelen in ihrer Biographie.

Im Bereich des Satzbaus weisen die frühen Erzählungen relativ wenig mundartlich begründbare Besonderheiten auf, was unter anderem darauf zurückzuführen ist, dass keine dialektalen Strukturen existieren, die in der Standardsprache ungrammatisch wären; lediglich großregionale Feinheiten sind feststellbar. So verhält es sich auch mit den späten Prosatexten, deren syntaktische Struktur ohne jeden dialektalen Einfluss ist.

Bezüglich der Eigennamen lässt sich eine ähnliche Aussage treffen. Zwar werden im *Juhschroa* viele mundartliche Vornamenformen und Besonderheiten der bairischen

Nomenklatur verwendet, doch nimmt deren Häufigkeit bereits im Laufe der beiden folgenden Erzählungen fast um die Hälfte ab. Dieses Phänomen tritt in den in Amerika verfassten Texten nicht mehr auf, was auch mit der bereits beschriebenen Tatsache zusammenhängt, dass die Handlungen von *Bella* und *Ein Ferientag dreier Gassenbuben* mit eindeutig amerikanischen Figurenpersonal in Chicago spielen, wo zwar deutsche Vornamen existiert haben mögen und noch heute existieren, diese aber bestimmt keine bairischen Abkürzungen erfahren haben. In *Mutterseelenallein* werden gar keine Nomina propria verwendet.

Den aus vorangehendem Kapitel der Arbeit gewonnenen Erkenntnissen sei an dieser Stelle die Frage gegenübergestellt, ob sich Emerenz Meier während der Zeit nach ihrer Auswanderung wirklich bewusst und aus einem bewussten Entscheidungsprozess, welcher von äußeren Einflüssen natürlich geprägt ist, heraus vom Dialekt abgewandt hat, was die Zahlen der Befunde ja vermuten ließen. Bereits ihre ersten Prosastücke *Der Juhschroa*, *Der Brechelbrei* und *Die Madlhüttler* weisen auf die Bemühung der Autorin hin, möglichst standardnah zu schreiben, was jedoch an manchen Stellen, die eindeutig dialektal gefärbt sind, nicht ganz gelingt und Interferenzen und Hyperkorrekturen zur Folge hat.

Fest steht – das muss an dieser Stelle und zur Klärung der aufgeworfenen Frage nochmals wiederholt werden –, dass die späten Erzählungen weitaus weniger Mundarteinflüsse beinhalten als noch diejenigen der jungen Schriftstellerin, doch dürfen hierbei, wie erwähnt, deren Schauplätze nicht außer Acht gelassen werden. Hans Ulrich Schmid konstatiert bezüglich seiner Untersuchung von Lena Christ, Ludwig Thoma und Oskar Maria Graf, dass es sich bei Texten, die latent dialektal sind, meist um „Dorfgeschichten, Bauernromane und autobiographische Erzählungen (...) größtenteils in dörflicher Umgebung“⁶⁸⁵ handelt. Solange dies bei Erzählungen Emerenz Meiers der Fall ist, namentlich *Der Juhschroa*, *Der Brechelbrei*, *Die Madlhüttler*, *Der Bua* und *Mutterseelenallein*, lassen sich mit einer Ausnahme relativ zahlreiche Dialektismen feststellen, die Lokalkolorit entstehen lassen und Alltag und Brauchtum dem Leser unmittelbar nahe bringen sollen.⁶⁸⁶ *Mutterseelenallein* ist bereits in den USA verfasst worden und von den unmittelbar nachfolgend entstandenen Erzählungen am meisten von Bavarismen geprägt, ein Indiz dafür, dass sich die Autorin ihrer sprachlichen Wurzeln bewusst war und diese trotzdem zu verheimlichen suchte. Danach scheint tatsächlich eine Veränderung ihrer Einstellung eingetreten zu sein, wofür nicht nur die zahlenmäßige Auswertung als Beweis dient. Man kann also an der Schwelle zur und nach der

⁶⁸⁵ Schmid 1998, S. 119

⁶⁸⁶ Vgl. Zetzsche, S. 39

Auswanderung durchaus von einem bewussten Entscheidungsprozess des Sich-Abwendens vom Dialekt sprechen, wenn er auch reversibel war. In den letzten beiden Texten, in *Bella* geringfügig mehr als in *Ein Ferientag dreier Gassenbuben* (vgl. Tabelle 5), sind zudem Amerikanismen anzutreffen. Gemessen an dieser Tatsache von einer Akkulturation Emerenz Meiers zu sprechen, würde zu weit führen, trotzdem kann man erkennen, wie groß der Einfluss der die Autorin hauptsächlich umgebenden Sprache, des Englischen, war. Zudem darf auch deren erzähltechnische Funktion nicht außer Acht gelassen werden, nämlich die Erzeugung von Authentizität.

Doch neben diesen lassen sich im Werk Emerenz Meiers immer wieder Indizien für den von Kindesbeinen an gesprochenen Dialekt finden. Auftretende Interferenzen zwischen Mundart und Hochsprache werden allerdings immer weniger (vgl. Tabelle 4), auch sind auffällige Lexeme, beispielsweise in ihrer letzten Erzählung, bisweilen erst auf den zweiten Blick mit dem Dialekt in Verbindung zu bringen. Die in allen Schaffensphasen der Autorin erscheinenden Archaismen und Poetizismen (vgl. Tabelle 3) rühren von ihrer Beschäftigung mit klassischer Literatur her und haben nicht die Absicht, eventuelle Mundartanzeigen zu verbergen. So sehr sie sich auch von ihren frühen Prosastücken distanzierte,⁶⁸⁷ eine komplette Abkehr von der Mundart trat nie ein, zu groß war wohl ihre „zermarternde Sehnsucht nach der fernen Waldheimat“, wie es Max Peinkofer ausdrückt,⁶⁸⁸ zu groß die Verbundenheit mit den Orten ihrer ersten gut dreißig Lebensjahre, mit denen auch die Mundart zusammenhängt.

Letztlich bejahen lässt sich die eingangs gestellte Frage also nicht. Zweifelsfrei ist von einem gewandelten Verhältnis Emerenz Meiers zum Dialekt zu sprechen, das sich anscheinend relativ schnell vollzog und wofür es verschiedene Gründe gibt. Wie die Ausführungen gezeigt haben, ist diese Wandlung sicherlich ebensowenig ein punktuelles Ereignis innerhalb ihrer Biographie wie ein unumkehrbares, sondern eine von drei Lebens- und Schaffensphasen.

5.3.2 Metaebene: Analyse der Zahlenbefunde im Einzelnen

Die nun folgenden Analysen orientieren sich an den bekannten Kategorien im Bestreben, den durch die Auswanderung bedingten Wandel innerhalb von Emerenz Meiers Sprache erläutern zu können. Dabei wird nicht nur der konkrete Fall bearbeitet. Ungeachtet der Tatsache, dass biographische, intellektuelle und psychische Faktoren unterschiedlichster Art für jeden Fall zwangsläufig andere und anders prägende sein müssen, lassen sich doch im Zuge der

⁶⁸⁷ Vgl. Brief an Auguste Unertl vom 08.10.1927 (zitiert nach EM, hg. von Göttler, Bd. 2, hier S. 408)

⁶⁸⁸ Peinkofer, S. 18

detaillierten Analyse sicherlich Aussagen darüber treffen, in welchen Teilbereichen in welcher Intensität Sprachwandel im Allgemeinen manifestierbar zu werden scheint.

Bei Betrachtung der summarischen Befunde war zunächst ja festzuhalten, dass sich Dialekteinflüsse in erster Linie im Bereich der Lexik zeigen, gefolgt von *Nomina propria* und *appellativa* sowie morphologischen Besonderheiten. All diese nehmen, gemessen an der literarischen Textproduktion im Spätwerk Emerenz Meiers, signifikant ab, wenngleich die Einflüsse auf lexikalischer Ebene mit 16 Befunden noch am stärksten ausfallen. Dass dies natürlich mit der geographischen und somit auch inneren Entfernung von Heimat und heimatsprachlichem Hintergrund in Zusammenhang steht, ist allein für sich schon logisch. Gesondert zu betrachten gilt es nunmehr den Bereich der analysierten Briefkorrespondenz, dessen Befundzahlen erstaunlicherweise einen Aufwärtstrend erkennen lassen. Als auffallend gering hingegen erweist sich die Zahl der Mundartanzeigen in lyrischen Texten, weshalb deren Interpretation eine eher untergeordnete Rolle spielen wird.

Versucht man anhand der Ergebnisse aus Tabelle 2 eine analytische Erklärung von Parallelen und auftretenden Veränderungen, ist auch hier natürlich ebenso die Lexik als zahlenmäßig stärkster Teilbereich der Dialektismen und regionalsprachlichen Auffälligkeiten festzuhalten; eine weiter ins Detail gehende Betrachtung wird noch erfolgen. Erstaunlich ist zunächst aber die Abnahme der verwendeten dialektalen *Nomina propria* und *appellativa* – spielen diese noch in den in Bayern entstandenen literarischen Texten eine elementare Rolle, gehen deren Befunde in allen Erzählungen des Spätwerks sowie in den behandelten Gedichten auf Null zurück. Fast spiegelbildlich stehen hierzu die Briefe, welche im Bereich der *Nomina propria* sogar eine Steigerung der Befundzahlen von drei auf fünf aufweisen: Ein Beleg für die unterschiedliche Wahrnehmung von Literatur und privater Korrespondenz, gerade auf Seiten der Autorin, und den unterschiedlichen Hintergrund ihrer Abfassung.

Aber auch weitere Erkenntnisse lassen sich der Tabelle samt statistischer Auswertung entnehmen: Sind in allen untersuchten Bereichen in der vor 1906 entstandenen epischen Literatur die Befundzahlen annähernd gleich hoch, gehen diese für die erste Zeit nach der Emigration kontinuierlich zurück, steigen danach, um 1920, aber erneut an. Wenn sie auch nicht die gleiche Höhe wie vor 1906 erreichen und nicht die gesamte Bandbreite an Befundrubriken abdecken, ist trotzdem ein vermehrter mundartlicher und regionalsprachlicher Einfluss gerade im Bereich der Wortwahl zu erkennen. Dies lässt eine elementare Zusammenfassung zu bzw. stützt die Aussagen des vorherigen Teilkapitels: Parallel zur Wiederaufnahme des Briefkontakts in die Waldheimat ergibt sich auch Emerenz Meiers Wiederannäherung an ihre sprachlichen Wurzeln. Die behandelten Briefe, gerade nach der

doch jahrelangen Phase des Schweigens, belegen mit ihren Befundzahlen diesen Schluss überdies auf signifikante Weise. Erstaunlich ist dabei sogar, dass dialektnahe bzw. dialektale Phänomene noch leicht vermehrt auftreten. Der Grund hierfür, die Unmittelbarkeit der Briefproduktion, wurde bereits angesprochen. Mag sich dabei in Betrachtung der Zahlen für Meiers Lyrik ein konträres Bild ergeben, verwundert dies jedoch kaum. Wie die sprachliche Analyse der Gedichte im Hinblick auf Mundarteinflüsse deutlich gezeigt hat, sind diese ohnehin schon aufgrund ihrer poetisch-poetisierenden, bisweilen auch bewusst archaisierenden Sprache überhaupt um ein Vielfaches weniger hierfür anfällig.

Inwieweit und in welchen Subkategorien sich nun aber im Einzelnen Dialektismen zeigen, soll anhand einer Auswertung der Tabellen 3 und 4 erfolgen. Zunächst ist natürlich die große mundartliche Durchsetzung von Emerenz Meiers Sprache im Bereich von *Nomina propria* und *appellativa* sowie allgemein der Lexik zu erkennen. Innerhalb Letztgenannter nehmen Substantive fast durchgehend – die Briefe der Zeit vor 1919 ausgenommen – den größten Raum ein, gefolgt von Verben und Verbalgruppen. All dies sind diejenigen Vokabeln und Lexeme, welche auf Dialektsprecher wie Emerenz Meier seit der Phase ihres Erlernens die größte Einprägsamkeit, Verankerung und Erinnerbarkeit bewirkt haben. Die Bezeichnung der Dinge mit Substantiven hat innerhalb dessen den größten Effekt, über Jahre, sogar Jahrzehnte hinweg und geographischen Veränderungen zum Trotz, wenn auch besagte Erinnerbarkeit abebbt, wie die Zahlen gleichsam belegen. Aber es scheint sich doch andererseits dieses Abebben aufhalten zu lassen und partiell auch revidierbar zu sein, was die Befunde der beiden in den USA entstandenen Prosatexte gleichermaßen wie der Briefe aus dem selbstgewählten Exil beweisen. Je größer die emotionale Teilnahme der Autorin am Geschriebenen, desto höher also auch die Frequenz regionaler Spracheinflüsse. Neben lexematischen Gesichtspunkten ist im morphologischen Bereich dabei in erster Linie die Flexion auffällig. Ohnehin weniger von latenten Dialektismen geprägt, lassen sich gerade in den späten Briefen Emerenz Meiers flexionsbedingte Eigenheiten feststellen, wobei auch nicht wenige Befunde auf regionalsprachlichen Wortbildungsschemata beruhen. Es handelt sich also auch hierbei um fest in Denken und subjektiver Sprachproduktion verankerte Muster, die – wieder – zum Vorschein kommen, wenn auch nicht so zahlreich wie noch solche aus dem Bereich der Wortwahl. Immerhin aber verfügen diese trotzdem über eine nach Jahrzehnten noch vergleichsweise starke, zugleich unbewusste Präge- und Ausstrahlungskraft. Freilich, auch bestimmte Arten von Genusverwendung, diverse Adjektive oder Adverbien verfügen darüber, doch eben nicht in dieser herausstechenden Weise – die Befundzahlen sind hierfür eindeutig; die dialektale Attribuierung einer Sache auf eine standardsprachliche umzustellen, erweist

sich für einen Dialektsprecher leichter, als den Ausdruck für sie selbst zu ersetzen. Ob damit immer noch das Gleiche ausgedrückt wird, sei bisweilen dahingestellt,⁶⁸⁹ Umschreibungen oder gar annähernd kongruente bzw. synonyme Ersatzbegriffe erscheinen für Emerenz Meier schwieriger zu finden möglich – gerade wo es sich um Termini technici handelt – als bei der ergänzenden Beschreibung einer abstrakten Sache.

Insoweit, um ein vorläufiges Fazit zu ziehen, sind es in erster Linie aber Substantive, welche bei Dialektsprechern wie der hier untersuchten Dichterin am prägendsten, am einprägsamsten und wohl am leichtesten erinnerbar sind und die somit den größten Teil von Mundarteinflüssen darstellen. Mit ihnen hängen logischerweise charakteristische Wortbildungsmuster zusammen, auf die dann mit einiger Regelmäßigkeit zurückgegriffen wird. Diese Entwicklung ist entsprechend vor zwei Hintergründen zu sehen: Erstens sind Briefe um ein Vielfaches persönlichere Produkte und ohne Anspruch an Literarizität entstanden, spiegeln also ein unmittelbareres Bild einer persönlichen Sprachverwendung und der subjektiven Sprachsituation eines Menschen wider. Zweitens ist allein schon an den reinen Zahlen erkennbar, dass Emerenz Meier allem Anschein nach eine hohe emotionale Verbundenheit, gemessen an ihrer geographischen Emigration fast schon ein gewisses Maß an Re-Identifikation mit dem heimatlichen Bereich zu Eigen war, als sie die briefliche Korrespondenz mit Auguste Unertl wieder aufnahm. In diesem Zusammenhang wird es zu einer Reaktivierung regionalsprachlich-mundartlichen Gedankenguts gekommen sein, welche in den Jahren zuvor weniger intensiv bis kaum gepflegt worden war. Gemäß ihrer eigenen Erinnerung und Prägung erscheinen nun dialektale Einflüsse in den Schreiben nach Waldkirchen, entsprechend zu den frühen, auch mit der höchsten Befundzahl im Bereich der Lexik. Allerdings übertreffen die Zahlen diejenige der Jahre vor 1919 deutlich,⁶⁹⁰ was wiederum ein Zeichen dafür ist, wie groß und stark die innere Wiederannäherung gewesen sein muss.

Wenn sich nun also regionalsprachliche Einflüsse am häufigsten im lexikalischen Bereich zeigen, entsprechend als höchst wiedererinnerbar erweisen, entstünde logischermaßen die Frage nach der Art und Weise, wie und in welchem Bereich sich Amerikanismen bei Emerenz Meier manifestieren. Tabelle 6 gibt darüber entsprechend Auskunft. Und auch hier zeigt sich ein sehr ähnliches Bild wie bei den latenten Dialekteinflüssen: Die literarischen Texte weisen – insgesamt wie einzeln betrachtet – weniger Befunde auf als die analysierten Briefe. Und erneut ist es der Bereich der Lexik, der sich am weitaus stärksten ausnimmt, aufgeteilt nach den bekannten Subkategorien sind es ebenso wieder Substantive. Neu hinzu kommen

⁶⁸⁹ Feine Nuancierungen werden zweifellos nicht tangiert.

⁶⁹⁰ Vgl. allein schon bereits Tabelle 1

Grußformeln und Interjektionen. Der Erwerb einer neuen Sprache ohne institutionalisierte oder kodexbasierte Anleitung erfolgt also ähnlich derjenigen der Mundart als Kind. Zunächst sind es Substantive, die erlernt werden, in Verbindung mit alltäglichen Floskeln, Phrasen und Interjektionen, wobei gerade Letztere sich nicht – und dies ist in der Mundart ja ebenso der Fall – an grammatisch kodifizierten Regeln orientieren. Dass gerade sie in den Sprachgebrauch der Autorin eingehen und somit ihren Niederschlag in Literatur wie privater Korrespondenz finden, zeigte sich im Zuge der Auswertung. Die ebenfalls entstandenen Interferenzen verwundern daher nicht, wie sie ebenfalls bei ihrem Auftreten zwischen Mundart und Standard nicht verwunderten. Die jeweils am nächsten liegende Sprachebene – im Falle des Englischen muss man von Sprache im Allgemeinen sprechen – strahlt auf das zu Schreibende aus, beeinflusst es insoweit, als es vor dem geistigen Auge des Autors bzw. im vorliegenden Falle der Autorin von der einen Sprache (oder Sprachebene) in die andere transferiert werden muss.

Poetizismen und Archaismen sind vor allem im Frühwerk der Dichterin manifestierbar. Dies ist umso auffälliger, als sie gleichermaßen in der Lyrik wie in der epischen Literaturproduktion auftreten – Poetizismen im lyrischen Bereich logischerweise noch mehr. Die Tatsache, dass ihre Zahl mit der Emigration Emerenz Meiers sehr signifikant zurückgeht, ist darauf zurückzuführen, dass mit dem Wechsel in eine fremdsprachige Umgebung und dem bald einsetzenden Erwerb englischer Lexeme und Formulierungen auch ein gewisser Verlust der schöpferisch-ästhetischen Kraft des Standarddeutschen für die Dichterin einhergeht. Dies bedeutet nicht etwa gar einen Verlust literarischen Anspruchs oder literarischen Werts. Durch äußere Einflüsse wie natürlich die Auswanderung erscheint eine zumindest temporär spürbare Abkehr vom Deutschen als poetisierende Literatursprache nach Art ihrer frühen Erzählungen und Gedichte bei Emerenz Meier erkennbar zu sein. Besonderen Wert legt der Autor der vorliegenden Arbeit aber, um dem folgenden Kapitel kurz vorzugreifen, auf die Feststellung, dass dies temporär der Fall ist; wenn auch Poetizismen und Archaismen zahlenmäßig zurückgehen – den Nullpunkt erreichen sie nie, in der Erzählung *Bella* gehen die Befundzahlen sogar wieder nach oben, was einen erneuten Hinweis auf die sich wieder wandelnde Beziehung Emerenz Meiers zum Deutschen im Allgemeinen darstellt.

5.4 Resümee: Die Rolle des Dialekts bei Emerenz Meiers nach Lebensphasen

5.4.1 Selbstbewusster Umgang mit der eigenen Sprache (bis 1906)

Wie nicht nur allein an der quantitativen Auswertung deutlich wird, sondern wie man vielmehr auch an der insgesamt Gestaltung der frühen Erzählungen erkennen kann, musste

der Dialekt für Emerenz Meier mehr als eigene Sprache gelten als ein Standard, den die Dorfschule ihr vermittelte. Mehr noch als in den literarischen Texten tritt dies in den behandelten Briefen hervor. Zweifellos, die Dichterin war eine aktive Beherrscherin des Standards, in gleicher Weise und gleichzeitig aber auch der Mundart. Den Grad ihres selbstbewussten Umgangs mit der, wie es Camilleri ausdrückt, „Sprache [ihres] Elternhauses“⁶⁹¹ illustriert einerseits der recht abrupte Wechsel von Mundart zu Standard (und umgekehrt) in den Briefen, von denen ausgegangen werden kann, dass sie spontaner entstanden sind und sich daher näher an den Sprachgewohnheiten ihrer Autorin orientieren.

Andererseits aber muss im Bereich ihrer Literatur gesehen werden, dass allein die Tatsache, dass in ihr einziges Buch auch Texte aufgenommen wurden, die ganze Dialektpassagen und unzählige dialektale oder zumindest mundartnahe Figurenreden beinhalten, für sich spricht. Selbstbewusst war also ihr Verhältnis zur Mundart allemal und auf diese selbstbewusste Weise verwendete sie den Dialekt zur Gestaltung und Schaffung von Literatur – weil ihr für den Ausdruck des Gefühls, worauf zu Beginn dieser Arbeit bereits Bezug genommen wurde,⁶⁹² schon fast zwangsläufig nichts anderes blieb als das Dialektwort. Und diese Ausweglosigkeit, in diesem Kontext eindeutig und ausschließlich positiv zu konnotieren, ist auch der Grund, warum sich Emerenz Meier der Sprache ihrer Umgebung, Sozialisation und Heimatlichkeit bediente. Ödön von Horváth kleidet diese selbstverständliche Verwurzelung in einer *Gebrauchsanweisung* für seine dramatischen Stücke mit „(...) ich schreibe ja auch nur deshalb süddeutsch, weil ich anders nichts schreiben kann“⁶⁹³ ebenso simpel wie passend in Worte, dass es nicht nur auf ihn als spezifischen Fall, sondern auch auf die hier in Rede stehende Emerenz Meier zutrifft.

Umso erstaunlicher wird dieses „(...) weil ich anders nicht(s) (...) kann“⁶⁹⁴ allerdings, wenn man bei Analyse weiterer Texte der Bayerwald-Schriftstellerin feststellen muss, dass dieses Selbstbewusstsein und diese Selbstverständlichkeit gerade wandelbar und, entsprechend den sich ändernden äußeren wie inneren Rahmenbedingungen, teilweise starken Modifikationen unterworfen sind.

5.4.2 Temporäre innere Emigration (um 1906 bis vor 1919)

Natürlich mussten die Vereinigten Staaten für die trotz aller materieller Not doch tief in der Waldheimat Verwurzelte eine Enttäuschung, eine Desillusionierung sein. Die sprachlichen

⁶⁹¹ Camilleri 2012, S. 153f.

⁶⁹² Vgl. Camilleri 2010, S. 14

⁶⁹³ Horváth, S. 106

⁶⁹⁴ A.a.O.

Nachwirkungen der äußeren Emigration, mit der in einer ersten Phase von 1906 bis spätestens 1919 eine innere kongruent erscheint,⁶⁹⁵ mögen den Eindruck erwecken, die englischsprachigen Einflüsse seien positiv zu werten – das Gegenteil ist der Fall. In den ersten Jahren in Chicago kann zweifelsohne von einer inneren Abkehr und in gewisser Weise auch von Entfremdung der fernen Heimat, die sich in sprachlicher Emigration niederschlägt, gesprochen werden; die Tatsache allein, dass Emerenz Meier den Briefkontakt zu Auguste Unertl in Waldkirchen wieder aufnahm, spricht eindeutig für eine spätestens dann erneut einsetzende Entfremdung, aber zu diesem Zeitpunkt eben einer solchen von den USA. Utopie und Dystopie drehen sich gewissermaßen um, was sich in Meiers Sprachverwendung – mehr unbewusst denn bewusst – seinen Weg bahnte. Die Erfahrungen am neuen Lebensort, der eine Metamorphose vom Sehnsuchts- zum Unort durchmachte, weisen einige erstaunliche Parallelen auf zu Monika Mann (1910-1992), deren auf New York bezogene Reflexionen über die Stadt an sich, vielmehr aber über das Leben und die Mentalität ihrer Bewohner, exemplarisch für die Erfahrungen in Europa verwurzelter Exilanten stehen können. Auch Emerenz Meier ist zweifelsfrei als Exilantin zu verstehen. Mögen zwischen Meiers und Manns Aufenthalt etwa 35 Jahre liegen, drängen sich doch Ähnlichkeiten in beider Sichtweisen und Erfahrungen auf. Was sich bei der Bayerwald-Dichterin in ihren Kurzgeschichten und – noch viel mehr – im Gedicht *Kennst du das Land, wo Grabsch und Humbug blühen* manifestiert, nämlich ein deutliches Verlorensein in der „Neuen Welt“ und eine zunehmende Entfremdung ihrer selbst angesichts der Konfrontation mit fremden, bisweilen als unverständlich wahrgenommenen Lebensabläufen, -auffassungen und -entwürfen, findet sich spiegelbildlich bei Monika Mann wieder, wenn diese von ihren Beobachtungen des *American way of life* spricht: „Ohne Erinnerung, im Grund ohne Ehrgeiz lebt man in der Gegenwart (...) ohne Bindung, ohne Tradition“.⁶⁹⁶ Gleichzeitig aber, bei allem Gefühl des Missbehagens, ist, nach Mann, auch eine anhaltende Prägung des Menschen durch dieses Amerika festzustellen: „Diesen Kontinent tut man nicht einfach ab“.⁶⁹⁷ Hier erscheinen erneut, trotz aller augenscheinlichen Verschiedenheit, Parallelen in der Gefühlswelt beider Frauen. Während Monika Mann nach zwölf Jahren in die Heimat⁶⁹⁸ zurückkehrte, erwies sich dies für Emerenz Meier als kaum möglich. Deren Desillusionierung im US-amerikanischen Exil

⁶⁹⁵ Der hierfür konstruierte Terminus *der temporären inneren Emigration*, welcher als Kapitelüberschrift gewählt wurde, wurde bereits eingeführt, grundgelegt und definiert.

⁶⁹⁶ Monika Mann, zitiert nach: Möller, S. 104

⁶⁹⁷ A.a.O., S. 111

⁶⁹⁸ Heimat ist in ihrem Fall europäisch zu sehen, entschied sich doch ein Großteil von Thomas Manns Familie für die Schweiz als Wohnsitz, Monika Mann ging letztendlich nach Capri (vgl. Andert, S. 58ff. und S. 103ff., Möller, S. 323f. und S. 342ff., sowie Jens, S. 267ff.).

entstand daher nicht durch die Erfahrung des Zurückkehrens, sondern vielmehr durch die des Bleibens, was sich aber, gemessen an ihren eigenen Äußerungen erneut, ähnlich wie bei Monika Mann Jahrzehnte später wiederfindet: „Geh nur hin“, kann sie da einem imaginären Schwärmer entgegenschmettern, „all deine lächerlichen oder herrlichen Vorstellungen werden einstürzen und eine neue Wirklichkeit wird wie eine Gewalt, wie eine Festung vor dir stehen (...) [, da das] Kind nun weiß, was hinter jenem Vorhang ist, Neugierde und Illusion dahin sind“.⁶⁹⁹

Ein Verlust von Neugier und Interesse an ihrer Umgebung ist Emerenz Meier weniger nachzusagen, bot sie doch Inspiration und Anregung für die gleichwohl etwas bescheiden gewordene literarische Produktion. Dennoch: Die innere Abkehr von der Heimat, jene temporäre innere Emigration, stellte sich noch in Bayern ein, wird manifest seit der Ankunft in Amerika. Umso erstaunlicher ist die Tatsache, dass die Schauplätze der zunächst in den USA entstandenen Prosatexte noch in der alten Heimat angesiedelt sind, aber bereits Amerikanismen aufweisen. Rückschluss kann nur sein, dass die sprachliche Einflussnahme der neuen Umgebung noch eher zu wirken begann, als eine bewusste innere Ankunft jenseits des Atlantischen Ozeans erfolgte. Sie setzt also verzögert ein, hält aber länger an. Als sich Emerenz Meier 1919 bereits wieder verstärkt ihrer eigentlichen Heimat, dem Bayerischen Wald, dem heimischen Waldkirchen zuwendet, hält die geographische Entfernung in den Schauplätzen ihrer Prosatexte an, aber eben umgekehrt proportional zu deren aufscheinenden sprachlichen Eigenheiten. Vereinfacht ausgedrückt: Je größer die innere Entfernung von der Heimat, desto zahlreicher die Amerikanismen bei Situierung der Kurzgeschichten aber gerade in der Heimat und umgekehrt.

5.4.3 Ideelle innere Remigration und Sprache als Oszilloskop der Emotionalisierung

War Emerenz Meier in ihrem Schreiben der ersten anderthalb Jahrzehnte ihres schriftstellerischen Schaffens dem Dialekt verpflichtet, insoweit eine *mundartgeprägte Schriftstellerin*, um bei der im 2. Kapitel der Arbeit eingeführten Terminologie zu bleiben, manifestiert sich hier eine feste Verbindung aus Literaturproduktion und Dialekt, so scheint sich diese in den Jahren nach 1906 zu lösen; freilich nicht gänzlich, wie die Befundzahlen allein bereits bewiesen haben, aber doch signifikant erkennbar. Die bewusste Abkehr von der Heimat implizierte also auch die von deren Sprache, implizierte in gleicher Weise die Öffnung hin zur neuen, sie umgebenden, dem amerikanischen Englisch. Aber: Gänzlich löslich ist die temporär in den Hintergrund getretene Verbundenheit mit der Mundart nicht.

⁶⁹⁹ Monika Mann, zitiert nach Möller, S. 111

Nie erreicht der Grad der inneren Abkehr einen absoluten Punkt. Gerade mit Wiederaufnahme des Kontakts zu Auguste Unertl, mit der wieder intensiver werdenden schriftstellerischen Betätigung wandelt sich das Verhältnis erneut ins eindeutig Positive, eben zur inneren Remigration. Mehr ist hierfür die private Kommunikation verantwortlich, der via Briefwechsel relativ unmittelbare Kontakt zum Sehnsuchtsort Bayerischer Wald, personifiziert durch die Freundin und Mäzenatin im fernen Waldkirchen. Die in diesem Teil der Betrachtungen angesprochene ideelle innere Remigration wird deutlich spätestens seit Wiederaufnahme des Briefwechsels zu Auguste Unertl. Wenn Emerenz Meier auch 1923 versucht, das Ehepaar Unertl zur Übersiedlung zu überreden und dabei mit den Worten „Werft nun das Glück, daß sich Euch noch einmal darbietet, nicht weg, kehrt dem Hungerlande den Rücken und freut Euch des Lebens im freien, reichen Amerika, heutzutage die Sehnsucht von Millionen“⁷⁰⁰ für die USA als Auswanderungsziel wirbt, können diese nur bei Betrachtungen ihres Entstehungshintergrunds richtig gedeutet werden. Das Bestreben, die geliebte Freundin auf lange Frist und beständig wiederzusehen, erscheint klar erkennbar, wodurch das Leben in Chicago natürlich in gewisser Weise glorifiziert werden muss.

Insgesamt betrachtet vollzieht sich also spätestens seit dem Jahr 1919 eine Wiederannäherung an die Heimat, welche sich in der Sprachverwendung recht deutlich auswirkt. Neben Amerikanismen, die sich in literarischen wie nicht-fiktionalen Texten Emerenz Meiers gleichermaßen immer noch finden, ist ein Wiederanstieg mundartlicher Tendenzen festzustellen. Ein Brief, in dem die Autorin Georg Unertl direkt anspricht, beinhaltet sogar wörtliche Rede in derselben,⁷⁰¹ welche in ihrer Form wiederum verdeutlicht, wie nah und unmittelbar der Dialekt der Verfasserin ist. Allein hier wird deutlich, dass diese Wiederannäherung auf unterschiedliche Weisen ablaufen kann: Neben des spontanen Wechsels vom Standard in die Mundart erscheint eine Mischung aus Hoch- und Regionalsprache innerhalb eines Satzes möglich. Beispiele hierfür haben die Analysen zahlreiche gegeben, etwa wenn die Autorin Lexeme aus ihrer Heimatmundart verwendet. Eine dritte Weise ist darin festzustellen, dass dialektale Strukturen innerhalb eines einzigen standardlichen Wortes auftauchen – man könnte hier von Hybridisierung sprechen –,⁷⁰² etwa im Falle der mundartlichen Flexion eines hochsprachlichen Lexems, wofür entsprechende Beispiele des Endungszusammenfalls analysiert wurden.

⁷⁰⁰ Brief an Auguste Unertl vom 23.07.1923; in: EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 369

⁷⁰¹ Vgl. Unertl 5, S. 89

⁷⁰² Der Autor bedient sich hier der Terminologie von Viz Müller-Zocco, deren Untersuchungen zwar aus dem Bereich der italienischen Sprache stammen, an sich aber durchaus auch für das Deutsche und seine Varietäten Gültigkeit besitzt.

Wo es sich aber um die Wiedergabe eigener Empfindungen handelt, erscheint aber die heimatliche Mundart der Autorin. Dies zeigt sich ebenso und gerade deswegen auch an der fast schon konsequenten Verwendung oberdeutscher Lexeme wie *Bub*. Je größer also der Grad der emotionalen Teilhabe der Verfasserin am Geschriebenen ist, desto mehr und zahlreicher fallen auch dialektale Strukturen ins Gewicht. In literarischen Texten relativieren sich derart deutliche Zahlen freilich, wie die Betrachtungen gezeigt haben, jedoch fällt auch hier eine Zunahme heimatsprachlicher Tendenzen auf. Insoweit kann also die Mundart bei Emerenz Meier als Gradmesser, als oszilloskopähnliches Abbildungsinstrument innerer Befindlichkeiten, von Emotionalisierung gesehen werden. Es schlägt umso mehr aus, je höher diese Emotionalisierung ausfällt und gerade wenn nach Wiederaufnahme des Briefkontakts mit Waldkirchen von Freunden, liebgewonnenen Verhaltensweisen, ganz allgemein von Heimatlichem die Rede ist, was in Emerenz Meier allem Anschein nach eine gefühlsgeladene, vielleicht manchmal gar melancholische Stimmung aufkeimen lässt. Was ihr die USA nicht zu geben in der Lage waren, ein Gefühl wahren, nach der weiten Reise angekommenen Zuhauseeseins, konnten aber andererseits auch allein die recht lebendigen Gedanken an das heimatliche Niederbayern nicht kompensieren. Anders wäre es freilich ausgegangen, hätte sich die Möglichkeit der Rückkehr verfestigt oder auch realisiert – man müsste Emerenz Meier dann wohl auch, gerade gegen Ende ihres Lebens, eine andere Sichtweise Amerikas unterstellen, eine aus der Distanz des Abschieds heraus wohl weitaus positivere, wenngleich auch ebenso kritische. Eine solche lässt beispielsweise der große Alexander Issajewitsch Solschenizyn (1918-2008) aufscheinen, der sich nach seiner Zeit im US-Bundesstaat Vermont von diesem mit folgenden Sätzen verabschiedet:

*„Leb wohl, gesegnetes Vermont, das so gut zu uns gewesen ist!
Dennoch hätte ich hier nicht meinen Lebensabend verbringen mögen –
es hätte für mich ein Verschimmeln anstelle eines kraftvollen
Abschlusses meiner Schicksalslinie bedeutet“⁷⁰³*

Dies ist der Punkt, der Emerenz Meier verwehrt blieb – eine abschließende, aus wiedererlangter Distanz reflexive Sichtweise der Zeit in den USA, die neben negativen Erfahrungen und Konnotationen auch Raum für eine reelle, vielleicht, wie bei Solschenizyn, auch positive Beurteilung geboten hätte. Gemessen an ihren Befindlichkeiten war dies trotz aller innerer Remigration für sie jedoch umso weniger möglich, je älter sie wurde, ein endgültiger Abschluss einer ohnehin gespaltenen Zeit konnte nicht erfolgen, die Krankheit tat ihr Übriges. So war sich Emerenz Meier gegen

⁷⁰³ Solschenizyn, S. 540

Ende ihres Lebens wohl durchaus dessen bewusst, dass ein Wiedersehen der Heimat ausschließlich im Bereich der Imagination möglich sein würde, weshalb die besagte innere Remigration als ideell bezeichnet wird.

5.5 Dialekt als Heimat und Heimatkomplex

Wie die Ausführungen deutlich gemacht haben, ist die Beziehung Emerenz Meiers zu ihrem Heimatdialekt immer wieder Änderungen unterworfen und oszilliert zwischen bewusster Distanz und sehnsuchtsvoller, fast schon pathosgeladener Hingezogenheit. Immer aber ist ihre literarische wie persönliche Sprachverwendung im Gesamten Produkt von Umgebung und Zeit, prägende Einflüsse sind stets die geographische Umgebung und innere Befindlichkeiten. Was bei allem aber als Substrat stets bleibt, sind in ihrer Sprache Strukturen dialektaler Natur. Gerade dieses Substrat ist von derart starker Natur, dass es gar nicht komplett verdrängt werden kann. Emerenz Meier fasst dies selbst im Brief an Hans Carossa vom 22.07.1904 pointiert und auf das Leben an sich bezogen zusammen, was beweist, dass sie sich selbst bereits in dieser relativ frühen Phase ihres Schaffens und Lebens dessen bewusst war: „Ein Mensch wird nie anders, wie er aus dem Mutterleib herauskam, so bleibt er. Das Leben kann mit einer Gartenschere wohl äußerl[iche] Dinge wegstutzen, aber der Baum bleibt, was er ist.“⁷⁰⁴ Sprachliche Verwurzelung, wie sie in Emerenz Meiers Metapher des Baumes zum Ausdruck kommt, liegt begründet in der Erfahrung von Heimat und allem, was mit ihr zusammenhängt, in einer durch bestimmte Gegebenheiten geprägten Welt, in die man hineingeboren wird, deren Konventionen angewandt werden, eben weil sie bekannt sind.⁷⁰⁵ Eichinger fügt hierzu an „ohne weiteren Anlass zum Nachdenken“.⁷⁰⁶

Sprache ist für Emerenz Meier Heimat, aber – und diese Einschränkung erweist sich in der Auseinandersetzung mit ihr als elementar und determinativ – in erster Linie, solange sie in der Heimat ist. Die innere, sprachliche Emigration geht mit der eigenen, geographischen einher. Dadurch verliert sie auch zeitweise die bis dato so wichtige Verwurzelung in der Heimat. Wenn die Sehnsucht nach ihr gerade in den letzten Lebensjahren wieder gewachsen ist, ist eine Wiederannäherung an die Sprache des Unteren Bayerischen Waldes

⁷⁰⁴ Brief an Hans Carossa vom 22.07.1904; in EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 227

⁷⁰⁵ Anlässlich der Präsentation der Jahressbände der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft der Jahre 2009 und 2010 referierte deren Verfasser Alfred Anton Stadlbauer am 01.06.2011 im Meierhof des Klosters Benediktbeuern in seinem Vortrag über die Sprachverwendung von Oskar Maria Graf. Dabei kam er eben auf die Tatsache zu sprechen, dass der in Rede stehende Autor bestimmte dialektale Wörter und Strukturen in eigentlich standardsprachlichen Texten verwendet ohne anscheinend großen Anlass des Nachdenkens, eben weil sie ihm bekannt waren. Der Verfasser vorliegender Arbeit war beim Referat zugegen.

⁷⁰⁶ Eichinger, S. 167

ebenso festzustellen. Wie es scheint, war die Entfremdung so weit gediehen, dass sich ein sprachlich-mundartliches Defizit einstellte, lag doch die Heimat zu weit und unerreichbar. Andererseits muss auch die sicherlich bereits stattgefundene Ankunft in den englischsprachigen Vereinigten Staaten mit in Betracht gezogen werden, die Anpassung an das Englische als alltägliche *Lingua franca*.

Zu der umfassenden Bedeutung von Heimat äußerte sich hierzu durchaus der Autor, Literaturkritiker und Theaterwissenschaftler Hellmuth Karasek, 1934 in Brünn geboren und 1945 aus dem schlesischen Bielitz vor der Roten Armee geflohen, 2012 in einem Zeitungsinterview auf die Frage nach der Bedeutung von Heimat wie folgt: „Es gibt keinen Ort, wo ich mich zu Hause fühle. Vielmehr sind es die deutsche Sprache und die deutsche Kultur. Doch ich habe keinen Dialekt[,]”⁷⁰⁷ in dem ich heimisch bin, das bedauere ich sehr“. ⁷⁰⁸ Er hebt dabei die wichtige Funktion eines Dialekts für die eigene Heimat- und Identitätsfindung hervor. Zweifellos, bei Emerenz Meier ist der Fall ein etwas anderer. Nichtsdestotrotz scheint ihr das, was Karasek als heimatstiftendes Element beschreibt, temporär und partiell abhanden gekommen zu sein – wenn auch nicht komplett und rückstandslos, so aber doch zu großen Teilen. So wird ihr also die Sprache zur neuen Heimat – „neu“ deshalb, da ihr großflächiger, aber eben temporärer Verlust nach der Emigration zunächst ein unbewusstes Ereignis war. Eine Rolle spielte vielleicht auch das Ziel der Auswanderung, die USA. Einerseits ist hierbei auf die eigene Sichtweise von Emerenz Meier auf diesen Staat mit in die Überlegungen einzubeziehen, auf welche bereits ausreichend hingewiesen wurde;⁷⁰⁹ andererseits spielen aber die menschlichen Charakteristika der neuen Umgebung eine Rolle. Interessantes berichtet darüber der Autor Erich Fried (1921-1988) über sein englisches Exil: „Ich hatte das Glück, in eine Zivilisation verschlagen zu werden, die den Fremden kaum heimisch werden lässt. So blieb mir meine Sprache erhalten, bereichert und zugleich bedroht und fruchtbar in Frage gestellt durch die Möglichkeit des Abstandes vom Gebrauch und Mißbrauch des Alltags.“⁷¹⁰ Fried wurde die Heimat in der Sprache umso deutlicher und wichtiger, als er sich literarisch, religiös und politisch keiner Gruppe zugehörig fühlte. Und gerade hierbei tun sich erneut Parallelen zu Emerenz Meier auf: Entsprechend ihrer Gefühlswelt ließen sie die USA

⁷⁰⁷ Die durch den Autor gekennzeichnet Einfügung des Kommas ist auf die Ermangelung einer Interpunktion beim Relativsatz in der abgedruckten Form des zitierten Interviews zurückzuführen.

⁷⁰⁸ Reichstein in: Frankenpost vom 27.01.2012, S. 3

⁷⁰⁹ Der Brief an Auguste Unertl vom 23.07.1923, mit dem sie Auguste und Georg Unertl ebenfalls zur Auswanderung in die USA bewegen möchte und dabei bewusst idealisiert, basiert, wie die Ausführungen hierzu gezeigt haben, auf rein privaten Beweggründen, welche wohl weniger mit der realen Sichtweise Emerenz Meiers zu tun haben als vielmehr mit deren Sehnsucht nach der Waldkirchner Freundin.

⁷¹⁰ Fried, S. 651

gleichermaßen nie wirklich heimisch werden, wodurch ihr als mögliche Heimat die Sprache und der Dialekt blieb, was sie aber – im Unterschied zu Fried – erst Jahre später entdeckte, weshalb sie hier für sie „neue“ Heimat genannt werden soll. Aber auch Emerenz Meier fühlte sich literarisch und religiös keiner Gruppe eindeutig zugehörig, politische Tendenzen – sie sympathisierte sehr stark mit den Ideen des Marxismus – sind freilich vorhanden, wohl aber nicht allzu stark identitätsstiftend. Dieses Fehlen einer Identifikation in Verbund mit einer nicht wirklich heimatgebenden Umgebung scheint also durchaus verantwortlich dafür zu sein, dass sie die heimatliche Sprache wiederentdeckte, was weniger ein bewusster, sondern, wie sich bei der Analyse der späten Prosaerzählungen gezeigt und ergeben hatte, in erster Linie ein unbewusster Prozess ist.

Eine kurze Problematisierung des Heimatbegriffs erscheint in diesem Zusammenhang hier dennoch nötig, wozu Aussagen und Erkenntnisse aus einer im Sommersemester 2004 an der Universität Regensburg entstandenen Hauptseminararbeit zu Exilliteratur herangezogen werden sollen. Heimat ist, so wird von der Verfasserin erläutert, durch geographische, politische und ideologische Faktoren bestimmt. Gerade im Bereich des Ideologischen bleibt da oftmals einzig die Sprache, die zugleich eine sentimentale Suche, sozusagen einen „sentimental journey“, nach dem Ort wahrer Identität entwickelt, doch die Idylle ist nicht mehr rekonstruierbar.⁷¹¹ So gesehen, geschieht jene Suche bei Emerenz Meier im literarischen Gewand: sind die Schauplätze der späten Prosatexte im Exil angesiedelt, scheint ihr die Heimat in gewissem Grad fremd geworden, sprachlich aber nicht gänzlich fremd, wodurch diese als ideologische Heimat wieder zum identitätsstiftenden Moment avanciert, wenn auch in weiten Teilen unbewusst.

Was also ist, insgesamt gesehen, der Dialekt für die Dichtung Emerenz Meiers? In gewisser Weise und eine Art Hauptdarsteller ihrer Literatur, wie es der Journalist Enzo D’Errico im Mailänder *Corriere della sera* in einer Rezension zu Francesco De Filippis Roman *Gezeichnet* ausdrückt: „[D]er (...) Dialekt [ist] einer der Hauptdarsteller (wenn nicht gar der Hauptdarsteller) des Buches, er schmiedet die Struktur und schlägt den Rhythmus (...)“.⁷¹² Ohne Dialekt kein Rhythmus, ohne Mundart kein Herzschlag der Literatur.

Zu mehr als dem Hauptdarsteller entwickelt sich die Mundart in den nicht-fiktionalen Texten Emerenz Meiers, er wird zum unmittelbaren Konstituendum, zu einem nie ganz verschwindenden Substrat ihrer eigenen Sprache und Identität, die zwar im Laufe eines Menschenlebens fortwährend Veränderungen unterworfen sind, deren Kern aber

⁷¹¹ Vgl. Lorenz, S. 21ff.

⁷¹² D’Errico, zitiert nach Camilleri 2009, S. 12

unabänderlich nicht nur erscheint, sondern zweifellos auch ist. Erneut soll hier auf einen italienischsprachigen Autor Bezug genommen werden, Erri De Luca, der in seinem Buch *Napòlide*⁷¹³ die Mundart gekonnt mit Sport vergleicht:

*„Il dialetto è come lo sport: deve essere appreso in prima età – si legge più avanti –. Contiene destrezze muscolari, abilità, passi e scorciatoie inammissibili fuori dal campo... Chi ha smesso di usare il dialetto è uno che ha rinunciato a un grado di intimità col proprio mondo e ha stabilito distanze“*⁷¹⁴

Nicht nur um die Schaffung von Distanz oder Nähe geht es hier, es geht um die Schaffung von kontinuierlicher Vertrautheit, die so auf ihre spezifische Weise Sprache als Heimat geben kann, weshalb man beide Komplexe durchaus gleichsetzen darf.

Christian Ferstl nennt in diesem Zusammenhang die Troika „Heimat – regionale Identität – Sinn“,⁷¹⁵ welche all das beinhaltet, was Sprache mehr als „nur“ zur Heimat werden lässt. Neben dem Gefühl des eigenen Zu-Hause-Seins ist dies die Identifikation mit der Herkunftsregion und am Ende gar die Konstitution einer Sinnstiftung des eigenen Daseins. Über den bloßen Begriff der Heimat hinaus reicht bei Emerenz Meier also das, was die Mundart für sie bedeutet, nimmt aber gerade in der Heimat seinen Anfangspunkt. Psychologisch gesprochen und von der Tatsache der Komplextheorie ausgehend, wonach jeder Mensch von diversen Komplexen geprägt ist – von einer krankhaften Prägung sei hier nie die Rede –, so ist einer von diesen auch ein Heimatkomplex.⁷¹⁶ Heimatkomplex seinerseits meint einen engen Bezug des einzelnen Menschen zu seiner Herkunftsregion und -örtlichkeit und damit verbunden feste Vorstellungen „im unlösbaren Verbund mit bestimmten mehr oder weniger differenzierten (...) Gefühlstönen“.⁷¹⁷ Insoweit entstehen jedem Menschen inhärente Vorstellungen und psychische Verknüpfungsmuster von und mit Heimat durch die Verarbeitung innerer wie äußerer Erlebnisse „und der unbewussten,

⁷¹³ Die Erwähnung eines italienischsprachigen Autors im Allgemeinen bzw. De Luca als Neapolitaner im Besonderen hat auch den Grund, dass den Bewohnern Neapels ein besonderer Hang zu ihrem Heimatdialekt nachgesagt wird.

⁷¹⁴ De Luca, zitiert nach D’Errico: „Der Dialekt ist wie Sport: Man muss ihn von Kindesbeinen an sprechen gelernt haben – lesen lernt man erst später. Er enthält Handwerkszeug, das Geschick, Schritte und Abkürzungen außerhalb des Felds [des Standards]... Wer aufgehört hat, den Dialekt zu benutzen, hat ein großes Maß an Vertrautheit mit der nächsten Welt aufgegeben und hat Abstände geschaffen.“ (Übersetzung des Verfassers)

⁷¹⁵ Die hier zitierte Troika entstammt einem Vortrag von Christian Ferstl, Vorsitzender der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft, den dieser am 15.10.2012 im Rahmen des Symposiums „Lust an der Wortklauberey“ unter Leitung von Anthony R. Rowley an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München gehalten hat. Der Verfasser vorliegender Arbeit war beim Referat zugegen.

⁷¹⁶ Interessant in diesem Zusammenhang erscheint die Definition des Lemmas *Domestica* in einem Fremdwörterbuch des ausgehenden 19. Jahrhunderts, das zum semantischen Bereich ‚Haus‘ ebenso gleichwertig „Heimat“ zählt. Der Eintrag lautet: „Domest[ica, n. pl. zum Hause, zur Familie, Heimath Gehöriges“ (Böttger, S. 273).

⁷¹⁷ von Heydewolff, S. 16

unterschwelligen Wahrnehmung“⁷¹⁸ von Heimat. Diese können natürlich sowohl positiv als auch negativ besetzt sein. Sprache spielt bei der Ausbildung eines Heimatkomplexes eine tragende Rolle. Es erscheint hier zudem angebracht, nicht ausschließlich von einem Komplex zu sprechen, sondern eher die Terminologie der Analytischen Psychologie seit Carl Gustav Jung zu verwenden, der tief verwurzelte Muster Archetypen nennt „und in ihrer Gesamtheit das ‚kollektive Unbewusste‘“⁷¹⁹ ausmachen.

Sprache kann nicht nur, sie muss sogar als grundlegender Teil des Archetyps „Heimat“ angesehen werden, deren eben zitierte Unlösbarkeit aber nicht zwangsläufig allumfassend sein muss. Wie bei der Betrachtung von Emerenz Meiers Sprache deutlich wird, ist der Zusammenhang zwischen Heimat, nennen wir sie hier den *Heimat-Archetypen*, und Dialekt nicht komplett unauslöschlich. Die Tatsache, dass sie noch in der selbstgewählten US-amerikanischen Emigration bairische Strukturen in ihren Texten aufweist, spricht eindeutig dafür. Eine differenziertere Sichtweise ist aber von Nöten. Ihr Heimat-Archetyp, so fest er auch in ihrem Unbewussten zementiert war, war fortwährend Veränderungen ausgesetzt. Dies wird umso deutlicher, wenn man erneut von Heydwolff zitiert: „Auf der Grundlage der beschriebenen Vorgänge jedenfalls entsteht ein Komplex,⁷²⁰ in dem die Zuneigung, Ablehnung, ja sogar Hassliebe für ein bestimmtes Stadtviertel oder Tal verankert ist.“⁷²¹ So ist festzustellen, dass Emerenz Meiers Heimat-Archetyp, vom Standpunkt der Sprache aus betrachtet, zunächst von Zuneigung, von großer Liebe zur Herkunftsregion geprägt ist. Ausgehend von den Erfahrungen der Enttäuschung, Desillusionierung in menschlicher, wirtschaftlicher wie literarischer Hinsicht wandelte sich diese Prägung in zumindest öffentlich ausgedrückte Ablehnung. Eine Abkehr von der Heimatsprache ist in den Vereinigten Staaten zweifellos festzustellen, auch die geographische Entfernung tat ihr Übriges zur ohnehin bereits in ihrem Inneren damals vorhandenen. Gemessen an der Tatsache der Wiederannäherung, die sich nicht nur in wehmütiger Erinnerung oder gar Verklärung äußerte, sondern auch in offen kritischer Sichtweise,⁷²² basiert besagter Komplex in späteren Jahren wenn nicht auf Hassliebe, so doch aber auf reflexiver Zuneigung, womit die Ausführung von Heydwolffs ebenso auf Emerenz Meier zuzutreffen vermögen.

⁷¹⁸ A.a.O.

⁷¹⁹ von Heydwolff, S. 17

⁷²⁰ In diesen Ausführungen kongruent zu betrachten mit dem bereits eingeführten „Heimat-Archetypen“.

⁷²¹ von Heydwolff, S. 17

⁷²² Als Beleg hierfür kann folgendes Briefzitat maßgebend sein, das an anderer Stelle bereits zitiert wurde: *Gibt man denn diesem verdummten Waldvolk niemals eine Möglichkeit über den ultramarinen Dunstkreis ein bißchen nauszukommen* (Unertl 4, S. 239)

Zweifellos blieb sie trotzdem Zeit ihres Lebens der deutschen Sprache verhaftet, der bairischen zumeist ebenso; Phasen der Abkehr wurden eingehend betrachtet und begründet. Von einer doppelten Zugehörigkeit, wie sie Wolfgang Pledl 2011 für Migranten für die Gesellschaft des neuen Heimatlands formulierte,⁷²³ kann jedoch keine Rede sein, dazu blieben ihr stets Gesellschaft und Lebensweise der USA zu fremd. Denn: Fest steht die Tatsache, dass doppelte Zugehörigkeit nur dann gegeben ist, wenn eine kulturelle Anpassung erfolgt, diese wenigstens über einen längeren Zeitraum hin und darüber hinaus eine Identifikation mit dem fremden Land einsetzt. Emerenz Meier ist davon weit entfernt und war es zeitlebens selbstgewählt, zu stark blieb stets der Heimat-Archetyp in ihr bestehen.

5.6 Zusammenfassung

Insgesamt betrachtet würde es zu weit gehen von einer Hassliebe Emerenz Meiers zur Mundart im Speziellen und ihrer eigenen im Besonderen zu sprechen, es ergäbe sich ein nicht genug differenzierter Ansatz. Ihr Heimat-Archetyp, betrachtet von ihrer Sprache aus, ist einem beständigen Wandel über Jahrzehnte hinweg unterworfen, oszilliert ein wenig um einen Null-Meridian, der eine emotionslose Beziehung zur Heimat markiert: von großer emotionaler Nähe und Liebe bis kurz vor der Emigration über fast komplette Entfernung von der Heimat und ihrer Mundart zwischen 1906 und 1919 bis hin zu einer wieder erstarkten Bindung, die jedoch die Höhe der zuvor festgestellten nicht mehr ganz zu erreichen vermag, zu sehr ist zu der geographischen Emigration auch die innere gekommen. Was aber gerade aufgrund der Oszillation der Intensität des Heimat-Archetypen bei Emerenz Meier festzustellen ist, ist ein anscheinend bleibendes Substrat, das sich Heimatverbundenheit nennt, sei sie bewusst oder unbewusst. Ohne dieses Substrat wäre ein Wiederaufflammen jener Heimatverbundenheit nicht möglich gewesen, wodurch sich doch die Unlösbarkeit des Komplexes zeigt, jedoch auf eine sich immer modifizierende Art und Weise, entsprechend ihrer Lebensphasen, die wiederum natürlich von äußeren wie inneren Rahmenbedingungen geprägt sind.

An dieser Stelle angelangt, wäre allerdings noch die Nomenklatura für Emerenz Meier als Schriftstellerin, gemessen an ihrem Selbstverständnis einerseits wie andererseits an ihrem Schaffen, zu überdenken. Zu Beginn der Arbeit wurde bereits eine Differenzierung getroffen zwischen Mundartdichtung und Mundartliteratur mit dem Ergebnis, Emerenz Meier der Mundartliteratur zuzuordnen. Betrachtend die Ergebnisse aus der

⁷²³ Pledl spricht vom Beitrag, „den Migrantinnen und Migranten für die Gastgesellschaft geleistet haben und somit auch (...) das Recht auf eine doppelte Zugehörigkeit [haben]“ (a.a.O., S. 68).

Dokumentation ihrer Sprache, ergibt sich ein zu konkretisierendes Bild: Die Bezeichnung *Mundartschriftstellerin* erscheint aus verschiedenen Gründen nicht mehr ganz adäquat, suggeriert dieser Begriff die Vorstellung eines Autors, der über seine literarische Sprache und Sprachverwendung charakterisiert wird, die sich eben größtenteils aus dem Dialekt speist und nur zu einem vergleichsweise kleinen Teil aus dem Standard.⁷²⁴ Zwar muss hier die Grenze zwischen Literatur von ästhetischem Wert und einer rein volkstümlichen Dichtung mit entsprechend eingeschränktem Themenkreis nach Art eines mehr populärbelletristischen Heimatidealismus nicht zwangsläufig überschritten werden, jedoch nähert man sich ihr in diesem Zusammenhang bisweilen an.⁷²⁵ Auf Emerenz Meier bezogen bedeutet dies zweierlei. Ihre literarische Produktion ist, was ihren Rang innerhalb der Literaturgeschichte Bayerns wie Oberdeutschlands rechtfertigt, unbestritten von hohem ästhetisch-künstlerischen Wert. Was sie aber aus der sog. *Mundartliteratur* ausgliedert, ist die Varietät ihrer Sprachverwendung, ist das eben nicht allein auf den Dialekt festgelegte sprachliche Repertoire. Die Literaturproduktion Emerenz Meiers greift also auf beide Sprachsysteme zurück, bedient sich ihrer mit dem reflektierten Ziel, einen Plot zu konstruieren und dabei eine Botschaft via Sprache zu transportieren über den heimat Sprachlichen Bereich hinaus, wobei dieser als Basis erhalten bleibt. Gerade dies erscheint als ein zentraler Punkt: Emerenz Meier verfasste auch – wohlgernekt – Gedichte und epische Texte im Standard, gerade nach ihrer Emigration, ihr sprachlicher Hintergrund blieb jedoch, aller Abnahme auftretender latenter Dialektismen zum Trotz, erhalten und sichtbar. Innere Beheimatung in der Sprache wird dadurch spürbar, wenn auch die Thematiken, v.a. der späten Texte, reine Dialektpassagen nicht mehr verlangen können. Insoweit bietet es sich an, für Emerenz Meier nicht mehr den Terminus der *Mundartschriftstellerin* anzuwenden, sondern sie vielmehr *Heimatschriftstellerin* zu bezeichnen, um gerade der zumeist sich erhaltende Bindung an den heimatlichen Sprach- und Kulturkreis Rechnung zu tragen und zu berücksichtigen, dass sie den Dialekt nie als Selbstzweck oder gar mit dem Ziel eines über ein authentisches Maß hinausreichendes Pathos zu verwenden, sondern um vielmehr die vermittelten Bilder ihrer Texte realistisch-emotional aufzuladen und gesellschaftskritischen Ansätzen Platz zu machen.

War im zweiten Kapitel der Arbeit bereits davon die Rede, dass es für Emerenz Meier schwierig ist, sie als *mundartgeprägte* und *mundartbewusste Schriftstellerin* eindeutig

⁷²⁴ In Ermangelung einer verbindlichen wie geeigneten Definition des Begriffs wird diese an semantischen wie ontologischen Aspekten ausgerichtete Charakterisierung als Basis dienen.

⁷²⁵ Eine möglichst exakte Grenzziehung kann die Literaturwissenschaft, wie sie an vergleichbaren Punkten beweist, nicht liefern; auch soll und kann hier keine allgemein verbindliche Definition erfolgen.

einzustufen, weshalb eine Trennung der Kategorien je nach Schaffensperiode sinnvoll erschien, muss diese prinzipielle Einschätzung an dieser Stelle zunächst bestätigt werden. Genauere Aussagen sind nach Analyse und vergleichender Diskussion latenter wie evidenter Dialektbefunde nun doch möglich, und auch hier hat man sich an den drei prinzipiellen Lebens- wie Schaffensphasen Emerenz Meiers zu orientieren.⁷²⁶

Während der literarisch recht produktiven Zeit ist Emerenz Meier als *mundartgeprägte Schriftstellerin* zu bezeichnen, die Phase innerer wie äußerer Emigration lässt eher den Schluss zu, dass eine Entwicklung zur *dialektspontanen Schriftstellerin* einsetzte. Diese war jedoch nicht von allzu langer Dauer. Gerade mit dem Wiedereinsetzenden Briefwechsel mit Auguste Unertl, der sich auf die dialektale Durchsetzung ihrer Prosa durchaus fruchtbar auswirkte, ist erneut eine Wandlung zu konstatieren, nämlich diejenige zur *mundartbewussten Schriftstellerin*, die sie bis zum Ende ihres Lebens auch blieb.

An dieser Stelle aber auch noch einmal zurück zur Frage der Besonderheit des Dialekts: „Der Gebrauch des Dialekts hebt zwischen zwei Landsleuten die Distanz auf und kann in solchen Situationen eine verhängnisvolle Vertraulichkeit heraufbeschwören.“⁷²⁷ – diese Aussage des im Rahmen der Arbeit immer wieder zu Rate gezogenen italienischen Schriftstellers Andrea Camilleri wurde eingangs bereits gebracht und soll hier bewusst wieder aufgegriffen werden. Versteht man Emerenz Meiers dichterisches Schaffen ebenso wie ihre Briefkorrespondenz als Konversation mit ihren Landsleuten im Allgemeinen wie mit den jeweiligen Adressaten im Besonderen, schafft sie es auf diese Weise, die von Camilleri genannte Vertraulichkeit – verhängnisvoll oder nicht – zu generieren. Dabei verquickt sie, man beachte gerade die in den USA entstandenen Texte, Regionalität und Universalität in gekonnter, eleganter Weise. Sie dabei als reine Mundartschriftstellerin zu bezeichnen, wäre schon allein deswegen falsch, aber dieser Punkt wurde bereits diskutiert und geklärt; Emerenz Meier transportiert mit ihren Texten auf vertrauliche Art und Weise ihre Vorstellung von Heimat, allerdings nicht in der Wahrnehmung des kitschgeladenen, eindimensionalen Heimatbegriffs, sondern eines durchaus kritischen, naturalistisch angehauchten, dessen Zusammenhang mit dem Dialekt deutlich wird und diesen – zumindest auf latente Art und Weise – auch bedingt.

⁷²⁶ Es soll im Folgenden nicht der Eindruck entstehen, der Verfasser versuche mit allen Mitteln, seine im zweiten Kapitel definierten Terminologien für den Dialekt verwendende Schriftsteller/-innen auf Emerenz Meiers Lebens- und Schaffensphasen anzuwenden. Vielmehr handelt es sich hier um den Verweis auf Auffälligkeiten, die sich mit Emerenz Meier, ihrem dichterischen Werk und ihrer Biographie decken und die insoweit Kongruenzen zu den jeweiligen Begrifflichkeiten aufweisen.

⁷²⁷ Camilleri 2010, S. 137

Im Lauf der Analyse und Auswertung dürften letzten Endes zwei wesentliche Punkte deutlich geworden sein. Innerhalb des ersten Blocks, der sich rein der Analyse der Erzähltexte widmete, haben sich zahlreiche Regionalismen in standardsprachlichen Texten nachweisen und grammatisch wie sprachhistorisch begründen lassen, nur an wenigen Stellen war eine genaue Kategorisierung der Befunde problematisch. Die Nähe des Bairischen zu älteren Stufen des Deutschen ist dabei zum Ausdruck gekommen und bezüglich sich ergebender Überlagerungen zwischen Dialekt und Hochsprache nicht weniger die Schwierigkeit, mundartliche Strukturen in einen überregionalen Standard zu transferieren. Die durch latente, teilweise sicher auch evidente Mundarteinflüsse erzeugte Authentizität und Unmittelbarkeit der Texte können als tragende Säulen des Frühwerks der Emerenz Meier gelten. Dieselbe Funktion nehmen in den gegen Ende ihres literarischen Schaffens verfassten Erzählungen die nachgewiesenen Amerikanismen teilweise ein. Im Zuge des Vergleichs früher und später Prosatexte Emerenz Meiers hat sich ergeben, dass sich ihre Einstellung dem Dialekt gegenüber signifikant geändert hat, was sich in verschiedenen Bereichen niedergeschlagen hat. Allerdings weisen fast alle behandelten Erzählungen mundartliche oder zumindest mundartnahe Lexeme auf, was wiederum beweist, dass sich die Autorin noch immer, wenn auch anscheinend zunehmend sporadischer, der Sprache ihrer Jugend bediente. Der wieder aufgenommene Briefkontakt zu ihrer Waldkirchner Freundin Auguste Unertl kann als weiteres Indiz für eine Beschäftigung mit ihrer Heimat jenseits des Atlantischen Ozeans gelten, zumal sie in erster Linie dort potenzielle Leser vermutete.

In diesem Zusammenhang wäre eine genaue sprachliche und auch inhaltliche Analyse von allen Briefen Emerenz Meiers nach Deutschland, genauer gesagt nach Bayern, wünschenswert, die vielleicht ergänzende Anhaltspunkte zu ihrer veränderten Wahrnehmung von und Einstellung zum Dialekt liefern könnte. Dies konnte im Rahmen dieser Arbeit nicht geschehen, doch hat die Beschäftigung mit literarischen Texten und ausgewählten Briefen im Hinblick auf Bavarismen, Hochsprache und Amerikanismen bereits wohl zentrale Aspekte bezüglich dieses Themas beleuchten und analysieren können.

6 Emerenz Meier – eine typische Schriftstellerin ihrer Region?

Ein Vergleich mit Autoren aus Niederbayern und dem Böhmerwald des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts

6.1 Begründung von Auswahl und Vorgehen

Die Ausführungen und Analysen zu Emerenz Meier mögen einen Einblick in eine persönliche, subjektive Wahrnehmung, Ausgestaltung und Literarisierung von heimatlicher Sprache, auch unter veränderten Rahmenbedingungen, geben. Um die sich aufdrängende Frage, ob sie eine, wie es in der Kapitelüberschrift formuliert wurde, „typische Schriftstellerin ihrer Region“ war, beantworten zu können, ist ein Vergleich ihrer Texte mit solchen weiterer Mundartautoren notwendig. Um der hier im Fokus stehenden Sprach- und Literaturlandschaft Niederbayern eine adäquate Würdigung zu geben und im weiteren heimatlichen Bereich Emerenz Meiers zu bleiben, sollen hierfür Autoren⁷²⁸ aus dem östlichen und nordöstlichen Niederbayern und dem angrenzenden Böhmerwald aus dem ausgehenden 19. und dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts herangezogen werden. Die Auswahl orientierte sich im Vorfeld bereits an Dichterfiguren, die nicht mehr als zwanzig Jahre jünger oder älter als Emerenz Meier waren und – ebenso wie sie – in Niederbayern respektive im Böhmerwald geboren wurden und auch dort den prägendsten Teil ihres Lebens, nämlich Kindheit und Jugend, verbracht haben.

Entsprechend exemplarisch muss diese Analyse von Autoren und Texten bleiben, um den Rahmen dieses Kapitels nicht zu sprengen.

⁷²⁸ Die Verwendung des Plurals im Maskulinum erfolgt aus Gründen der Einfachheit.

6.2 Autoren und Analysen

6.2.1 Max Peinkofer

6.2.1.1 Kurzbiographie

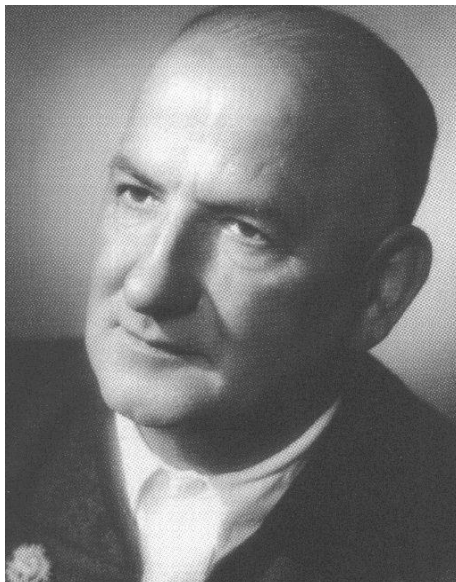


Abb. 13: Max Peinkofer (1891-1963)

Wie Emerenz Meier stammt auch er aus dem Bayerischen Wald, sein Name ist mit ihrem unweigerlich verbunden, initiierte er doch eine erste Ausgabe ihrer Gedichte und verfasste *Lebensbild der Emerenz Meier*.⁷²⁹ Im Markt Tittling zwischen Passau und Grafenau, dem Herzen des Dreiburgenlands, wird Maximilian Peinkofer am 22.09.1891 als zehntes und letztes Kind des Schmieds und Nebenerwerbslandwirts Josef Peinkofer und dessen Ehefrau Maria, geb. Moosbauer, geboren.⁷³⁰ Parallelen zwischen seiner und Emerenz Meiers, Biographien lassen sich – mit Ausnahme des ländlich geprägten Umfelds ihrer Herkunft – jedoch nur wenige feststellen. Nichtsdestotrotz ist es ihm und seinem 1954 erschienen Buch zu verdanken, dass eben diese nach Jahrzehnten der Vergessenheit entrissen wurde. Gleichsam minutiös wie lebendig zeichnet er den Weg der Dichterin von der Waldheimat in die amerikanische Emigration nach und führte so in den 50-er Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Bemühungen der 1941 verstorbenen Auguste Unertl erfolgreich weiter. Dies allein ist Anhaltspunkt genug, wie sehr verwurzelt Max Peinkofer in seiner niederbayerischen Heimat war und wie stark sich diese Verbundenheit an Menschen, menschlichen Charakteren verdeutlicht.

⁷²⁹ Die Angaben zur Biographie Max Peinkofers entstammen allermeistens dem in vom Verlag Simone Samples herausgegebenen Band *Der rote Bua* vorangestellten Kapitel *Max Peinkofer und sein Werk* (a.a.O., S. 5-8).

⁷³⁰ Die entsprechenden Seiten des Taufbuchs der Pfarrei Tittling, die das Archiv des Bistums Passau online einsehbar zur Verfügung gestellt hat, sind aus datenschutzrechtlichen Gründen nicht zugänglich (vgl. <http://matricula-online.eu>).

Trotzdem: Das Leben des Schmiedsohnes schlägt nach seiner Jugend in Tittling andere Wege ein. Von 1908 bis 1910 besucht der junge Max Peinkofer das Lehrerseminar in Straubing, um sich auf seine berufliche Tätigkeit, weit weg vom Handwerksbetrieb des Vaters, vorzubereiten. Aus dieser Zeit stammen seine ersten Veröffentlichungen aus dem Bereich der Heimatkunde, der er sich Zeit seines Lebens eng verpflichtet fühlt, aber auch schriftstellerische Arbeiten, hauptsächlich Gedichte und kürzere Erzählungen. Max Peinkofer tritt in den Schuldienst ein, ist zunächst Hilfslehrer in Johanniskirchen im Rottal, ab 1914 Schulverweser in Kirchdorf bei Abensberg, bevor er vier Jahre bittere Erfahrungen an der Front des Ersten Weltkriegs sammeln muss. Die Liebe zur Schriftstellerei gibt er dabei aber nie auf. Nach seiner Rückkehr aus dem Krieg erhält er noch 1918 eine Stelle in Greising bei Deggendorf, bis er 1923 für fünf Jahre Schulleiter im nahen Niederalteich wird. Während dieser Zeit entstehen die beiden Theaterstücke *Das Zauberschloß auf Reschenstein* und *Waldlerspiel vom heiligen Nikolaus*, die 1924 bzw. 1925 in Passau bzw. Niederalteich aufgeführt werden. Sie bringen ihm einen nicht geringen Grad an Bekanntheit und Popularität, was nicht zuletzt auch seinem heimatkundlichen Wirken geschuldet ist. 1924 hatte er bereits die Beilage *Heimatglocken* der Passauer *Donau-Zeitung* begründet, deren Schriftleiter er über ein Jahrzehnt ist. Die dort erschienenen zahlreichen heimatkundlichen und literarischen Arbeiten zeichnen ein lebendiges Bild Niederbayerns. Im Zuge der nationalsozialistischen Kulturpolitik werden die *Heimatglocken* 1936 verboten, was seiner Arbeit einen harten Einschnitt beschert.

1928 bereits muss Max Peinkofer aus dem Schuldienst ausscheiden und ist fortan in Passau als freier Schriftsteller und Redakteur beim *Grafenauer Anzeiger* tätig. Grund für die Entlassung als Volksschullehrer ist seine Neigung zu Männerfreundschaften, die im Ruche der Homosexualität stehen. 1939 wird er deswegen in ein Krankenhaus in Landsberg am Lech eingeliefert. Die Erfahrungen, die er dort machen muss, veranlassen ihn aus Angst vor der nationalsozialistischen Justiz unmittelbar nach seiner Entlassung zur Hochzeit. So ehelicht Max Peinkofer 1942 Maria Freundorfer, die Schwester des späteren Augsburger Bischofs Joseph Freundorfer. Mit dieser Verbindung entzieht er sich dem Griff der NS-Willkür und rettet somit aller Wahrscheinlichkeit nach sein Leben; die Einweisung in ein Konzentrationslager soll bereits vorbereitet gewesen sein. Max und Maria Peinkofer leben im ehemaligen Haus der Schwiegereltern in Bischofsmais, wo in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg sein einziger, 1949 veröffentlichter Roman entsteht, *Das Pandurenstüberl*. Darüber hinaus ist er weiter der Heimat- und Brauchtumspflege verschrieben. 1951 erhält er anlässlich seines 60. Geburtstags die Ehrenbürgerwürde seines Geburtsorts Tittling.

Max Peinkofer stirbt am 06.05.1963 im Krankenhaus Zwiesel im Alter von 71 Jahren nach längerer Krankheit. Seinem Wunsch gemäß wurde er im Bischofsmaier Haus im offenen Sarg auf dem Totenbrettschragen aufgebahrt und schließlich auf dem nahen Friedhof an der Seite seiner bereits 1949 verstorbenen Ehefrau beigesetzt.

6.2.1.2 Anmerkungen zur Auswahl der Texte

Der zeitlebens den Traditionen seiner niederbayerischen Heimat verpflichtete Dichter, Schriftsteller und Heimatforscher hat eine literarische Hinterlassenschaft von großer Bandbreite der Nachwelt überliefert. Neben Gedichten und kürzeren Erzählungen zählen dazu auch eine stattliche Reihe volkskundlicher Beiträge und semiliterarischer Arbeiten, die seiner Erinnerung an bestimmte Gegebenheiten und Ereignisse entstammen. Die eben erwähnte enge, unlösbare Verbundenheit mit Heimat und Tradition spielt sich bei Max Peinkofer auch auf sprachlichem Gebiet ab. Nicht zuletzt aus diesem Grund erfolgte die Auswahl der Texte, die als Referenzobjekte zu Emerenz Meier dienen sollen, anhand der oben erwähnten Kategorien. Herangezogen werden sein wohl bekanntestes Gedicht *Der rote Bua*⁷³¹ sowie die anekdotenhafte Erzählung *Ein Faß Wein rollt über die Grenze*⁷³² und der volkskundliche Kurzesay *Hirmonhopsen und Hirmonkirwa*.⁷³³ Darüber hinaus wird ebenso die etwas längere Erzählung *Die Fünferlkuh*⁷³⁴ betrachtet werden. Somit sind alle Bereiche von Max Peinkofers Schaffen abgedeckt und ein adäquater Querschnitt durch sein Werk erreicht.

6.2.1.3 *Der rote Bua*

Hierbei handelt es sich um eine Ballade, die komplett in Peinkofers Heimatmundart verfasst ist und insoweit seine sprachliche Sozialisation recht gut widerspiegelt. Der fast durchweg in regelmäßigen, vierhebigen Trochäen mit abwechselnden Kadenzen abgefasste Text⁷³⁵ besteht aus 54 Strophen zu je vier Versen und handelt, grob gesagt, von der Unterhaltung des Schreinerbauern aus Pickenbach mit seiner Ehefrau Emerenz in deren Sterbestunde. Der Protagonist möchte dabei Gewissheit darüber erlangen, dass, wie er lange bereits vermutet, nicht er, sondern der benachbarte Bader Vater des einzigen Sohnes, der rothaarig ist, ist. Nachdem er die gewünschte Antwort nicht bekommt, wird der Bauer spürbar ungehalten und zorniger, dann aber tritt ein Wendepunkt ein, und er erhält noch mit dem Todesröcheln der

⁷³¹ Vgl. Peinkofer 2007, S. 9-15

⁷³² Vgl. a.a.O., S. 56-58; im Folgenden abgekürzt mit „FW“.

⁷³³ Vgl. a.a.O., S. 43-44; im Folgenden abgekürzt mit „HH“.

⁷³⁴ Vgl. a.a.O., S. 17-23; im Folgenden abgekürzt mit „DF“.

⁷³⁵ Eine gesonderte Abkürzung wie den drei Prosatexten wird der Ballade nicht zuteil aufgrund der Vielzahl im Folgenden zu machenden Zitate.

sterbenden Gattin die Auskunft, dass gerade in Rede stehender Sohn sein einzig leiblicher sei, wohingegen es sich bei allen anderen sieben Söhnen um gemeinsame Kinder mit dem besagten Bader handle.

Da, wie bereits erwähnt, *Der rote Bua*, durchgehend im Dialekt abgefasst ist, soll anstelle einer sukzessiven Analyse sämtlicher Dialektlexeme und morphologischer Besonderheiten nur auf auffallend kleinregionale Tendenzen hingewiesen werden. Zunächst ist hierbei die für Peinkofers Heimat typische Öffnung von Endvokalen oder einsilbigen Wörtern vom in einem überregionalen Verkehrsdialekt zu erwartenden /o:/ zum /a:/, so zu beobachten in *scha* (V. 6, 13, 18, 49, 51, 62, 84, 104, 112, 120, 130, 132, 140, 156, 159, 179, 215) für *schon* (verkehrsdialektal *scho*), *Ma* (V. 8, 63, 129) für *Mann* (verkehrsdialektal *Mo*), *a* (V. 10, 50, 54, 61, 66, 92, 102, 106, 108, 118, 130, 208) für *ab* bzw. *an* (verkehrsdialektal *o*) und *na* (V. 37, 54,⁷³⁶ 59, 81, 92, 10,8⁷³⁷ 118, 131, 137, 164f., 171, 173, 190, 205) für *noch*⁷³⁸ (verkehrsdialektal *no*). Dieses Phänomen ist in gleicher Weise festzustellen in der zusammengesetzten Form *davagehst* (V. 93) sowie in der Flexionsform *ka* (V. 110, 206). Ebenso kleinregional einzustufen ist die Verwendung des Diphthongs /ɔɪ/ für mittelhochdeutsch /iə/ in *Floing* (V. 30, 86, 142, 210), *Atmzoihng* (V. 32, 88, 144, 212), *Aungvazoihng* (V. 50), *aloing* (V. 108) und *vadroißt* (V. 117). Interessant erscheint die Verschriftung dieses Zwielautes in *weuts* (V. 43), der 3. Person Singular Indikativ Präsens Aktiv von *weinen* bzw. *woànà* als <eu>. Vom Lautbild her zwar gleich, liegt dem das mittelhochdeutsche *weinen* zugrunde,⁷³⁹ also ein anderer Laut als in den vorhergehenden Befunden, was vom Autor anscheinend implizit erkannt und entsprechend verschriftet wurde. Zudem ist hier noch ein Ausfall des inlautenden /-n-/ zu konstatieren, wie es auch in zwei Flexionsformen von *meinen* bzw. *moànà* der Fall ist (vgl. V. 65⁷⁴⁰ und 109)⁷⁴¹ und beim Numerales *oas* (V. 94).

Wenn auch nicht unbedingt kleinregional, so soll doch als basisdialektales Verb dasjenige für „anzünden“, (*o-*)*zendn*, noch erwähnt werden, welches in vorliegender Ballade in der konjugierten Form *zendt* (...) *a* (V. 54) auftritt.⁷⁴² Um ein ebenfalls basisdialektales Verb

⁷³⁶ Hierunter wurden auch postponierbare Präverben gezählt, in vorliegendem Fall bei *zendt* (...) *a* (a.a.O.).

⁷³⁷ An dieser Stelle tritt das postponierbare Präverb direkt beim Bezugswort auf, *aloing* (a.a.O.).

⁷³⁸ Hierunter wurde auch *namoi* (V. 92, 163) für „nochmal(s)“ (verkehrsdialektal *nomoi/no àmoi*) gezählt.

⁷³⁹ Vgl. Hennig, S. 460

⁷⁴⁰ *moat* (3. Person Singular Indikativ Präsens Aktiv)

⁷⁴¹ *Moast* (2. Person Singular Indikativ Präsens Aktiv); Die Majuskelschreibung wurde beibehalten.

⁷⁴² Als Varianten führt Zehetner 2005 auch *ankenden*, *ankenten* auf (a.a.O., S. 44) und verweist auf deren Mundartlichkeit. Interessant bei der eben behandelten Belegstelle ist zudem der innerhalb des Bairischen regionale Anlaut /ts/ statt /k/ anzumerken.

handelt es sich bei *rantn* (V. 101), was ‚sich grämen, kümmern, verdrießen‘⁷⁴³ bedeutet. Im Bereich der Lexik sollten in diesem Zusammenhang zwei heute nur mehr selten gebräuchliche Verben basisdialektalen Charakters angesprochen werden. Im Gedicht ist die Rede davon, dass der Bauer *gnafazt* (V. 35) habe, was ‚schlummern‘ meint,⁷⁴⁴ von der Sterbenden wird berichtet, dass sie u.a. *himfazst* (V. 43). Im vorliegenden Fall zusammen mit dem enklitischen Pronomen der 3. Person Singular gebildet, bezeichnet dieses Lexem das Ausstoßen eines Schluchzlauts vor und nach dem Weinen.⁷⁴⁵

Eine kleinregionalere Auffälligkeit im Bereich der Morphologie liegt vor bei der 1. Person Singular Indikativ Präsens Aktiv: (*i*) *han*, so in *An dös han i (...) denkt* (V. 84) und *dös han ja i* (V. 179). Es handelt sich um die Erhaltung der entsprechenden mittelhochdeutschen Personalform des kontrahierten Verbs *hân*, die hier mit dem Infinitiv zusammenfällt.⁷⁴⁶

Regionale Tendenzen lassen sich in der Namensgebung einer handelnden Figur erkennen. Die verscheidende Ehefrau des Schreinerbauern trägt den Vornamen Emerenz und wird mit *Senz* (V. 59, 65, 95, 105, 122) oder, diminuierend, *Senzl* (V. 151, 189) bzw. *Senzal* (V. 165) angesprochen.

6.2.1.4 Zwei Kurzgeschichten: *Die Fünferlkuh* und *Ein Faß Wein rollt über die Grenze*

Es handelt sich hierbei um zwei Prosatexte, die, obgleich vordergründig standardsprachlich, sehr stark von Dialektlexemen und mundartlichen Strukturen durchsetzt sind. Erkennbar ist das Ansinnen des Autors, diese einem Leserkreis über den ostoberdeutschen Sprachraum hinaus verständlich zu gestalten, mit schriftstellerischem Selbstbewusstsein wird der Plot aber nicht nur mit landschaftlicher Färbung erzählt und ausgebreitet, sondern bisweilen sogar mit bewusst kleinregionaler Prägung. Im Folgenden soll daher auf sowohl gemeinbairische Elemente hingewiesen werden als auch auf solche Peinkofers Heimatmundart. Wörtliche Reden erscheinen ebenso standardisiert und an eine Verkehrsmundart angepasst, sind aber in

⁷⁴³ Zehetner 2005, S. 276; hierbei wird auch auf dessen veralteten Charakter sowie auf eine Belegstelle bei Emerenz Meier verwiesen, wodurch die Interpretation dieses Lexems als Kleinregionalität zumindest ebenso möglich erscheint. Eine ebensolche Parallele zwischen Max Peinkofer und Emerenz Meier bietet Zehetner 2005 beim Adjektiv *sierig* (*sirrig*, *sirrert*) für ‚aufgebracht, unwillig, mürrisch, verdrossen‘ (a.a.O., S. 317). Dies erscheint im vorliegenden Gedicht in Vers 197, *sirri*, ebenso wie bei Meier (*„Ja, wann er net gar so sirrig waar“*). Da der Verfasser des Wörterbuchs dieses Lexem lediglich als mundartnah einstuft, soll dessen Erwähnung im Rahmen einer Fußnote genügen.

⁷⁴⁴ Vgl. Schmeller Bd. 1, Sp. 979 und 1729f.

⁷⁴⁵ Vgl. a.a.O. Sp. 1113

⁷⁴⁶ Vgl. Schmidt 2000, S. 270

der überwiegenden Mehrheit im Dialekt⁷⁴⁷ – oder zumindest in einer stark dialektnahen Sprache – verfasst, weswegen aufgrund der mundartlichen Prägung hier in erster Linie, wie auch schon bei der Analyse Emerenz Meiers, der Erzähltext betrachtet werden und nach gängigem Muster kategorisiert werden soll.

Im Bereich der Lexik ist eine ganze Reihe bairischer Vokabeln zu finden, allen voran bereits auf der ersten Seite *Wetter* (DF, S. 17) für ‚Unwetter‘ bzw. ‚Gewitter‘⁷⁴⁸ und *das Rheumatische* (DF, S. 17), was generalisierend für allerlei länger- wie kurzfristige Erkrankungen steht, die mit Gliederschmerzen einhergehen. Weitere dialektale Substantive sind festzustellen bei *seine Alte* (DF, S. 18) für ‚Ehefrau‘, *Millihaferl* (DF, S. 20) für ‚Milchkanne‘, *Hirntüchl* (DF, S. 19) für ‚Kopftuch‘, *ein kleines Sachl* (DF, S. 21) für ein kleines landwirtschaftliches Anwesen und *Simandl* (DF, S. 22) für einen „Ehemann, der sich von seiner Frau alles gefallen lässt“.⁷⁴⁹ In Verbindung mit dem standardsprachlichen Suffix {-keit} zum Substantiv geworden erscheint das Adjektiv *grantig*⁷⁵⁰ für ‚mürrisch‘, ‚schlecht aufgelegt‘, ‚erzürnt‘. Des Weiteren sollte an dieser Stelle noch erwähnt werden die durchgehende Verwendung der temporalen Konjunktion *wann* an Stellen, wo der Standard *wenn* verlangen würde (vgl. DF, S. 17, 18, 19). Dieses heute rein mundartliche Phänomen ist direkt auf das Mittelhochdeutsche zurückzuführen, in dem gleichberechtigt neben *wenne* die Konjunktion *wan* stand.⁷⁵¹

Die mundartliche Form und Lautung von *Kalb* erscheint in der *Fünferlkuh* ebenso, einmal in *Kaiwi* (DF, S. 22)⁷⁵² und einmal im Kompositum *Kaiwistrick* (a.a.O.). Hierbei sollte jedoch die nicht durchgehaltene Konsequenz Peinkofers erwähnt werden, das bairisch inlautende /w/ als solches zu verschriften. So lässt er die Bäuerin sagen *Fünf Kaibi hat sie schon gehabt* (a.a.O.), wo die dialektale Lenis-Lautung aber in der Verschriftung dem Plosiv weicht. Das mag daran liegen, dass bei der Artikulation dieses Konsonanten nicht immer eindeutig deutlich wird, ob es sich um /w/ oder /b/ handelt, zumal das Bairische in seinen Varietäten beide Möglichkeiten kennt. Allem Anschein nach war sich Peinkofer dessen bewusst. Ob die unterschiedliche Verschriftung gerade dem geschuldet ist, lässt sich nicht nachweisen. Festzustellen bleibt lediglich die parallele Existenz beider Schreibweisen. Ein derartiger

⁷⁴⁷ In der folgenden Einzelanalyse wird daher auf die Erläuterung und ggf. Diskussion gesamtöberdeutscher Lexeme oder morphologischer Strukturen, die der Text ebenfalls aufweist (so z.B. *Schupfen*, *End*, *Schimpfred* u.dgl.), verzichtet.

⁷⁴⁸ Vgl. hierzu in Emerenz Meiers Mundartballade *Wödaschwüln* das Kompositum *Wödaschlog* (V. 2).

⁷⁴⁹ Zehetner 2005, S. 317

⁷⁵⁰ Belegstelle ist *Grantigkeit* (DF, S.19)

⁷⁵¹ Vgl. Hennig, S.461

⁷⁵² *Kaiwi* stellt eigentlich für sich einen Diminutiv von *Kalb* dar.

Zweifelsfall konnte beim folgenden Beispiel von vornherein nicht auftreten: Das Partizip II *vergunnt* (DF, S. 20) weist den mundartlichen Stammvokal /ʊ/ auf.

Gesonderter Betrachtung bedarf die Textstelle *ununterbrochen gewerkt und gepurrt wie ein Auf, ein Uhu* (DF, S. 20), an der Peinkofer selbst das Dialektwort *Auf(f)* erläutert, welches Zehetner als veraltet attribuiert⁷⁵³ und interessanterweise hierbei Emerenz Meier zitiert: „Weil er oft drei’schaut wia an Auff“.⁷⁵⁴

Etwas problematischer verhält es sich auf der Suche nach einer Erläuterung für *und dann in der oberen Stube in einem gefeierten Bett geschlafen* (DF, S. 20). Das attributivische Adjektiv *gefeiert* kann semantisch in keinen Zusammenhang mit ‚feiern‘ oder gar ‚feuern‘⁷⁵⁵ gebracht werden. Lediglich der Eintrag „fä-en“ mit den Aussprachehinweisen „fä·n, fëia~“⁷⁵⁶ für ‚fegen‘ bei Schmeller vermag einen Hinweis zu bieten. Demnach stellt *gefeiert(en)* im vorliegenden Fall das gemäß seiner Aussprache verschriftete Adjektiv zum Dialektverb für *fegen* dar und meint hier ein ‚ordentliches‘, ‚sauber gepflegtes‘, gewissermaßen ‚gefügtes‘ Bett.

Betrachtet man spezifisch bairische Besonderheiten im Bereich der Formenlehre, die hier in aller Regel allerdings keine kleinregionalen Tendenzen erkennen lassen, so fällt zunächst die Bildung von Possessivpronomina durch Suffigierung mit {-ig} in *das Seinige* (DF, S. 18) auf. Auf dieses Phänomen wurde bei der Analyse der Erzähltexte Emerenz Meiers bereits hingewiesen,⁷⁵⁷ weshalb hier keine weiteren Überlegungen und Erläuterungen angebracht erscheinen. Ebenso mundartlich ist die Präfigierung von Substantiven mit {mords-}, um den Grad des zu Beschreibenden zu augmentieren, was in *Mordsblitz* (DF, S. 17) der Fall ist. Parallel dazu tauchen in größerer Vielzahl die Diminutivsuffixe {-l} und {-erl} auf. Als Belegstellen seien neben dem Titel *Die Fünferlkuh* genannt: *Gsetzl* (DF, S. 17), *neun Markl und dazu ein lausiges Fuchzgerl* (DF, S. 17), *Votivtaferl* (DF, S. 17), *Zigaretenschachterl* (DF, S. 20), *wengerl* (DF, S. 17)⁷⁵⁸ und *ein Lüngerl* (DF, S. 23).⁷⁵⁹ Die beiden letzten Beispiele sind auch für den Bereich der Lexik interessant. Die Verwendung von *wengerl*

⁷⁵³ Vgl. Zehetner 2005, S.49

⁷⁵⁴ A.a.O.

⁷⁵⁵ Dies wird nur unter der Voraussetzung angenommen, dass hier eine entrundete Form des Diphthongs /ɛʊ/ vorläge.

⁷⁵⁶ Schmeller Bd. 1, Sp. 683

⁷⁵⁷ Vgl. Kapitel 4.2 vorliegender Arbeit.

⁷⁵⁸ Hier ist die Diminuierung an sich eine mundartliche Eigenheit, da die Standardentsprechung *wenig* keine Verkleinerung erfahren kann.

⁷⁵⁹ Im Fall von *Lüngerl* ist eine Sichtweise als spezifisch ostoberdeutsches Lexem ebenso möglich, das eine Portion einer sauer (unter Verwendung von Essig) zubereitete Schweinelunge bezeichnet, ein noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein äußerst beliebtes, da relativ preisgünstiges Fleischgericht. Seiner Bildung liegt allerdings eine Suffigierung zum Diminutiv zugrunde, die ebenso charakteristisch ostoberdeutsch ist, so dass *Lüngerl* im Zusammenhang mit der Erläuterung morphologischer Auffälligkeiten genannt ist.

weist auf den nördlichen Bereich des Mittelbairischen⁷⁶⁰ hin, das zitierte *Lüngerl* bezeichnet eine sauer, also unter Verwendung von Essig zubereitete Schweinelunge, welche zumeist mit Semmelknödel serviert wird, ein Gericht, welches sich aufgrund seines vergleichsweise niedrigen Anschaffungspreises großer Beliebtheit erfreute. Sehr deutlich bairische Eigenheiten treten bei der Bildung eines Adjektivs an folgender Textstelle auf: *der gspitzete Kopf noch zaundürre, das gspitzete Kinn noch gspitzer und der endslange Nase mit der großen Warze noch länger herauszahn* (DF, S. 19). Hierbei ist zunächst das Präfix {g(e)-} zu nennen, das der Basis {spitz} vorausgeht. Das Suffix {-əd}, hier verschriftet als <et>, geht zurück auf ahd. und mhd. *-eht/-oh*⁷⁶¹ und hat sich in vorliegender Form im Bairischen erhalten, im Standard hat sich das Suffix {-end} erhalten, welches allerdings bei der Basis {spitz} nicht produktiv wäre.⁷⁶²

Flexionsmorphologisch ist zunächst der fehlende Umlaut in der 3. Person Singular Indikativ Präsens Aktiv des Verbs *fahren* zu nennen: *fahrt (...) umeinander am Firmament* (DF, S. 17). Ebenso fehlt ein Ablaut in gleichen Flexionsformen von *lassen* und *austragen*, *laßt* (DF, S. 18) und *austragt* (DF, S. 20), was die Konsequenz des Bairischen zur Beibehaltung des Stammvokals bei flektierten Verben deutlich zeigt. Diese Konsequenz reicht bis in die Derivation hinein, wofür der Text der *Fünferlkuh* folgendes Beispiel bringt: *Handler* (DF, S. 22, 23), welches Zehetner als umgangssprachlich attribuiert,⁷⁶³ wird vom Autor an Stelle des standarddeutschen *Händler* verwendet. Aber noch ein weiteres dialektales Phänomen im Bereich der Flexionsmorphologie ist darüber hinaus erwähnenswert, der Ausfall des Präfixes {g(e)-} bei Partizip-II-Formen, deren Verbstamm mit einem stimmhaften oder stimmlosen velaren Plosivlaut beginnt. Das entsprechende Partizip, erster Teil des Prädiakts, im Satz *Kocht hat sie an diesem Tag nichts* (DF, S. 20) weist diese Tendenz auf.

Neben den genannten Dialekteinflüssen, die teils direkt, teils latent erscheinen, müssen als Direktanzeige die verwendeten Nomina propria und Hausnamen angesprochen werden. So wird die Hauptperson der Kurzgeschichte *Sumperer*⁷⁶⁴ genannt, was allem Anschein nach einen Hausnamen darstellt. Wie seine einleitende Einführung, *der Sumperer von Sumpering* (DF, S. 17), deutlich macht, handelt es sich um ein vom entsprechenden Ortsnamen abgeleitetes Nomen vulgare. Die Lokalisierung erweist sich als nicht ganz eindeutig, da es in

⁷⁶⁰ Im Gegensatz zur präferierten Verwendung von *bisserl* oder *bisse* im südlichen Teil des mittelbairischen Dialektgebiets.

⁷⁶¹ Vgl. Reiffenstein 1969

⁷⁶² Eine Diskussion über den Suffixsynkretismus bei der Bildung von Adjektiven mit Partizipien I erübrigt sich an dieser Stelle, wo eindeutig ein Adjektiv vorliegt. Vgl. hierzu: Reiffenstein 1969, Kaspar 2012

⁷⁶³ Vgl. Zehetner 2005, S. 169f.

⁷⁶⁴ Da diese Bezeichnung durchgängig verwendet wird, wird auf eine Auflistung sämtlicher Belegstellen verzichtet.

Bayern zwei Orte mit dem Namen Sumpering gibt, einerseits einen Weiler, zur Stadt Regen gehörig, andererseits eine Einöde, welche der Stadt Grafenau untergeordnet ist.⁷⁶⁵ Gemessen an der Tatsache, dass die Hauptperson der Kurzgeschichte *Die Fünferlkuh* in seiner Notlage zum Heiligen Hirmon von Bischofsmais betet, dessen Verehrung eher regionaler Natur ist, ist anzunehmen, dass der Hausname des *Sumperer von Sumpering* demjenigen Sumpering zuzuordnen ist, welches Bodenmais am nächsten liegt, nämlich dem Weiler bei Regen.⁷⁶⁶

Das weibliche Pendant zur Hauptperson erscheint regelmäßig moviert als *Sumpererin* (DF, S. 22). Doch werden von beiden auch die Vornamen genannt, die in mundartlichen Abkürzungsvarianten auftauchen: So heißt der Sumperer Johann Georg, nämlich *Hansgirgl* (DF, S. 18), seine Ehefrau Emerenz, *Senz* (DF, S. 19). Daneben tritt kurz noch eine Bekannte der Eheleute auf, *die Ottili* (DF, S. 21), deren Taufname Ottilie oder Ottilia ist. Die Verwendung der beiden weiblichen Vornamen in Verbindung mit dem bestimmten Artikel verwundert in diesem Zusammenhang wenig und stellt die direkte Übertragung des Bairischen in die Kurzgeschichte dar.

Betrachtet man kontrastiv dazu die kurze Erzählung *Ein Faß Wein rollt über die Grenze*, fällt sogleich ihre durchgängige Standardsprachlichkeit auf, mit der Max Peinkofer auf alle direkten Dialektanzeichen verzichtet. Latente regionalsprachliche Einflüsse sind lediglich an einer einzigen Stelle nachweisbar, im Nebensatz *Wie sich die Geistlichen wieder auf den Heimweg machen* (FW, S. 57). Dass er *wie* statt des zu erwartenden *als* beginnt, ist zwar im Bairischen durchaus regelkonform, kann aber nur bedingt als Mundarteinfluss gelten; Grund dafür ist die in vielen überregionalen Umgangssprachen gängige Verwendung von *wie* als temporale Subjunktion, was seit dem Frühneuhochdeutschen belegt ist,⁷⁶⁷ doch weist bereits Adelung 1786 auf die Problematik seiner Verwendung hinsichtlich seiner „zweydeutigkeit mit dem umstandsworte *wie*“.⁷⁶⁸

Das Lexem *Tafernwirt* (FW, S. 57) für ‚Gastwirt‘ bzw. ‚Schankwirt‘ kann als veraltet gelten⁷⁶⁹ und ist in seiner Verwendungsweise einer älteren Stufe eines süddeutschen Standards zuzuordnen.

⁷⁶⁵ Vgl. Amtliches Ortsverzeichnis Bayern

⁷⁶⁶ Zwischen Sumpering (Stadt Regen) nach Bischofsmais liegt eine Strecke von acht Kilometern.

⁷⁶⁷ Vgl. Grimm Bd. 29, Sp. 1491

⁷⁶⁸ Adelung 1786, Bd. 5, S. 208 (zitiert auch a.a.O.)

⁷⁶⁹ Vgl. Zehetner 2005, S. 335

6.2.1.5 Heimatkundlich-essayistisches: *Hirmonhopsen und Hirmonkirwa*

Was Peinkofer in diesem kurzen Text erklärt, ist ein Brauchtum in der Gegend um seinen Wohnort Bodenmais, wo der Heilige Hermann besonders verehrt wird. Entsprechend fällt bereits hier im Titel, der in Form zweier Komposita diesen Brauch erläutert, die mundartliche Lautung von *Hermann* auf.⁷⁷⁰ Der Autor selbst, wohl wissend, dass es sich sowohl um eine regional begrenzte Sitte handelt und dass die dialektale Form *Hirmon* nicht durchgängig geläufig ist, bringt im folgenden Text in Form der Apposition *so heißt unser Volk den Heiligen* (HH, S.43) eine Erläuterung. Hier fällt zudem als latenter Dialektismus das Verb *heißen* auf, für das der Standard an dieser Stelle *nennen* verwenden würde.

Im weiteren Textverlauf wird dem Leser deutlich, dass es sich zwar größtenteils⁷⁷¹ um Standardsprache handelt, jedoch mit mundartlicher Färbung. Neben *Hirmon* taucht das Substantiv *Hochzeiter* (HH, S. 44) auf sowie das Verb *aufzwicken* in *zwickt man Mädchen (...) auf* (a.a.O.), was beides dem Dialekt entspricht und *Bräutigam* bzw. *necken* meint.⁷⁷² In gleicher Weise mundartlich ist *Gäu* (a.a.O.). Die Verwendung dieses Substantivs zur Bezeichnung des weiten, flachen Landes im Gegensatz zum Bayerischen Wald stellt zeigt die Verbundenheit Max Peinkofers zu seinen sprachlichen Wurzeln auf, kennt doch das Bairische die entsprechende standardsprachliche Lautung mit /aʊ/, *Gau*, in dieser Form kaum.⁷⁷³

Annähernd reine Dialektpassagen erscheinen an zwei Stellen, die mit Anführungs- und Schlusszeichen als wörtliche Reden markiert sind: *Er hat schon geknauckt* (HH, S. 44) und *Muasst halt den Hirmon hopsen!* (HH, S. 44). Da es sich aber um direkte Reden handelt, werden die beiden Befunde in der am Ende dieses Kapitels angelegten synoptischen Tabelle nicht aufgeführt. Abgesehen von der die mundartliche Lautung nicht durchgehend abbildenden Schreibweise ist hier in erster Linie das Verb *knaucken* zu erwähnen, welches ‚nicken‘ bedeutet und inzwischen aus dem aktiven Wortschatz der meisten Dialektsprecher verschwunden ist.

Als umgangssprachlich zu kategorisieren sind fernerhin dagegen die Apokopen von *heut* (HH, S. 43) und *Waldgebirg* (HH, S. 44).

⁷⁷⁰ Vgl. hierzu auch Zehetner 2005, S. 188

⁷⁷¹ Auf zwei Ausnahmen fast reinen Dialekts wird noch eingegangen werden.

⁷⁷² Vgl. Zehetner 2005, S. 189 sowie S. 53

⁷⁷³ Vgl. a.a.O., S. 137

6.2.2 Wilhelm Diess

6.2.2.1 Kurzbiografie

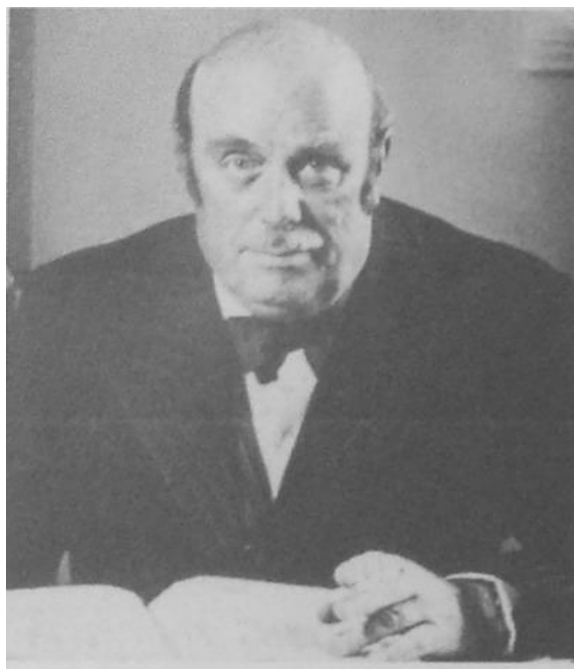


Abb. 14: Wilhelm Diess (1884-1957)

Wilhelm Dieß, der für seinen Nachnamen seit den 20-er Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Schreibweise „Diess“ gebrauchte,⁷⁷⁴ stammt aus dem niederbayerischen Hügelland zwischen Passau und Bad Griesbach im Rottal. Im bis ins Zeitalter des Barock⁷⁷⁵ bedeutenden Marienwallfahrtsort Höhenstadt,⁷⁷⁶ der heute dem Markt Fürstenzell angehört, wird er in den frühen Morgenstunden des 25.06.1884 als Sohn des Volksschullehrers Johann Nepomuk Dieß und dessen Ehefrau Maria, geb. Hack, geboren⁷⁷⁷ und am selben Tag ebenda von Kooperator Stockinger getauft.⁷⁷⁸ Die ersten zehn Lebensjahre verbringt er dort bis zur Versetzung des Vaters nach Pocking, die 1894 erfolgt. Nach einem halben Jahr auf dem Gymnasium in Passau wechselt er in die niederbayerische Hauptstadt Landshut, wohin auch seine Mutter

⁷⁷⁴ Vgl. <http://www.nordostkultur-muenchen.de>; Aus diesem Grunde wird in der gesamten Arbeit auch die Schreibweise mit <ss> verwendet. Sollte die Variante „Dieß“ erscheinen, so nur in zitiertem oder urschriftlichem Kontext. Die den Betrachtungen zugrunde liegende Ausgabe seiner Stegreifgeschichten verwendet konsequent die Schreibweise mit <ß> (vgl. auch Literaturverzeichnis).

⁷⁷⁵ Die Bedeutung der Wallfahrt nach Höhenstadt ging zur Zeit des Aufblühens von Sammarei um 1630 stark zurück.

⁷⁷⁶ Erst seit 1921 führt Höhenstadt den Zusatz „Bad“.

⁷⁷⁷ Der Autor stützt sich bei der Wiedergabe der Biographie Wilhelm Diess‘ auf den Beitrag *Wilhelm Dieß. Ein eigener Mensch (1884-1957)* von Herbert Feldmann auf <http://www.nordostkultur-muenchen.de>, auf die Zusammenstellung auf den Seiten des Wilhelm-Diess-Gymnasiums Pocking (<http://www.wdg.pocking.de>) und auf den Klappentext zu seinem Buch *Stegreifgeschichten*.

⁷⁷⁸ Vgl. Archiv des Bistums Passau, Pfarrmatrikeln Höhenstadt Bd. 7, S. 148

1902 nach dem Tod des Vaters zieht. Nach dem Abitur beginnt Wilhelm Diess in München ein Studium der Rechte, das er 1908 mit dem Ersten Staatsexamen und schließlich ein Jahr später mit seiner Promotion zum Dr. jur. abschließt, und lebt seit dieser Zeit in relativ großer geographischer Entfernung zu seinem Heimatdialekt. Nichtsdestotrotz erscheint im Jahr der Promotion auch die erste literarische Veröffentlichung, *Das Lied vom Plöckenstein. Text und Musik von Willi Dieß*. Nach Absolvierung des Referendariats und bestandenem Zweitem Staatsexamen 1911 zieht er die Arbeit in einer Anwaltskanzlei dem Staatsdienst vor, der ihm aufgrund seiner guten Noten offengestanden wäre.

1914, der Beginn des Ersten Weltkriegs, bedeutet auch für Wilhelm Diess einen biographischen Wendepunkt. Als Kriegsfreiwilligen zieht es ihn an die Front, er dient beim 16. Bayerischen Reserve-Infanterie-Regiment, ist dort zeitweise sogar Vorgesetzter eines Gefreiten namens Adolf Hitler;⁷⁷⁹ mehrfach verwundet und hoch ausgezeichnet kehrt Oberstleutnant Diess 1918 nach München zurück und heiratet noch im selben Jahr die aus Hamm in Westfalen stammende Elisabeth Gerson († 1960). Der Ehe werden drei Kinder entwachsen, die Töchter Liselotte-Maria und Ursula sowie der Sohn Johannes.

Noch 1918 eröffnet Wilhelm Diess in der Landeshauptstadt eine eigene Anwaltskanzlei. Trotz seines mit der Schriftstellerei doch kaum verwandten Brotberufs widmet er sich mit einiger Leidenschaftlichkeit dieser Muse und veröffentlicht erstmals 1936, mehr nolens denn volens, seine dann immer wieder neu aufgelegten *Stegreifgeschichten*.⁷⁸⁰ Zu deren Publikation war er von Freunden regelrecht gedrängt worden, da er die Geschichten vorerst nur erzählt und keine Drucklegung erwogen hatte. Die Verbundenheit mit seiner Heimat Niederbayern wird darin stets deutlich. Teils auf komischen, teils auf nachdenklichen Situationen beruhend, beinhalten sie stets die Darstellung von Personen und Begebenheiten, die sich tatsächlich so zugetragen haben sollen – eben im Niederbayern Wilhelm Diess'. Hierin liegt auch, so die einhellige Meinung von Zeitgenossen wie Literaturwissenschaftlern, seine größte Begabung – im spontanen Erzählen, im Sich-Treiben-Lassen in der Macht des erzählten Wortes.

Die Zeit des Dritten Reiches und Zweiten Weltkriegs verbringt Wilhelm Diess größtenteils in der bayerischen Landeshauptstadt, distanziert sich jedoch öffentlich vom NS-Staat, was auch seiner trotz ihrer römisch-katholischen Konfession als Halbjüdin geltenden Ehefrau geschuldet war, und weicht mit der Familie gegen Ende 1944 auf seinen bereits 1925 erworbenen Bauernhof bei Gmund am Tegernsee zurück. Schließlich wird er 1945 im Entnazifizierungsverfahren als „unbelastet“ eingestuft und schon bald, noch im Herbst

⁷⁷⁹ Vgl. Münchner Merkur vom 12/13.03.2011, zitiert nach <http://www.theodor-frey.de>

⁷⁸⁰ 1936 unter dem Titel *Stegreif-Geschichten* beim Verlag Richard Pflaum in München erschienen.

desselben Jahres, ins Justizministerium des neu zu gründenden bayerischen Staates berufen; später wird er als Ministerialrat ins Kultusministerium wechseln.

Wilhelm Diess' literarische Schaffenskraft ist indes ungebrochen, aber auch darüber hinaus erstreckt sich sein Engagement auf weite Kreise. Seit 1950 ist er Honorarprofessor für Urheber- und Erfinderrecht an der Universität München und übernimmt den Vorsitz des Landesverbands für Heimatpflege, ein Thema, das für ihn Zeit seines Lebens von besonderer Wichtigkeit war. Als Mitglied der Bayerischen Akademie der schönen Künste, bis zu seiner Pensionierung 1952 Generaldirektor der Bayerischen Staatstheater und Vorsitzender des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege macht er sich große Verdienste um Kunst und Kultur.⁷⁸¹ Aber in seiner Eigenschaft als Schriftsteller kann er gleichzeitig als Botschafter der niederbayerischen Heimat fungieren, weshalb ihm seine Heimatgemeinde Bad Höhenstadt am 09.10.1955 die Ehrenbürgerwürde verleiht.

Wilhelm Diess stirbt nach kurzer Krankheit wenige Jahre später, am 13.09.1957, in München im Alter von 73 Jahren. Sein Ehrengrab befindet sich auf dem alten Friedhof in Bogenhausen und seit 1983 erinnert eine Bronzestatue an der Bad Höhenstädter Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, gestaltet von seiner Tochter Ursula Kemser-Diess, an den wohl berühmtesten Sohn des kleinen niederbayerischen Ortes. Eine große Ehre wurde ihm postum zuteil, als mit Beginn des Schuljahres 1986/87 das Gymnasium Pocking in Wilhelm-Diess-Gymnasium umbenannt wurde.

Sein literarischer Wert, den sich Diess durch die erwähnten Stegreifgeschichten, als deren Schöpfer er zu einem Erzähler wider Willen avancierte,⁷⁸² aber auch durch *Madeleine Winklholzerin*, *Der kleine Stall* und *Tiberius scherzt* erwarb, ist unbestritten. Der Jurist Max Friedlaender (1873-1956), der ihm nach dem Ersten Weltkrieg erstmals begegnete, bringt seine Erscheinung und literarisch-künstlerisches Potential schon in der Frühzeit seines Schaffens auf den Punkt bringt: „Wilhelm Diess, ein junger Anwalt aus Niederbayern, sehr massig mit einem seltsamen dicken, kaum behaarten Schädel, ein intelligenter und künstlerisch interessierter Kerl, glänzender Erzähler von drolligen Geschichten (...)“.⁷⁸³

6.2.2.2 Anmerkungen zur Auswahl der Texte

Da sie in Wilhelm Diess' literarischem Schaffen eine zentrale Rolle gespielt haben, werden bei der Betrachtung seines Dialekts die bereits erwähnten Stegreifgeschichten im Mittelpunkt

⁷⁸¹ Vgl. Göttler 2007, S. 129

⁷⁸² Dies beweist allein die Tatsache, dass die mitstenographierten Stegreifgeschichten erst Jahre nach ihrem Entstehen bzw. ihrer Erzählung veröffentlicht wurden.

⁷⁸³ Friedlaender, S 79

stehen. Diese sind in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg „an Sommerabenden (...) in einem Freundeskreis auf der Bergwiese eines alten Bauernhauses erzählt worden“,⁷⁸⁴ wie ihr Urheber selbst angibt. Aus Wortprotokollen und Stenographien der Zuhörer entstand so eine umfassende Sammlung solcher, meist kürzerer Erzählungen. Wie es im Klappentext der Ausgabe von 1968 heißt, „charakterisiert (...) [Diess] in wenigen Strichen die Menschen seiner Heimat, läßt – ohne in Dialekt zu fallen – in der Bildhaftigkeit und Melodie seiner Sprache die bayerische Mundart durchklingen und würzt das Ganze mit durchtriebenem Humor“.⁷⁸⁵ Die Aussage, nicht in die Mundart zu verfallen, diese nur am Rande zu verwenden, mag auf den ersten Blick vielleicht überraschen. Im Folgenden wird zu zeigen sein, inwieweit dieser Behauptung Recht gegeben werden kann. Dafür wurden aus dem Band *Das Zahnweh* vier exemplarische Stegreifgeschichten ausgewählt, nämlich *In der Wachau*, *Es brennt*,⁷⁸⁶ *Wie der Pfarrer von Höhenstadt seinen Tod ankündigte* und *Der Loipertshamer, Gott hab' ihn selig*.⁷⁸⁷

6.2.2.3 Beschreibung von Diess' Dialektverwendung an vier Beispielen aus *Das Zahnweh*

Gemessen an der ursprünglich rein mündlichen Überlieferung der vorliegenden Geschichten, erweist sich bereits bei nur oberflächlicher Betrachtung das Erzähltempus als umgangssprachlich gefärbt. Hier soweit zu gehen und bereits von einem konkreten Hinweis auf die bairischsprachige Herkunft des Autors zu sprechen,⁷⁸⁸ wäre verfrüht. Festzuhalten ist zunächst das Perfekt als durchgehendes Erzähltempus, durchbrochen lediglich von sporadischen Wechseln ins szenische Präsens, was die genuine Mündlichkeit der Erzählungen bestärkt.

Tendenzen einer mehr mundartgeprägten ostoberdeutschen Standardsprache lassen sich im Bereich der Lexik konstatieren, wenn beispielsweise vom *Gang* (W, S. 11) im Sinne von ‚Hausflur‘ die Rede ist. In gleicher Weise verhält es sich bei Verwendung des Substantivs *Vakanz* (B, S. 14) für ‚Ferien‘, einem im bairischen Sprachraum zur Zeit der Entstehung der Stegreifgeschichten⁷⁸⁹ gängiger Begriff. Die an dieser Stelle bereits manifestierbare Tendenz zur Verwendung mundart- bzw. dem mündlichen, regional gefärbten Sprachgebrauch naher

⁷⁸⁴ Vorwort zu *Das Zahnweh*, S. 7

⁷⁸⁵ Klappentext zu *Das Zahnweh*, S. 1

⁷⁸⁶ Diese Erzählung verwendete auch Hans Göttler für seine Untersuchung von Wilhelm Diess' Dialektgebrauch (vgl. Göttler 2007, S. 129).

⁷⁸⁷ Die im Folgenden verwendeten Abkürzungen für die Stegreifgeschichten, deren Angaben sich auf den Band *Das Zahnweh* beziehen, sind „W“ für *In der Wachau* (vgl. a.a.O., S. 9-13), „EB“ für *Es brennt* (vgl. a.a.O., S. 14-18), „PH“ für *Wie der Pfarrer von Höhenstadt seinen Tod ankündigte* (vgl. a.a.O., S. 19-21) sowie „DL“ für *Der Loipertshamer, Gott hab' ihn selig* (vgl. a.a.O., S. 55-59).

⁷⁸⁸ In Anlehnung an Josef Martin Bauers These des Bairischen als einer Sprache ohne Imperfekt, die so fast haltbar ist, wenn man von der einzigen Ausnahme, nämlich *war*, absieht (vgl. Schmid 2012, S. 207).

⁷⁸⁹ Diese stellten die ersten Jahre nach 1918 dar (vgl. Diess, S. 7).

Lexeme wird bestätigt, wenn man ein weiteres Beispiel betrachtet. Das Adverb in *Gebrannt hat der Stadel schon ganz fest* (EB, S. 14) zeigt die im Vergleich zum Standard große Bandbreite an semantisch begründeten Verwendungsmöglichkeiten Bedeutung von *fest* im Bairischen zum Ausdruck der Intensität eines Sachverhalts; *fest* zur Illustration eines enormen Feuers würde der Standard nicht akzeptieren. Neben diesen Regionalismen erscheinen bei Wilhelm Diess aber auch reine Mundartausdrücke. Das erste erklärt der Verfasser selbst: *gefüllte Eierkörbe (mit richtigem Namen: Schwingen)* (EB, S. 15). Umso erstaunlicher ist, dass zunächst ein Standardsynonym gebraucht wird, das dann parenthetisch um das eigentliche, das Dialektwort, ergänzt wird.⁷⁹⁰

Dialektale und dialektnahe Lexeme, zumeist Substantive und Verben, treten immer wieder in Erscheinung, so *langen* statt *reichen* (DL, S. 55: *für ihn langt es schon*) oder *Holz* als für *Wald* (DL, S. 59: *wie er einmal im Holz gearbeitet hat*). Die Einleitung des Temporalsatzes mit *wie* im letzten Beispiel kann zumindest als regionalsprachlich bezeichnet werden, verlangte doch der Standard an dieser Stelle die Subjunktion *als*.⁷⁹¹ Zur Evokation der Geringfügigkeit wird im Dialekt *genug* gebraucht, wie der Textbeleg *es war wenig genug* (W, S. 12) illustriert. Der Satzbeginn *Der Korneder, ein einschichtiges altes Mandl* (EB, S. 17) beinhaltet gleich zwei dialektale Besonderheiten: Zunächst bedeutet das Adjektiv *einschichtig* ‚ledig‘, ‚nicht verheiratet‘ und steht per se nicht in wertendem Zusammenhang.⁷⁹² Zudem weist sich die Diminutivform *Mandl* aufgrund des Sprosskonsonanten /d/ als ostoberdeutsch aus. Sicherlich, Sprosskonsonanz, gerade beim Aufeinandertreffen von Nasal und Liquid,⁷⁹³ ist ein Phänomen, das die Standardsprache ebenso kennt,⁷⁹⁴ jedoch nicht bei Diminutivbildungen, wie dies hier der Fall ist.⁷⁹⁵ Die Bildung des Diminutivs allein mittels {-l} ist darüber hinaus, um den Anmerkungen zur Morphologie hier vorzugreifen, charakteristisch oberdeutsch; dies zeigen auch *Gatterl* (PH, S. 21) bzw. *Eisengatterl*⁷⁹⁶ (a.a.O.). Über besagten Korneder wird zudem berichtet, er habe *mitgehalten* (PH, S. 18), als

⁷⁹⁰ Bei Emerenz Meier erscheint *Schwinge* im Kompositum *Heuschwinge* (Bua, S. 368) ohne in den Kontext integrierte Erläuterung oder gar Annotation.

⁷⁹¹ Bei Max Peinkofer wurde darauf bereits hingewiesen.

⁷⁹² Einen leicht pejorativer Unterton kann *einschichtig* durchaus haben, wenn der Sprecher damit eine Wertung ausdrücken möchte und dem so Attribuierten den Anschein des aus gewissen, nicht näher benannten, sehr wohl aber bekannten Gründen nicht Verheirateten geben möchte.

⁷⁹³ In einer der folgenden Fußnoten wird am Rande auch das Aufeinandertreffen von Vibrant und Liquid behandelt werden.

⁷⁹⁴ Man denke an Wortformen wie *morgendlich*, *willentlich*, *wesentlich*, *wissentlich* etc.

⁷⁹⁵ Dieses Phänomen des Sprosskonsonanten /d/ zeigt sich im Bairischen beispielsweise auch in den Verkleinerungsformen von *Kannà*, *Henà*, *Dià*, nämlich *Kàndl*, *Hendl*, *Dià^dl*. Letztes Beispiel illustriert die nachgerade Ähnlichkeit von /d/ und /r/ in der Artikulation, da die Basis zu *Dià^dl* ja ein als /à/ artikuliertes /r/ enthält, welches aber in der Diminutivform durchaus auch zu /r/ werden kann, so dass hier die Formen *Dià^dl* und *Dià^rl* gleichberechtigt nebeneinander stehen.

⁷⁹⁶ Hier träte, da die Diminutionsbasis *Gatter* bereits auf einen Vokal endet, nur in sehr bemühter, fast schon hyperkorrekter Ausspracheweise ein Sprosskonsonant auf.

sich die Feuerwehr nach missglückter Brandbekämpfung und damit einhergehender Beschädigung seines Anwesens durch immense Mengen Löschwassers sich beim ortsansässigen Wirt mit Speisen und Getränken entsprechend gestärkt habe. Das Verb kann zwei unterschiedliche Bedeutungen haben. Entweder bezeichnet es die Eigenschaft des in Rede stehenden, an der Bezahlung der Zecherei beteiligt gewesen zu sein, oder eben – wahrscheinlich aus Gründen der Frustration – an derselben aktiv mitgewirkt zu haben. Der Kontext lässt eine Interpretation mit leichter Tendenz zu erster Erklärung zu; in jedem Fall liegt mit *mithalten* ein zwar der Form nach standardsprachliches Verb vor, dessen Verwendung aber Partizipation bei einer Sache ausdrückt, welche nicht näher bezeichnet zu werden braucht, weshalb es zumindest als mundartnah eingestuft werden kann. Dem gegenüber rein mundartlich ist das Substantiv in der Textpassage *seine Sache langsam herunterkommen lassen* (DL, S. 55), wobei hier eine Genusangleichung an den Standard erfolgt, da *Sache* in der Bedeutung ‚Anwesen‘, ‚Hausstand‘ oder allgemein ‚Eigentum‘⁷⁹⁷ im Bairischen Neutrum ist.

Als Austriazismus zu werten ist im Bereich der Lexik zu guter Letzt zunächst *Heurige(r)* (W, S. 9), was den jungen Wein des laufenden Jahres meint. Die Verwendung des Substantivs ist mit den Umständen der in der Erzählung geschilderten Konsumation dieses Weines durch den Erzähler in der niederösterreichischen Wachau. Ebenso stellt *Marellen* (W, S. 11) eine Obstbezeichnung, nämlich Aprikosen, dar, welche v.a. in Österreich gebräuchlich ist;⁷⁹⁸ Ammon zählt das Wort gar als „spezifische[n] Austriazismus“.⁷⁹⁹ Erstaunlich ist bei Diess lediglich die Schreibung mit <e> anstelle des zu erwartenden <i> entsprechend der Lautung /ɪ/, was allem Anschein nach die Anpassung an ein nicht ganz eindeutig artikuliertes /ɪ/ darstellt.⁸⁰⁰ Diese Vermutung festigt sich noch, wenn in die Überlegungen mit einbezogen wird, dass manche Wörterbücher beim Stichwort *Marelle* – sofern überhaupt dieses vorhanden ist – direkt auf den Eintrag *Marille* verweisen⁸⁰¹ sowie auf dessen Regionalsprachlichkeit. Einzig Paul gibt diverse Varianten und Aberrationen an und verweist auf die landschaftliche Verbreitung: „österr[eichisch] schles[isch]⁸⁰² ‚Aprikose‘, früher auch *Morelle* (nordd[deutsch]

⁷⁹⁷ Vgl. Zehetner 2005, S. 287, und Merkle, S. 104

⁷⁹⁸ Vgl. Ebner, S. 239

⁷⁹⁹ Ammon, S. 147

⁸⁰⁰ Weder Zehetner 2005 noch Grimm oder Ebner führen als mögliche Variante zu *Marille* etwa **Marelle* auf.

⁸⁰¹ So z.B. Duden, Universalwörterbuch (vgl. a.a.O., S. 988f.) oder Duden, großes Wörterbuch (vgl. a.a.O., Bd. 6, S. 2515); keine Erwähnung findet *Marelle* beispielsweise bei Mackensen oder – was in gewisser Weise erstaunt – bei Küpper.

⁸⁰² Die Interpunktion des Wörterbucheintrags wurde beibehalten; der Hinweis auf das Vorkommen in schlesischer Regionalsprache bietet zugleich – das nur sehr am Rande angesprochen – eine interessante historische Parallele, wonach sich in der Sprache der Bewohner Schlesiens, das bis zum Siebenjährigen Krieg (1756-1763) österreichisch war, auch nach dem Übergang zu Preußen (von kleinen territorialen Ausnahmen, genannt „Österreichisch-Schlesien“, abgesehen) dieses Lexem erhalten hat.

‚Sauerkirsche‘), *Marelle* (Gryphius) (...)“.⁸⁰³ Die dem partiell entgegenstehende Erwähnung des Lexems *Marelle* bei Mackensen für „(it[alienisch]) Sauerkirsche“⁸⁰⁴ erscheint eher ungewöhnlich, zumal es sich in den konsultierten Wörterbüchern um den einzigen Eintrag dieser Art handelt. Insgesamt also muss eingangs der Klärung dieses Substantivs die aufgestellte Vermutung der Verschriftung eines nicht eindeutig als /i/ artikulierten <i> als <e> vermutet werden.

Einer Erläuterung bedarf das Temporaladverb *hernach* in *Hernach hab’ ich mir überlegt, was mach’ ich jetzt* (W, S. 12). Zum Ausdruck der zeitlichen Abfolge würde man es aus heutiger Sicht stilistisch in die Nähe der Umgangssprache ansiedeln⁸⁰⁵ und stattdessen *nachher* fordern. Hinzuzufügen ist hier allerdings, dass *hernach* durchaus standardsprachlich ist, nur eben einem oberdeutsch geprägten, überregionalen Standard angehört, also als landschaftlich zu bezeichnen ist.

Morphologische Auffälligkeiten finden sich in den ausgewählten Textbeispielen bei Verwendung des Suffixes {-ler} zur Bildung von Geräuschsbezeichnungen mit verbaler Basis, die der Standard in diesem Verwendungszusammenhang so nicht kennt.⁸⁰⁶ Das Beispiel *Rumpler* (W, S. 12) kann exemplarisch für diese Art der Derivation stehen, wenn auch das Bairische tendenziell Bildungen mit {-er} oder auch {-erer} bevorzugt.⁸⁰⁷

Zudem muss hier auch auf Auffälligkeiten in der Flexion von Indefinitpronomina hingewiesen werden. Im Halbsatz *Eine innere Stimme hat mir gesagt, daß das wieder jemand nicht passen wird* (W, S. 10) steht besagtes Pronomen zwar im Dativ Singular, wird aber dennoch nicht mit dem standardsprachlichen Flexionsmorphem {-em} gebildet und ist stattdessen endungslos, was an der bairischen Verwechslung von Dativ und Akkusativ liegt, wobei im vorliegenden Fall die Akkusativform ohnehin mit derjenigen des Nominativ Singular zusammenfiel.⁸⁰⁸ Aus mit dem ergänzenden, in der Fußnote angegebenen Beispiel wird darüber hinaus klar, dass beim zitierten Satz insoweit eine Besonderheit vorliegt, als der Zusammenfall von Nominativ und Akkusativ bei Indefinitpronomen ohnehin nicht häufig eintritt; die Verwendung von *jemand* ist im Bairischen überdies selten, stattdessen präferiert

⁸⁰³ Paul 1966, S. 417

⁸⁰⁴ Mackensen, S. 600

⁸⁰⁵ Die Betonung auf der ersten oder zweiten Silbe macht hierbei keinen Unterschied.

⁸⁰⁶ Vgl. Duden Bd. 4, S. 524f. (§§941ff.): Das Suffix {-ler} wird dabei nur auf substantivischer Basis gebraucht, bei „Bildungen, deren Basiswort das (Akkusativ-)Objekt zu einem ‚Haben‘ (...) nennt“ oder bei „Bildungen, die Personen nach einem (im Basiswort genannten) Zugehörigkeits- bzw. Herkunftsbereich bezeichnen“.

⁸⁰⁷ Als Beispiele seien *Schnalzer* (zu *schnalzen*) oder der bereits erwähnte *Zünderer* (zu *zünden*) genannt.

⁸⁰⁸ Ein ergänzendes Beispiel mit gleichem Verb kann dieses Phänomen illustrieren: *Des weäd àn Buàm ned recht bàssn*. Hier liegt beim unbestimmten Artikel *àn* der Akkusativ vor, obgleich die entsprechende Dativform *àm* verlangt wäre.

die Mundart *oànà* oder *ebbà*. Insgesamt liegt bei der Formulierung *daß das wieder jemand nicht passen wird* also zwar standardliche Lexik vor.

Eine weitere Besonderheit liegt vor bei *Ich (...) bin auf die Straße herausgelaufen* (EB, S. 14). Hier fällt ein etwas ungewöhnlicher Sprecheraspekt auf, da sich, so gesehen, der Sprecher ja bereits auf der Straße befinden müsste. Streng genommen müsste es also lauten *auf die Straße hinausgelaufen*, die vorliegende Formulierung kann demnach als Interferenzerscheinung zwischen gesprochener und geschriebener Sprache gedeutet werden. Im Bairischen würde das Partizip mit {außi-} gebildet, was bereits die Bewegung vom Sprecher weg, also zur Straße hin, beinhaltet.⁸⁰⁹ Allerdings lässt dies von der Position der Standardsprache aus allein vom Formbestand her keine Unterscheidung zu, ob die Bewegung nun vom Sprecher weg (*hin-*) oder zum Sprecher hin (*her-*) erfolgt. Im Zuge der Anpassung an den Standard wurde von Wilhelm Diess eine der beiden möglichen Formen gewählt, ohne allerdings den eigentlich korrekten Aspekt zu berücksichtigen, was auf der anderen Seite aber wieder ein Hinweis auf seine feste sprachliche Verankerung im Dialekt ist; ausgehend von der Mundartform wird unabhängig davon diejenige der Standardsprache gebildet. Die Richtigkeit dieser Interpretation wird unterstützt durch die durchaus korrekte Anwendung des Aspekts an einer anderen Stelle derselben Erzählung: *Man hat uns heraufgerufen, wir sollen schauen, daß wir herunterkommen, das Dach brenne schon* (EB, S. 16).

Das zuletzt zitierte Textbeispiel beinhaltet, vom Standpunkt der Standardsprache gesehen, eine nicht konsequente Verwendung des Konjunktivs in der indirekten Rede bzw. der Redewiedergabe.⁸¹⁰ Dies liegt in der Tatsache begründet, dass die Erzählungen mündlich entstanden sind und auch in schriftlicher Form ihrer originären Mündlichkeit Ausdruck zu verleihen suchen. Dass es dabei zu Phänomenen wie in *Man hat uns heraufgerufen, wir sollen schauen, daß wir herunterkommen* (a.a.O.) und *Der Machl Hans hat gesagt, solange noch Eier da sind, geht er nicht* (a.a.O.) kommt, ist allerdings auch nicht dialektaler Natur, sondern spiegelt eine Umgangssprache wider, wie sie in weitesten Teilen des deutschen Sprachraums üblich ist. Ein Schwund des Konjunktivs in mündlicher Kommunikation ist unabhängig von der Region zu konstatieren. In gleicher Weise nicht dialektal, sondern lediglich einer großregionalen Umgangssprache zuzuordnen sind die zahlreich auftretenden Apokopierungen in diversen Verbalformen, beispielsweise der 1. Person Singular Indikativ Präsens Aktiv, die noch dazu großteils (aber nicht durchgängig) mit Apostroph versehen sind (W, S. 8-13: *hab'*;

⁸⁰⁹ Vgl. Merkle, S. 180

⁸¹⁰ Es handelt sich beim angegebenen Fall sowie beim noch folgenden Textbeleg nicht um direkte Rede ohne Kennzeichnung durch gesonderte Interpunktion, da an anderen Stellen der hier analysierten Stegreiferzählungen durchaus Anführungs- und Schlusszeichen bei direkter Rede Verwendung finden.

W, S. 11, 12: *hör'*; W, S. 12: *hör'*; EB, S. 14: *zu Haus*; EB, S. 14: *treff'*; DL, S. 55: *drum*). Der selbe Fall liegt vor bei der schwachen Flexion standardsprachlich starker Verben, so zu erkennen bei *hat sich im Friedhof dann nach rechts gewendet* (PH, S. 21).

Im Bereich der Morphologie ist zudem noch auf die Konstruktion einer standardlich nicht korrekten Tempusform hinzuweisen. Im Hauptsatz *Die Tageshelle ist verschwunden und in Dämmerung übergegangen gewesen* (PH, S. 20) liegt insgesamt die bairische sogenannte „vierte Vergangenheit“⁸¹¹ aus konjugiertem Auxiliarverb, Partizip II des Vollverbs und folgend zusätzlich Partizip II des Auxiliarverbs vor.

Der Satz *Er merkt nicht, daß sie gut hergewachsen sind* (DL, S. 55) beinhaltet ein Präfix als Wortbildungsbestandteil, das im Dialekt perfektiven Charakter besitzt. Was {her-} ausdrückt, bezeichnet das im folgenden Verb Ausgedrückte, wobei größeres Gewicht auf dem Ergebnis des Prozesses gelegt wird. Zwei weitere Belege in direkten Reden der Stegreifgeschichte *Der Loipertshamer, Gott hab' ihn selig* bezeugen dies: *herfüttern* (DL, S. 58) und *hergestochen* (a.a.O.). Das Präfix {her-} kann im Bairischen durchaus aber ebenso direktionalen Charakter in Verbindung mit Verben der Bewegung haben, wie das Beispiel *herbringen* illustriert. Die Version {daher-} hat ebenfalls perfektiven Charakter, allerdings liegt hier das Hauptaugenmerk mehr auf dem Prozess liegt denn auf dem Ergebnis. Zudem generieren die im Folgenden genannten Beispiele mit {daher-} einen negativen Beigeschmack bei Sprecher wie Hörer: Wen es *dàherweàglt* oder wer *dàherghaut* wird, wird so Manches erduldet haben müssen, während man das Vieh *herfuàdàn* kann oder kalter Wind ziemlich *dàherwàchlt*,⁸¹² was sich mehr auf das Ergebnis hin konzentriert, die Satttheit der Tiere bzw. das Frieren des Sprechers. Ein in seiner Verwendung und Bedeutung ebenfalls perfektives, mundartliches Präfix ist {zusammen-}, so in *der Stadel war schon zusammengebrannt* (EB, S. 16) zum Ausdruck des durch Feuer bereits vollends zerstörten Heuschobers; dass gerade bei *Stadel* auch ein ostoberdeutsches Lexem vorliegt, darauf wurde bei der Betrachtung Emerenz Meiers bereits hingewiesen.⁸¹³

Im Bereich der Nomina propria und Nomina appellativa ist festzustellen, dass beide konsequent unter Verwendung des bestimmten Artikels auftauchen: *der Machl Hans* (EB, S. 14, S. 16, S. 17), *den Korneder* (EB, S. 17), *der Korneder* (EB, a.a.O., S. 18), *die Weberinnen* (EB, S. 15), *die Weberin* (EB, a.a.O.). Dieses Phänomen wurde bereits an mehreren Stellen der Arbeit erörtert und als Regionalismus identifiziert.

⁸¹¹ Vgl. hierzu Kaspar 2012, S. 143ff.

⁸¹² Die hier für den sprachlichen Heimatbereich Diess' charakteristische, aber nicht durchgeführte /l/-Vokalisierung, die die Form *dàhergwàchet* entstehen ließe, erfolgte aus Gründen der Verständlichkeit.

⁸¹³ Vgl. DB, S. 35

Nach lexikalischen und morphologischen Besonderheiten nun noch kurz zu solchen syntaktischer Natur. Auch hier zeigen sich in den behandelten Texten ostoberdeutsche Färbungen, wie sich allein an der Tendenz zur Spitzenstellung des Partizips II bei mehrteiligen Prädikaten im Hauptsatz zeigt. *Gereget hat es überhaupt nicht* (W, S. 9), – *umgedreht hab' ich mich immer noch nicht* – (W, S. 12), *Gebrannt hat der Stadel schon ganz fest* (EB, S.14), *Passiert ist ihm nichts* (EB, S. 16), *geredet worden ist nichts* (PH, S. 20) sind charakteristische Beispiele. Im Bairischen ist diese Spitzenstellung regelkonform und dient nicht zwangsläufig der besonderen Kennzeichnung oder Evozierung der Satzaussage.

Insgesamt dürfte aber durch die Analysen deutlich geworden sein, wie stark Diess' Texte der Mündlichkeit entspringen, von ihr und erst durch sie ihre Wirkung entfalten und somit auch charakteristische, regionalsprachlich-dialektale Prägung nicht nur zwangsläufig beinhalten, sondern sie sogar bedingen.

6.2.3 Heinrich Lautensack

6.2.3.1 Kurzbiographie



Abb. 15: Heinrich Lautensack (1881-1919)

Am 15.07.1881 wird in Vilshofen, das sich seit 2004 „Vilshofen an der Donau“ nennt, zwanzig Kilometer flussaufwärts von Passau, dem Textilkaufmann Heinrich Lautensack (1854-1909)⁸¹⁴ und seiner Ehefrau Eva, geb. Finkel (1860-1882),⁸¹⁵ die sich nur zeitweise in der Stadt, namentlich in der Donaugasse, aufhalten, ein Sohn geboren.⁸¹⁶ Einen Tag später erhält dieser bei der Taufe in der Stadtpfarrkirche den Vornamen Heinrich, als Paten

⁸¹⁴ Vgl. NDB Bd. 13, S.730

⁸¹⁵ Vgl. a.a.O.

⁸¹⁶ Der Taufeintrag gibt als Ergänzung des Aufenthaltsorts des Vaters an „z. Zt.“ (Archiv des Bistums Passau, Pfarrmatrikeln Vilshofen Bd. 8, S. 140)

fungieren Verwandte des Vaters aus Regensburg, die Eheleute David und Eva Lautensack.⁸¹⁷ Obgleich die sprachliche Verbindung zu Bayern, namentlich zu Niederbayern, dem kleinen Heinrich wahrlich nicht in die Wiege gelegt war – der Vater stammte aus dem pfälzischen Carlsberg, heute dem Landkreis Bad Dürkheim zugehörig –, sollte aus ihm doch einer der bekanntesten Söhne Vilshofens werden.

Aufgewachsen unter der Ägide einer strengen Familie, aber noch mehr unter der eines noch strengeren Katholizismus in Passau, sollte Lautensack die Region seiner Geburt schon nach Beendigung der Pflichtschulzeit verlassen. In der Landeshauptstadt München besucht er die Industrieschule, um danach, 1899, ein Studium der Mathematik zu beginnen, aber abzuberechnen. Die Eindrücke, Verlockungen und Möglichkeiten der Großstadt, namentlich der Bohèmeszene im noblen Stadtbezirk Schwabing, üben eine nie gekannte Faszination aus. Heinrich Lautensack zieht das Künstlerdasein dem vergleichsweise sicheren Leben als Mathematiker vor und schließt sich 1901 dem Kabarett *Die elf Scharfrichter* an, u.a. um Otto Falckenberg (1873-1947), Leo Greiner (1876-1928), Ernst Neumann-Neander (1871-1954) und Frank Wedekind (1864-1918). Gerade die Begegnungen mit Letzterem erweisen sich als Schlüsselszenen in Lautensacks Leben. Er bezeichnet sich als treuer Schüler Wedekinds,⁸¹⁸ wobei dieses Eigenurteil in der Retrospektive nicht immer einhellige Zustimmung findet⁸¹⁹ und auf die ledigliche Oberflächlichkeit von potenziellen Wedekind-Adaptionen verweist. Jedoch markiert die Zeit bei den *Scharfrichtern* und unter Wedekinds Einfluss den Beginn seiner verstärkten schriftstellerischen Tätigkeit. Während dieser Zeit kommt es, vermutlich 1904, sogar zur Begegnung mit Emerenz Meier, welche ihn gemeinsam mit ihrer Schwester Maria besuchte⁸²⁰ und als amüsanten, vielleicht etwas schrägen Zeitgenossen kennenlernte: „Lieber Hans“, schreibt sie an Carossa nach Passau, „denke Dir, ich habe Lautensack aufgesucht!!! – Heut noch muß ich lachen, wenn ich an das komisch Erlebnis denke.“⁸²¹

Heinrich Lautensack verfasst und veröffentlicht Gedichte in Richard Scheids (1876-1962) *Avalun. Ein Jahrbuch neuer deutscher lyrischer Wortkunst*⁸²² und erschafft kabarettistische Szenen – gerade diesem Milieu wird er beinahe zeitlebens treu bleiben. Nach Auflösung der *Scharfrichter* 1904⁸²³ folgen kabarettistische Wanderjahre und schließlich 1908 seine Ansässigmachung in Berlin – erneut ist es also eine pulsierende Metropole, der sich

⁸¹⁷ Vgl. a.a.O.

⁸¹⁸ Vgl. Ernst 1993, S. 77

⁸¹⁹ So schreiben Vogt/Koch (et al.) mit Hinweis auf Lautensacks psychische Erkrankung, er sei „nicht eigentlich sein Schüler zu nennen“ (Vogt/Koch, Bd. 3, S. 247).

⁸²⁰ Dies belegt ein Brief an Hans Carossa vom 22.07.1904: „(...) [I]ch habe Lautensack aufgesucht!!! (...) Wir, Mari u[nd] ich, (...) gingen zu den Scharfrichtern auf die Bude.“ (EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 223)

⁸²¹ EM, hg. von Göttler, Bd. 2, S. 223

⁸²² Vgl. Fromm, S. 137

⁸²³ Vgl. NDB, Bd. 13, S. 711f.

Lautensack annähert, und wieder ist es das Leben in ihr, das ihn beseelt und inspiriert. Es beginnt eine literarisch äußerst produktive Zeit, indem eine Vielzahl seiner Theaterstücke in der Hauptstadt des Kaiserreichs entsteht. Außerdem arbeitet er seit 1912 als Drehbuchautor und Dramaturg beim Berliner Film, fertigt Übersetzungen an, u.a. von Gilbert Keith Chesterton (1874-1936), Maurice Barrès (1862-1923) und Paul Claudel (1868-1955),⁸²⁴ gibt zeitweise die Zweimonatsschrift *Die Bücher Maiandros* heraus und kommt in Kontakt mit dem Expressionismus.⁸²⁵ Privat scheitert die Ehe mit der Schauspielerin Dora Harnisch (1873-1926), die sich Dora Stratton nennt, 1910 erfolgt die zweite Hochzeit mit Betty Eisner, ebenfalls Schauspielerin von Beruf.

Beim Begräbnis seines Freundes Frank Wedekinds⁸²⁶ im März 1918 auf dem Münchner Waldfriedhof treten bei Heinrich Lautensack die ersten Anzeichen einer schwerwiegenden psychischen Erkrankung auf. Einen Großteil der folgenden Zeit wird er in geistiger Umnachtung in mehreren Nervenheilanstalten verbringen, bevor er am 10.01.1919, 37 Jahre alt, in Eberswalde bei Berlin stirbt, angelangt am Ende einer „via crucis“, wie Petra Ernst ihre Monographie zu Leben und Werk des gebürtigen Niederbayern betitelt.⁸²⁷ An dieser Stelle gelingt der Brückenschlag zu Lautensacks Herkunft. Obgleich schon früh aus Passau weggegangen, erweist sich doch die Prägung durch die Heimatregion und seine kindlich-jugendlichen Erfahrungen als in seinem Werk beinahe durchgängig manifestierbar. Immer wieder behandelt Heinrich Lautensack den Themenkomplex Katholizität,⁸²⁸ der wie kaum ein anderer den streng gläubigen Katholiken Lautensack auszeichnete. Dass seine Werke hier gerade starker autobiographischer Färbung sind, bleibt unbestritten. Nichtsdestotrotz erschöpft sich sein Werk nicht in gar verklärender Heimattümelei. Als „Bürgerschreck“ war Heinrich Lautensack gerade dort aktiv, wo auch die Beschäftigung mit seiner Heimat, ihren Werten und ihrer Religiosität im Vordergrund steht: Die Komödie *Hahnenkampf* (1908), die *Pfarrhauskomödie* (1911) und *Das Gelübde* (1916) „kreisen um (...) [den] Konflikt zwischen heuchlerischer Sexualmoral und natürlicher Sinnenhaftigkeit innerhalb einer provinziellen Honoratiorengesellschaft“.⁸²⁹ Die Werke gelten bisweilen „als derb-sinnliche Variante des Expressionismus“,⁸³⁰ was freilich eine nicht zu reflektierte Sichtweise von Lautensacks Werk darstellt, das nur schwerlich derart einer literarischen Epoche – und sei es auch nur einer Spielart davon – zuzuordnen ist.

⁸²⁴ Vgl. a.a.O.

⁸²⁵ Vgl. Brunner, S. 93

⁸²⁶ Vgl. Vogt/Koch (et al.) Bd. 3, S. 247

⁸²⁷ Ernst 1993: *Via crucis: Heinrichs Lautensacks Leben und Werk* (genaue Angaben siehe Literaturverzeichnis).

⁸²⁸ Vgl. Ernst 1993, S. 23

⁸²⁹ NDB Bd. 13, S. 711

⁸³⁰ Fromm, S. 139

Sein *Altbayerischer Bilderbogen* wird als Ganzschrift postum erst 1920 publiziert⁸³¹ und offenbart hier neben dem Dramatiker, Lyriker und Kabarettisten Lautensack einen genialischen Erzähler mit Liebe zum und Blick für das Detail bäuerlichen Alltags im Verlauf eines Kirchenjahres. Als Heimkehrender tritt der Erzähler hier auf, der kongruent mit dem sich erinnernden Autor ist⁸³² und der die Grenzen zwischen Erinnerung und Narration verwischt.

Mag man Heinrich Lautensack heute weniger mit Niederbayern als vielmehr mit Berlin in Verbindung bringen – eine nach ihm benannte Straße sowie eine Gedenktafel am Geburtshaus in Vilshofen leisten ihren Teil zur Erinnerung an wohl eines der berühmtesten Kinder der Kleinstadt an der Donau, zu denen sicherlich auch Josef Groll (1813-1887), Markus Koch (1879-1948) und Ruth Drexel (1930-2009) zählen dürfen.



Abb. 16: Gedenktafel an Lautensacks Geburtshaus in Vilshofen an der Donau

6.2.3.2 Exemplarische Betrachtung und Analyse von Auszügen aus der *Pfarrhauskomödie*

Das Drama aus Lautensacks Feder, mit dem vielsagenden Untertitel *Carmen sacerdotale* versehen, zeichnet sich in erster Linie durch seine vergleichsweise langen und ausführlichen Regieanweisungen aus, hinter denen beinahe die Dialoge zurückzutreten scheinen. Der satirische, auch zynische Blick des Autors auf die dörflich-archaische bis bigotte Weltsicht und Gesellschaft Bayerns um die Jahrhundertwende tritt dem Leser hier recht unmittelbar gegenüber. Aufgrund der Textfülle war es an dieser Stelle daher auch nur möglich,

⁸³¹ Vgl. Brunner, S. 144

⁸³² Vgl. hierzu Fromm, S. 141

exemplarische Betrachtungen der *Pfarrhauskomödie*⁸³³ vorzunehmen. Hierfür wurden die ersten vierzehn Seiten der Buchausgabe⁸³⁴ bis zu der Regieanweisung, dass Ambrosia lange weint,⁸³⁵ zu Rate gezogen. Die beiden im Auszug handelnden Figuren sind der Pfarrer Achatius und seine Haushälterin Ambrosia, in Personalunion Achatius' Geliebte und Mutter des gemeinsamen Kindes. Beide sind soeben, zur Zeit der sonntäglichen Frühmesse, im gemeinsamen Disput über ihr gegenwärtiges und zukünftiges Verhältnis. Die einleitenden und immer wieder ausführlich unterbrechenden Regieanweisungen sprechen dabei von der *Luft* (...) *hier innen* (S. 7: *Was die Luft angeht, so ist die hier innen ebenso dick*). Abgesehen von der Verwendung des bestimmten Artikels zur Konstitution einer Koreferenzkette zu *Luft*, was auf den heimat Sprachlichen Hintergrund des Verfassers hindeutet, kann bei *hier innen* eine Übertragung aus der gesprochenen Sprache vorliegen, die in Lautensacks Fall allem Anschein nach *herinnen* lautet. Diese These stützt auch Ambrosias Aussage *Ich hab ihr gesagt, du bist noch da herin* (P, S. 12), die das ostoberdeutsche Adverb zur Anzeige des Raumes verwendet, in dem auch sie als Sprecherin sich befindet.⁸³⁶

Dialektgeprägte Lexeme finden sich nur wenige, so beispielsweise *Koprator* (P, S. 12), wobei dieses eine Zwischenstellung zwischen einem Mundartlexem und einem standardsprachlichen mit mundartlicher Lautung einnimmt. Zunächst handelt es sich ja um die bairische Realisierung von *Kooperator*, eines meist jungen priesterlichen Gehilfen des ortsansässigen Pfarrers. Die Aussprache [ko'bràddà] ist eindeutig dialektal und in dieser Weise auch in vorliegendem Text verschriftet. Zehetner weist darauf hin, dass die „Bez[eichnung] K[operator] amtssprl. veraltet, doch ugs. durchaus noch geläufig“⁸³⁷ ist. Der Dialekt hat also ein aus dem offiziellen Gebrauch gefallenes Substantiv in regionaler Lautung als gängiges Lexem konserviert. Zur Zeit der Abfassung der *Pfarrhauskomödie* war *Kooperator* die offizielle Bezeichnung eines katholischen Kaplans, so dass festgehalten werden muss, dass aus Sicht der Zeit lediglich eine mundartliche Lautung vorliegt, vom heutigen Standpunkt aus betrachtet aber ein sich dialektal verselbstständigtes Substantiv. Eindeutigere Aussagen lässt *unser(n) Herrgott* (P, S. 13) zu. Zwar durchaus im gesamten Sprachraum gebräuchlich, ist jedoch die Präferenzierung von *Herrgott* vor *Gott* ein Hinweis auf die Herkunft des Autors: „Kein Dialektsprecher würde von *Gott* sprechen, stellt dieses Lexem doch ein (...) selten

⁸³³ Im Folgenden abgekürzt mit „P“

⁸³⁴ Die im Folgenden verwendeten Seitenangaben beziehen sich entsprechend auf Lautensack 2011 (detaillierte bibliographische Angaben im Literaturverzeichnis).

⁸³⁵ „Sie weint Weint sehr und lang. Weint, wie um sich zu erlösen. Denn nun ist manches ausgesprochen, und für manches andere, das noch unausgesprochen blieb, gibt es in dieser altbayerischen Denk- und Redeweise keine Worte.“ (Lautensack 2011, S. 14)

⁸³⁶ Vgl. hierzu Zehetner 2005, S. 180

⁸³⁷ A.a.O., S. 213

[isoliert] als solches verwendetes dar (...); dem Bayern ist und bleibt er der *Herrgott*, manchmal sogar *unser Herrgott*“.⁸³⁸ Eine direkte Dialektanzeige liegt vor beim Adverb *dortmals* in *Dortmals hast du so gsagt* (P, S. 13f.). Bereits Grimm verweist darauf, dass hier ein Synonym „bei süddeutschen schriftstellern für ‚damals‘“⁸³⁹ vorliegt; Zehetner führt es als eigenes Lexem auf mit den Erläuterungen „damals, (...) seinerzeit“.⁸⁴⁰ Als zwar großregional, aber oberdeutsch einzustufen ist *nimmer* (P, S. 11) für *nicht mehr*. Schwieriger verhält es sich jedoch an folgenden beiden Textstellen, die Aussagen der Ambrosia darstellen: *Das ist keine Sund nicht* (P, S. 13), *Denn ich bin frei von Sund* (a.a.O.). Hier interessieren weniger die mundartliche doppelte Verneinung, die nicht stilistische Litotes als vielmehr eine systemreguläre Art der Negation darstellt, oder die Synkopierung des Auslauts. Vielmehr erstaunt die nicht vorgenommene Realisierung des Umlauts /y/ in *Sünde* bzw. seiner bairischen, entrundeten Entsprechung /ɪ/ in *Sind* an diesen Stellen, zumal parallel dazu auch die standardsprachliche Variante der Figur des Achatius in den Mund gelegt wird: *Ambrosia, das mit der Sünde, das mit dem Sündgefühl, das du mir gsagt hast, mit dem nicht Aufschau können* – (a.a.O.). Als eigenständiges Lexem ist *Sund* dem Dialekt unbekannt,⁸⁴¹ eine Fortführung der mittelhochdeutschen Variante *sunde*, die zudem eher im niederdeutschen Sprachraum verbreitet ist,⁸⁴² scheidet ebenso aus wie eine sehr kleinregionale Lautung der Passauer Gegend, wo Lautensack aufgewachsen ist. Es kann nur vermutet werden, dass der Autor an dieser Stelle bewusst mit dem Dialekt spielt, zumal beide Varianten von *Sünde* unterschiedlichen Personen des Stücks in den Mund gelegt werden,⁸⁴³ und eine so nicht existente Form verwendet, um in diesem Fall Ambrosia und ihre Ansichten und Wertvorstellungen unter Umständen auf recht subtile Weise zu decouvrieren und dem wohl theologisch gebildeten Priester seine nicht einmal des (Standard-)Deutschen fehlerfrei mächtige Haushälterin gegenüberzustellen, welche noch dazu seine Geliebte ist.

Was bereits am Rande angesprochen wurde, soll nun in den Mittelpunkt der Betrachtungen gerückt werden, nämlich morphologische Auffälligkeiten. Regionalsprachlich, wenngleich auch nicht als solche dialektal, erscheinen Apokopierungen und Synkopierungen, beispielsweise in *Junggesell* (P, S. 7), *Ich glaub, an sieben Stund* (P, S. 10), *Du, ich mein, sie kommt. (...) Ich hab ihr in der Küch' draußen (...)* (P, S. 12), *Ja, in heiliger Beicht* (P, S. 13). Synkopierungen liegen vor bei *hingstellt* (P, S. 12), *ang'richt* (a.a.O.), *angfangt* (P, S. 13),

⁸³⁸ Kaspar/Kaspar 2013; hier wird zudem verwiesen auf Zehetner 2005, S. 156.

⁸³⁹ Grimm Bd. 2, Sp. 1309

⁸⁴⁰ Zehetner 2005, S. 102

⁸⁴¹ Vgl. hierzu Grimm, Schmeller, Zehetner 2005; das niederdeutsche Substantiv *Sund* für ‚Meerenge‘ kann hier keine Rolle spielen (vgl. hierzu u.a. auch Schmeller Bd. 2, Sp. 228).

⁸⁴² Vgl. Grimm Bd. 20, Sp. 1109

⁸⁴³ Ambrosia spricht von *Sund*, Achatius hingegen von *Sünd*.

gsagt (a.a.O., S. 14), *Aufschaun* (P, S. 13). Besonderheiten im Bereich der Morphologie sind darüber hinaus im Zeromorphem bei der Bildung des Plurals von *Monat*, nämlich *Monat* (S. 10), zu nennen; ebenso fällt das enklitische Pronomen in *Hörst?* (P, S. 9) auf. Letzteres sind zwar großregionale Phänomene und nicht ausschließlich ein ostoberdeutsche Besonderheiten, jedoch bei Heinrich Lautensack zweifelsfrei auf seine heimatssprachliche Umgebung zurückzuführen. Eindeutig bairisch ist das unter dem Stichwort der Synkopierung schon genannte Partizip II *angfangt* (P, S. 13). Hier liegt die Beibehaltung der dialektal schwachen Konjugation des Verbs *anfangen* vor. Bei der Formulierung des Konjunktivs I erscheint zwar eine umgangssprachliche Konstruktion, jedoch basiert diese allem Anschein nach ebenso auf der Umsetzung einer großregionalen Verkehrsmundart. Wenn Ambrosia sagt *Wenns nicht so schwer sein tät* (S. 10), liegt zwar eine Umschreibung von *wäre* (dialektal *wààr* oder *wààràd*)⁸⁴⁴ aus dem Vollverb *sein* und dem Auxiliärverb *tun* vor; jedoch kennt das Bairische ebenso diese Ersatzform, *sēi dààd* oder *sēi dààdàd*. Insoweit liegt hier die Übertragung einer mundartlichen Form in den Standard vor, jedoch präferiert der Autor eine überregionale Konstruktion an Stelle der basisdialektal agglutinierend gebildeten Form, orientiert sich also bewusst mehr an der Hochsprache.

Zu diesem Schluss ist auch zu gelangen, wenn man die Verwendung des bestimmten Artikels bei Nomina propria, die sowohl aus Vor- als auch aus Vor- und Familiennamen bestehen, betrachtet, so bei *die Ambrosia* (P, S. 8f., S. 12), *die Irma Prectl* (P, S. 8), *Die Irma* (P, S. 9). Eine Inversion bei der Verbindung aus Vor- und Familiennamen, wie sie die Mundart eigentlich erwarten ließe, liegt jedoch nicht vor. Dies kann auf das Bestreben des Autors zurückgeführt werden, zwar durchaus und bewusst regional gefärbte Sprache zu verwenden, dabei jedoch trotzdem auf stärker dialektale Strukturen zu verzichten. Hierbei muss auch mit einbezogen werden, dass Lautensack seit 1907 in Berlin lebte.⁸⁴⁵

6.2.3.3 Beispiele aus dem lyrischen Werk

Hier sollen drei Gedichtbeispiele genügen, die Ballade *Das verstörte Fest*⁸⁴⁶ und das städisch-kabarettistische Gedicht *Die Apotheose der Zahnbürste*,⁸⁴⁷ eines von sechs Werken des Flugblatts *Das Schlafzimmer*, sowie aus der Sammlung *Die Votivtafeln der Liebe* die Ballade

⁸⁴⁴ Bei dieser Form wurde die ohnehin konjunktivische zusätzlich noch um das Konjunktiv-I-Suffix {-äd} ergänzt; sie steht gleichberechtigt neben *wààr*.

⁸⁴⁵ Vgl. Kristl, S. 15f.

⁸⁴⁶ Vgl. Lautensack 1986, S. 440, im Folgenden abgekürzt mit „DF“; *Die Apotheose der Zahnbürste* ist das erste von sechs Gedichten des Flugblatts, ihm folgen, im Titel ähnlich, *Die Apotheose des Bettes*, *Die Apotheose des Bidets*, *Die Apotheose des Kleiderkastens*, *Evoo Monogamus* und *Porträt, aus Haaren verfertigt*.

⁸⁴⁷ Vgl. Lautensack 1911, S. 3, im Folgenden abgekürzt mit „DA“.

Die blinde Hafnerin bei den Felsen.⁸⁴⁸ Während das reichlich satirische Plädoyer für das *edle Instrument* (DA, V. 9) Zahnbürste als Grund der Verjüngung des lyrischen Ich nach durchzechter Nacht darstellt, um danach bereit zu sein für *Morgenkuss und – Morgenschäferstunde* (DA, V. 15), geht vom zweiten Gedicht eine eher düstere Stimmung von den handelnden *Spukgestalten* (DF, V. 3) *Zauberer, Teufel, Wichte und Lemuren* (DF, V. 9) aufgrund der angehaltenen Uhren aus, die sich am Ende jedoch durch den beginnenden Tag – *Tag ward* (DF, V. 24) – zumindest partiell wieder auflöst.

Die ersten beiden lyrischen Werke sind durchgehend im Standard verfasst, etwaige Synkopierungen oder Apokopierungen – wie exemplarisch die Beispiele *steh'n* (DA, V. 4), *aufschnauf* (DA, V. 2), *hab' ich* (DA, V. 11), *wollt'* (DA, V. 12), *Zauberer* (DF, V. 9), *Goldner* (DF, V. 10), *flohn* (DF, V. 21) zeigen – erfolgen aus Gründen der Metrik. An anderen Stellen erscheinen eher archaische Lexeme und Strukturen: *was deucht mir schier?* (DA, V. 2), *tauig frisch* (DF, V. 17), *eine Huldgestalt* (DF, V. 20), *Tag ward* (DF, V. 24).

Dennoch deuten vereinzelte Strukturen auf die heimat Sprachliche Umgebung Lautensacks hin bzw. seine Prägung durch großregional-dialektale Faktoren. Im ersten der beiden Gedichte, der *Apotheose der Zahnbürste*, ist es die Formulierung eines Vergleichs mit *als wie: als wie ein junges Tier* (DA, V. 1) und *als wie ein Leimtopf* (DA, V. 6). Was den Anschein des Umgangssprachlichen erweckt, ist sicherlich auf ostoberdeutsche Strukturen zurückzuführen. Am deutlichsten treten die sprachlichen Wurzeln des Verfassers jedoch bei *aufschnauf'* (DA, V. 2) hervor, womit nicht die Apokope gemeint ist. Statt eine konjugierte Form des Verbs *aufatmen* zu verwenden,⁸⁴⁹ erscheint *schnaufen* als Basis. Dem wäre zunächst wenig Regionalsprachlichkeit anzumerken. In Verbindung mit dem postponierbaren Präverb {auf-} entsteht jedoch ein ausschließlich im ostoberdeutschen Raum gebräuchliches Verb. Die Tatsache also, dass Lautensack dieses Verb bildete, deutet auf seine dialektalen Ursprünge hin. *Das verstörte Fest* hingegen lässt keine derartigen Hinweise auf die sprachgeographische Herkunft seines Autors zu.

Die Ballade *Die blinde Hafnerin bei den Felsen* beinhaltet gleich bzw. ähnlich den beiden anderen Gedichten weder reine noch latente Dialektinflüsse. Ein Regionalismus erscheint lediglich bereits im Titel mit *Hafnerin*, der weiblichen Form des gesamtoberdeutschen Lexems für den Beruf des Töpfers.⁸⁵⁰ Darüber hinaus ist einzig eine weitere Auffälligkeit zu

⁸⁴⁸ Vgl. Lautensack 1966, S. 46; im Folgenden abgekürzt mit „DH“.

⁸⁴⁹ Die metrische Gestaltung des Gedichts ließe freilich nur eine aus zwei Silben bestehende Flexionsform zu, jedoch wäre eine Apokopierung des Auslauts durchaus möglich, wenn auch nicht unbedingt die stilistisch eleganteste aller Lösungen.

⁸⁵⁰ Vgl. Duden Bd. 1, S. 332, und Zehetner 2005, S. 167; beide verweisen auch auf die mögliche Bedeutung des (Kachel-)Ofensetzers.

nennen: *Ich seh von Bäum und Bergen eine Welt* (DH, V. 24). Die Flexionsform *Bäum* im Dativ Plural erscheint in ihrer apokopierten Form der dialektalen, *Bàim* oder *Bààm*,⁸⁵¹ gleich, was auch wegen der erhalten gebliebenen Umlautung des Stammdiphthongs zu vermuten wäre. Aufgrund der Tatsache, dass die gesamte Ballade jedoch im Standard und ohne regionale Färbung verfasst ist, ist davon auszugehen, dass *Bäum* lediglich eine apokopierte Pluralform darstellt, verkürzt um das Flexionsmorphem {-e} bei Erhaltung des zentralen /ɔ̃/. Apokopen und Synkopen sind im Übrigen Phänomene, welche an recht zahlreichen Stellen des Gedichts erkennbar sind und welche jeweils metrisch⁸⁵² erklärbar sind: *wußt* (DH, V. 3), *find* (DH, V. 10), *seh* (DH, V. 24), *lieg* (DH, V. 45) bzw. *eins* (DH, V. 5), *Fraun* (DH, V. 9, V. 21), *gehn* (DH, V. 18) und *nahn* (DH, V. 32). Auf metrischen Erwägungen, um den regelmäßigen Wechsel von Senkung und Hebung zu gewährleisten, basieren auch Kontraktionen aus Subjunktion oder konjugierter Verbform und folgendem Personalpronomen, so bei *wenns* (DH, V. 10) und *ström̃ts* (DH, V. 38), und eine vergleichsweise archaische Verbform, nämlich *rinñet* (DH, V. 35) mit rückgängig gemachter Nebensilbenabschwächung. Auffallende Poetizismen⁸⁵³ erscheinen in Adjektiven und Demonstrativpronomen ohne Flexionsendung (DH, V. 1: *Dies Schweigen*; DH, V. 6: *ein seltsam Lied*; DH, V. 20: *schwarz Geäst*), im sächsischen Genitiv *eines Mannes Brust* (DH, V. 29) sowie bei der Inversion von Adjektiv und Substantiv (DH, V. 25: *Wasser viel*), wobei auch hier, namentlich bei letzter Belegstelle, wieder metrische Gründe ausschlaggebend gewesen sein dürften.

Insgesamt mag zwar bei den behandelten Beispielen eine bewusste Hinwendung zur Standardsprache feststellbar sein, die wohl auch der Wohnort Heinrich Lautensacks, Berlin, mit sich brachte, nur an wenigen Stellen fallen immer noch regionalsprachliche Eigenheiten des Ostoberdeutschen auf.

⁸⁵¹ Es wurden zwei gängige Varianten für den entsprechenden Plural angegeben.

⁸⁵² Es liegt durchgehend ein Jambus vor, allerdings mit unterschiedlicher Hebungsanzahl pro Vers.

⁸⁵³ Wobei hier darauf verwiesen sei, dass die eben genannte Flexionsform *rinñet* (DH, V. 35) ebensogut auch als Poetizismus aufgefasst hätte werden können, da die Grenzen zwischen Poetizismen und Archaismen gerade im Bereich der Lyrik zu verschwimmen scheinen.

6.2.4 Hans Carossa

6.2.4.1 Kurzbiographie



Abb. 17: Hans Carossa (1878-1956)

Obwohl er im bayerischen Oberland, in Tölz,⁸⁵⁴ das Licht der Welt erblickte, ist die Lebensgeschichte Hans Carossas eng mit Niederbayern, namentlich auch mit der Gegend um Passau, verbunden, was auch neben seiner Verbundenheit zu Emerenz Meier der Grund war, ihn in dieses Vergleichskapitel mit einzubeziehen.⁸⁵⁵ Am 15.12.1878 als Sohn des Medizinstudenten Karl Carossa (1854-1906) und der Lehrerin Maria Voggenreiter (1849-1910) geboren, gilt der Sohn Hans erst nach der Hochzeit der Eltern 1883 als legitimes Kind. Von Seiten der Familie – der Vater wird seit 1886 als Lungenfacharzt eine eigene Praxis in Pilsting (Landkreis Dingolfing-Landau), später in Passau leiten – werden beim Sohn trotz der am humanistischen Ideal ausgerichteten Erziehung wenig literarische Ambitionen vermutet, auch noch, als sich Hans Carossa nach dem Ende seiner Gymnasialzeit 1897⁸⁵⁶ an der Universität München zum Studium der Humanmedizin immatrikuliert – ein Jahr später trifft er in Waldkirchen, wohin er zu einer Art Pilgerfahrt aufgebrochen war, Emerenz Meier und ist restlos begeistert von der so natürlichen, unbefangenen, rebellischen Walddlernatur. In die Zeit des Studiums fallen erste Kontakte Carossas mit Rainer Maria Rilke (1875-1926) und dem von Lautensack so verehrten Frank Wedekind und somit nimmt es nicht wunder, dass

⁸⁵⁴ Der Titel „Bad“ wurde der Stadt Tölz 1899 verliehen.

⁸⁵⁵ Soweit nicht anders vermerkt, beziehen sich die biographischen Angaben zu Hans Carossa mehrheitlich auf die Zeittafel in der Ausgabe von Carossas Tagebüchern (vgl. Carossa 1993, S. 655ff.).

⁸⁵⁶ Vgl. Falkenstein, S. 8

auch er literarische Ambitionen hegt und versucht. Zunächst aber steht nach der Promotion zum Dr. med. in Leipzig 1903 ein Jahr später die Übernahme der väterlichen Praxis in Passau an, da Karl Carossa aus gesundheitlichen Gründen seinem Beruf nicht mehr nachgehen kann.⁸⁵⁷ Das finanzielle Auskommen ist damit also gesichert – und das mit gutem Grund, denn die Verlobte des jungen Arztes, Valerie Endlicher, bringt am 20.10.1906 den gemeinsamen Sohn Hans Wilhelm zur Welt; die Eltern heiraten 1907.

Zu diesem Zeitpunkt hat Hans Carossa bereits einen Verlag für seine bisher entstandenen Gedichte gefunden, dem er sein Leben lang treu bleiben wird. Über Richard Dehmel (1863-1920) und Hugo von Hofmannsthal (1874-1929) war er an den Insel-Verlag gelangt, welcher 1910 die *Gesammelten Gedichte* herausbringt. Die Verbindung aus Arztberuf und Schriftstellerberufung sollte für die folgenden Jahre Hans Carossas Dasein bestimmen. Neben seiner mit Elan und Verve ausgeübten Medizinertätigkeit entstehen in den folgenden Jahren nicht wenige Prosawerke, darunter *Dr. Bürgers Ende* (1913), *Rumänisches Tagebuch* (1924) und die Romane *Der Arzt Gion* (1931) und *Geheimnisse des reifen Lebens* (1936). Seit 1914 als niedergelassener Mediziner in München, muss Carossa die Jahre von 1916 bis 1918 als Bataillonsarzt an der Ostfront des Ersten Weltkriegs Dienst tun – die Erlebnisse sind im bereits erwähnten *Rumänischen Tagebuch* verarbeitet. Nach schwerer Verwundung, Genesung und Heimkehr erscheint 1922 schließlich Carossas erste Autobiographie unter dem Titel *Eine Kindheit*. Dieser Arbeit, dem Verfassen von Autobiographien und autobiographischen Texten, kommt für sein literarisches Œuvre zentrale Bedeutung zu: insgesamt verfasst Carossa drei weitere Autobiographien, wodurch sein Anteil an der Entwicklung dieser Textgattung in Deutschland unbestritten ist. 1928 erscheint *Verwandlungen einer Jugend*, 1941 *Das Jahr der schönen Täuschungen* und schließlich 1955 *Der Tag eines jungen Arztes*. Dass dies auch die enge Bindung, die Carossa mit seiner Heimat, welche er trotz langer Jahre in München im Niederbayern um Passau sah, zweifellos hatte, bedingte, liegt auf der Hand. Die, wie Albert Haueis feststellt, für „[ihn] typische Verklammerung von Dichtung und Wahrheit“,⁸⁵⁸ mag da nur konsequent erscheinen – Grete Schaeder spricht sogar von einer „dreifache(n) Verwurzelung“.⁸⁵⁹ Eng und von Faszination und Verehrung geprägt ist auch sein Verhältnis zu Emerenz Meier. Seit der Übernahme der väterlichen Praxis in Passau 1904 war er des Öfteren auch nach Waldkirchen gekommen, wo er mit deren Mäzenatin Auguste Unertl befreundet war, schließlich auch die Dichterin der *Wödaschwüln* kennen und schätzen lernte.

⁸⁵⁷ Karl Carossa stirbt zwei Jahre später, 1906.

⁸⁵⁸ Haueis, S. 25

⁸⁵⁹ Schaeder, S. 5

Wirtschaftlich lohnt sich die dauerhafte Beschäftigung mit Literatur schon bald, so dass Carossa bereits 1929 seine Münchner Praxis aufgibt und nunmehr ausschließlich als freier Autor tätig ist. Nationale wie internationale Anerkennung als Schriftsteller sind ihm sicher, sein Werk erreicht nicht nur weite Leserkreise, sondern wird auch u.a. von Literaturnobelpreisträger Thomas Mann (1875-1955) lobend als makellose Prosa hervorgehoben.⁸⁶⁰ Die Liste seiner erhaltenen Preise, darunter der Münchner Dichterpreis, der Gottfried-Keller-Preis sowie der Frankfurter Goethe-Preis, ist lang. Im Gegensatz zu anderen Autoren, die spätestens 1938 die Emigration wählten, bleibt Hans Carossa während der Zeit des Nationalsozialismus demonstrativ in Deutschland, was ihm später Vorwürfe als Mitläufer einbringt. Tatsächlich aber entzieht er sich oftmals gekonnt nationalsozialistischer Willkür und Propaganda durch die sprichwörtliche Flucht nach vorn. So nimmt er zwar 1941 den Vorsitz der nationalsozialistisch geprägten *Europäischen Schriftsteller-Vereinigung* in Weimar an, erscheint allerdings nie auf deren Jahrestreffen; 1943 wird die Organisation aufgelöst.

Zu dieser Zeit war Hans Carossa bereits zum zweiten Mal verheiratet. Nach dem Tod seiner ersten Frau Valerie 1941 hatte er 1943 Hedwig Kerber geheiratet, welche er aber schon seit 1927 kannte und die bereits 1930 die gemeinsame Tochter Eva Kerber (die spätere Eva Kampmann-Carossa) geboren hatte. Nach Aufgabe der Praxis in München 1929 war Carossa – damals noch mit seiner ersten Ehefrau – nach Seestetten bei Vilshofen an der Donau umgezogen, später schließlich nach Heining und Rittsteig (beides heute zur Kreisfreien Stadt Passau gehörig). Dort stirbt 1956 zunächst Hedwig Carossa, geb. Kerber, und am 12. September desselben Jahres auch Hans Carossa im Alter von 77 Jahren. Die Grabstätte befindet sich in Heining, wo die ortsansässige Grundschule heute seinen Namen führt. Daneben führen heute drei weitere Schulen den Namen nach Ende des Zweiten Weltkriegs erneut recht populären Dichters, nämlich ein Gymnasium in Landshut, die Grundschule seines langjährigen Wohnorts Pilsting sowie eine Oberschule in Berlin-Spandau.

6.2.4.2 Anmerkungen zur Textauswahl

Aus der großen Bandbreite der literarischen Hinterlassenschaft Hans Carossas wurde zur vergleichenden Analyse eine Passage aus seiner Autobiographie *Das Jahr der schönen Täuschungen*⁸⁶¹ ausgewählt, welche seine Begegnung mit Emerenz Meier beschreibt. Dieser nicht ganz zwanzigseitige Text ist der von Hans Bleibrunner und Alfred Fuchs

⁸⁶⁰ Vgl. Harpprecht, in: Die Zeit vom 10.09.1993

⁸⁶¹ Im Folgenden abgekürzt mit „JT“.

herausgegebenen Ausgabe *Aus dem Bayerischen Wald* als eine Art Epilog beigelegt,⁸⁶² wodurch sich diese Parallelen ergeben. Zudem erwies sich der Auszug der Autobiographie aufgrund seiner literarischen Qualität zudem als geeignet, hier als Vergleichstext zu fungieren.

6.2.4.3 Analyse und Deutungsansätze

„Wie wird doch die Gestalt der leider so früh dahingegangenen Emerenz immer schöner und sinnbildhafter, je mehr man sich in sie vertieft (...)“,⁸⁶³ schreibt Hans Carossa am 27.11.1936, acht Jahre nach ihrem Tod. Wie sehr sie ihn geprägt hat, wird allein daraus deutlich und ebensowenig mag es verwundern, dass Carossa in seinem hier zitierten autobiographischen Werk die Begegnung zwischen ihm und der Dichterin ausführlich beschreibt.⁸⁶⁴

Prinzipiell ist der zugrundeliegende Text in Standardsprache verfasst, weist aber einige latente Dialektismen auf. Dass diese nicht übermäßig zahlreich sind und kleinregionale Eigenheiten sich nicht feststellen lassen, dies liegt – im Gegensatz zu Wilhelm Diess – am augenscheinlich vorhandenen Anspruch des Autors, seine Autobiographie bewusst dem breiten Leserpublikum zu präsentieren, weshalb auch die vorhandene direkte Rede im Allgemeinen eine Anpassung an den Standard erfährt.

Im Bereich der Lexik sind einige mundartnahe wie rein mundartliche Strukturen erkennbar. Ziemlich zu Beginn fällt die Formulierung *eine solche Erfrischung* (JT, S. 158) auf. Würde sich der Standard für die exponierte Besonderheit besagten Bades in einem Nebenfluss der Ilz tendenziell eher als *eine derartige Erfrischung* oder, mit *solch* als Abtönungspartikel, als *solch eine Erfrischung* oder eventuell *so eine Erfrischung* ausdrücken – eine Verbindung aus unbestimmtem Artikel und dem Adjektiv *solche(r)* in dieser Topologie existiert durchaus –,⁸⁶⁵ scheint im vorliegenden Fall eine Übertragung des dialektalen *à sechàne* vorzuliegen. Wenn hier auch nur ein vergleichsweise sehr latenter Dialektismus vorliegt, ist er doch ein Anzeichen auch für die eigene, starke Verwurzelung Carossas in seiner Heimatsprache. Auf gleiche Weise erklärbar ist das folgende Lexem: *Mannsbilder* (JT, S. 162). Obgleich von Form und Anschein nach hochsprachlich und auch über den ostoberdeutschen Raum hinaus bekannt, muss doch konstatiert werden, dass die Tendenz zu seiner breiten Verwendung doch größtenteils in Südostdeutschland, Österreich und Südtirol⁸⁶⁶ zu suchen ist. Während

⁸⁶² Vgl. Meier, hg. von Bleibrunner/Fuchs 1993, S. 158-176

⁸⁶³ Berlinger 1980, S. 3

⁸⁶⁴ Die Seitenangaben beziehen sich auf Hans Carossas *Das Jahr der schönen Täuschungen*, dessen Auszüge zu Begegnungen mit Emerenz Meier in der von Bleibrunner und Fuchs edierten Ausgabe *Aus dem Bayerischen Wald* enthalten sind.

⁸⁶⁵ Vgl. Duden Bd. 4, S. 280

⁸⁶⁶ Aus sprachwissenschaftlichen Gründen darf nur dieser Teil der autonomen Region Trentino-Südtirol (Trento-Alto Adige), die italienische Provinz Südtirol, genannt werden.

Mannsbild in der Mundart nicht zwangsläufig eine weiter reichende oder augmentative Konnotation besitzen muss, sondern auch nur auf das männliche Geschlecht etwa eines Menschen erwähnt beispielsweise Wahrig die durchaus mögliche abwertende Komponente des Substantivs,⁸⁶⁷ was im Bairischen jedoch nicht der Fall ist. Auffällig sind überdies *Hochzeiter* (JT, S. 168) und *Hochzeiterin* (a.a.O.). Als zwar nicht nur bairische, sondern gesamtoberdeutsche Synonyme für *Bräutigam* bzw. *Braut*⁸⁶⁸ verwundert deren Verwendung bei Hans Carossa kaum, stellt sie nur weitere Belege für seine Mundartprägung bei; dass er sich derer durchaus bewusst war, kann man erkennen am in den Erzähltext integrierten Attributivsatz an folgender Stelle: *der Hausl, wie man in Altbayern dem Hausknecht nennt* (JT, S. 171). Konsequent geht Carossa hier allerdings nicht vor, da ein einige Seiten später erscheinendes, reines Dialektwort, *Häuslweib* (JT, S. 174), keine entsprechende, auch implizite Erläuterung erfährt. Bei einem *Häuslweib* handelt es sich um die Bewohnerin eines sehr kleinen bäuerlichen Anwesens⁸⁶⁹ oder eines meist als Leer- oder Inhaus genutzten Gebäudes ohne oder mit nur sehr wenig Grundbesitz, dessen Erträge zumeist nicht zum Überleben ausreichen. Zuletzt noch ein Hinweis auf *Wasch* (JT, S. 175): in einfachen Anführungs- und Schlusszeichen gebraucht, nimmt eine Zwischenstellung zwischen Erzähltext und wörtlicher Rede ein, soll aber trotzdem kurz betrachtet werden. Das Genus Neutrum, das *Wasch* aufweist, sagt bereits aus, dass es im vorliegenden Fall und Kontext ‚Geschwätz‘ bzw. ‚Gerede‘ bedeutet. Scheinbar liegt ein direktes Zitat von Emerenz Meier vor, deren Dialektprägung und konsequente -verwendung im mündlichen Sprachgebrauch nicht weiter erläutert zu werden braucht.

Morphologische Auffälligkeiten finden sich im Text ebenso, die in gleicher Weise auf die mundartliche Prägung seines Verfassers hindeuten. Zu nennen sind zunächst, da hier besonders auffällig, wenn sie auch unterschiedliche Wortarten betreffen, *daherging* (JT, S. 159) und *Gestalten wie die ihrige* (a.a.O.). Das erste Beispiel beinhaltet ein im Ostoberdeutschen recht gängiges Präfixoid bzw. postponierbares Präverb mit breiten Bedeutungsvarianten, das, abhängig von der Bedeutung des verbalen Basismorphems, eingesetzt werden kann, hier weniger um Direktionales, als vielmehr um Perfektives auszudrücken: Indem Emerenz Meier *durch den Garten daherging* (a.a.O.), dann tat sie dies zwar sicherlich auch in Richtung des Erzählers, in erster Linie aber so lange, bis sie

⁸⁶⁷ Vgl. Wahrig S. 688; hierzu auch Duden Bd. 1, 1996, S. 476

⁸⁶⁸ Grimm Bd. 10, Sp. 1643, verweist u.a. auf Friedrich von Schiller sowie über Schmeller auf heute annähernd unbekannte Bedeutungen: „In Baiern heisst hochzeiter auch der geistliche, der daran ist seine erste messe zu lesen (...); sowie die ledige mannsperson, welche ein kind, männlichen geschlechts, zu grabe trägt (...).“

⁸⁶⁹ Vgl. Zehetner 2005, S. 173

schließlich bei ihm angelangt war.⁸⁷⁰ Um ein Suffix im Gegensatz zum eben erörterten Präfixoid als Wortbildungsschema handelt es sich bei {-ig} in *ihrige* (a.a.O.), was aber nichtsdestoweniger zumindest einen Regionalismus darstellt. Im zitierten Fall kann, und muss schon fast, davon ausgegangen werden, dass auch hier – wie schon bei *eine solche Erfrischung* (JT, S. 158) – eine direkte Übertragung aus dem Dialekt vorliegt. Die Tendenz zu Bildung und Gebrauch suffigierter Possessivpronomina mit {-ig} tritt zweifellos verstärkt im Ostoberdeutschen auf,⁸⁷¹ wenn sie auch im beginnenden 21. Jahrhundert, v.a. vom Standpunkt der Standardsprache aus gesehen, zunehmend als veraltet betrachtet werden.

Aus flexionsmorphologischer Sicht erwähnt werden sollte noch die umgangssprachliche Tendenz zur Verwendung des Dativs anstelle des Genitivs, so vorzufinden in *trotz vielem Trinken* (JT, S. 174). Der verallgemeinernde Gebrauch des Neutrum statt Maskulinum Singular ist ebenso der überregionalen Umgangssprache zuzurechnen und an folgenden beiden Stellen belegt: *indem ich jedes bei dem Namen nannte* (a.a.O.) sowie *keines legte die Sense aus der Hand* (JT, S. 175).

Interessante Aspekte ergeben sich bei der Betrachtung dialektbedingter Lautveränderungen, die sich auch graphisch niederschlagen. Auffälligerweise als Umlaut verschriftet ist der Diphthong /aɪ/ in den Komposita *Wäldlerkopf* (JT, S. 159) und *Wäldlergestalten* (JT, S. 174) sowie im Substantiv *Wäldler* (JT, S. 161, 167), was in der Form auch an mehreren Stellen bei Emerenz Meier vorkommt. Dabei handelt es sich, wie bereits an berufener Stelle erwähnt und dargestellt, um die Verschriftung eines Diphthongs, der aus dem überhellem bairischen /ä/ in Verbindung mit dem folgenden zum /ɪ/ vokalisierten /l/ zustandekommt und durch diakritische Zeichen bei Umlautung des Stammvokals der Derivationsbasis graphisch dargestellt wird. Die Parallele zwischen Carossa und Meier mag hier vielleicht süffisant erscheinen, jedoch steckt in jedem Fall eine eher kleinregionale Besonderheit in ihr, betrachtet man kontrastiv den Standard, der das Wortbildungssuffix {-ler} zur Bildung von Zugehörigkeits- und Herkunftsbezeichnungen zwar durchaus kennen mag,⁸⁷² nicht aber in Verbindung mit der Basis {wald}. Tendenzen im Bereich der Morphologie, die auf das Bairische als mentale Ausgangsbasis für den verfassten Text hinweisen, sind zudem bei Betrachtung der Bildung von Determinativkomposita mit relationalen Substantiven⁸⁷³ zu erkennen. Während *Bauerstochter* (JT, S. 160, 162) eine regionale Wortbildungsvariante mit

⁸⁷⁰ Ebenso perfekte Bedeutungen des Präfixoides {daher-} werden umso deutlicher v.a. bei Verben, die keine Bewegung oder Bewegungsart ausdrücken, so z.B. bei *daherschlagen* oder *daherhauen*, worauf im Verlaufe dieses Kapitels auch bereits eingegangen wurde.

⁸⁷¹ Auf Beispiele wie „deinige(r)“, „meinige(r)“ oder „unsrige(r)“, auch in substantivierter Form, weist Duden Bd. 4 ebenso hin (vgl. S. 337).

⁸⁷² Vgl. Duden Bd. 4, S. 525 (§ 943)

⁸⁷³ Die Nomenklatur richtet sich nach Fanselow, S. 52ff.

Fugenelement aufweist, entspricht *Großbauernsohn* (JT, S. 174) dem Standard.⁸⁷⁴ Eine konsequente Anwendung regional- oder standardsprachlicher Wortbildungsmuster ist bei Hans Carossa demnach also nicht erkennbar.

Weitere morphologische Besonderheiten im vorliegenden Text sind der Umgangssprache geschuldet, wie das an manchen Stellen auftretende Phänomen der Apokopierung des auslautenden Schwa zeigt: *müd* (JT, S. 160). Darüber hinaus einer überregionalen Umgangssprache zuzurechnen sind diverse weitere Belegstellen, die an dieser Stelle genannt werden sollen: So handelt es sich um *einer* und seinen Flexionsformen zur Konstruktion des Unpersönlichen, *wie es einem ebenso wohl in Flandern begegnen kann* (JT, S. 158), *sehen einen öfters an* (JT, S. 159), sowie um die Synkopierung des Anlauts von *es* bei *hörte sichs an* (JT, S. 162), *Auch nahm ichs* (JT, S. 163) und *dann wolle sie's anpacken* (JT, S. 175).⁸⁷⁵ Darüber hinaus der überregionalen Umgangssprache, wenngleich eindeutig oberdeutscher Provenienz, verhaftet ist das Substantiv *Bub* (JT, S. 174), auf dessen Herkunft und Bedeutung bereits eingegangen wurde. Ähnlich verhält es sich beim deverbale Substantiv *Jauchzer* (JT, S. 161) sowie der Konjunktion *hernach* (JT, S. 175). Dialektal sind diese nicht zu bezeichnen, wohl aber als charakteristisch oberdeutsch: Beim ersten liegt eine Variante für *Jubel* bzw. *Freudenschrei* vor, beim zweiten eine für das standarddeutsche *nachher* bei Umdrehung seiner Bestandteile.

Neben diesen Ausdrücken sind aber auch aus heutiger Sicht durchaus archaische festzustellen. Was für Ohren des beginnenden 21. Jahrhunderts einem Dialektismus gleichkommen könnte, nämlich *Hieb* (JT, S. 160) als mögliche Variante für den Zustand des Angetrunkenseins, ist lediglich ein inzwischen in diesem Kontext kaum mehr gebräuchliches Substantiv, dessen Ursprung im Verb *hauen* zu suchen ist. Grimm weist direkt darauf hin,⁸⁷⁶ während Wörterbücher neueren Datums keinen derartigen Hinweis mehr geben.⁸⁷⁷ Ebenso ungewöhnlich mag das Substantiv *Zöger* (JT, S. 160) erscheinen. Keines der konsultierten Wörterbücher führt es als eigenes Lexem auf;⁸⁷⁸ seine Herkunft vom Verb *ziehen* ist jedoch evident, so dass seine Bedeutung – nicht zuletzt aus dem Kontext, der von dem bevorstehenden Besorgen von gutem Bier aus Erlauzwiesel berichtet, wofür lediglich noch der *Zöger* (a.a.O.) zu holen sei – leicht erschließbar ist, das Substantiv an sich aber als Archaismus gelten muss. Dies wäre auch eine potenzielle Erklärung für die Verwendung des

⁸⁷⁴ Selbst Grimm (vgl. Bd. 1, Sp. 1182f.) führt als mögliche Lexeme lediglich „Bauernsohn“ und „Bauerntochter“ auf.

⁸⁷⁵ Die Unterschiedlichkeit der Schreibung ohne bzw. mit Apostroph liegt allem Anschein nach in der Inkonsequenz und Beliebigkeit seines Schreibers.

⁸⁷⁶ Grimm Bd. 10, Sp. 1307

⁸⁷⁷ Vgl. Duden Bd. 1, 1967, S. 327; Duden Bd. 1, 1971, S. 188; Duden Bd. 1, 1996, S. 348; Wahrig, S. 500.

⁸⁷⁸ Vgl. Duden, Wahrig, Grimm, Schmeller.

Substantivs *Wocken* (JT, S. 165), ein Synonym für *Spinnrocken*. Erstaunlicherweise handelt es sich bei *Wocken* um ein Lexem, das aus niederdeutschen Mundarten im Laufe des 19. Jahrhunderts in den schriftsprachlichen Gebrauch gelangt ist.⁸⁷⁹ Warum sich Carossa aber gerade dieser niederdeutschen Variante bedient, lässt sich nicht erschließen.

Für die im behandelten Auszug aus dem *Jahr der schönen Täuschungen* verwendeten Nomina propria ist zu konstatieren, dass der Autor diese lediglich teilweise in Anlehnung an seinen eigenen dialektgeprägten Sprachhintergrund in Verbindung mit dem bestimmten Artikel verwendet bzw. formuliert. *Die Senz* (JT, S. 159ff., 168f., 172ff.), *die Gusti* (JT, S. 162, 172), *der Toni Ilgmeier* (JT, S. 172) verweisen zwar ziemlich eindeutig auf eine gesamtbairischen Verkehrsmundart als Ausgangspunkt der Verfassung des Textes, jedoch beweisen parallel dazu die Komplementärbelege des Gebrauchs ohne Artikel⁸⁸⁰ auch den Versuch der Angleichung an den Standard. Diese Art der Angleichung ist ebenso dann zu erkennen, wenn Hans Carossa von einer Inversion absieht und Verbindungen aus Nomen proprium und Nomen gentile auf standarddeutsche Weise formuliert: *[der] Toni Ilgmeier* (JT, S. 166 bzw. 172), *Gusti Unertl* (JT, S. 166f.). In gleicher Weise von einer gewissen Inkonsequenz geprägt ist die Verwendung des bestimmten Artikels beim Titel *Professor*: Sowohl *dem Professor Schrattenthal* (JT, S. 159) und *der Professor Schrattenthal* (JT, S. 166) als auch *Professor Schrattenthal* (JT, S. 167) tauchen scheinbar gleichberechtigt nebeneinander auf, wo die Mundart einen Artikel forderte. Durchgängig sind dialektale Kurzformen erkennbar: Für Emerenz natürlich *Senz*, und *Toni* für Anton. *Gusti* für Auguste ist hingegen nicht mundartlich.⁸⁸¹

Angleichungen an den Standard sind im behandelten Text Hans Carossas oft festzustellen, wo die sinngemäße Wiedergabe von Gesagtem in indirekter Rede vorliegt. Auch dann aber sind die Herkunft dessen und der bewusst sprachnahe Duktus erkennbar, wenn man etwa das Verb *richten* in *man habe auch ein gutes Bett für mich gerichtet* (JT, S. 158) betrachtet oder ebenso manche wörtliche Rede der Emerenz Meier, von der nicht auszugehen ist, dass sie exakt in vorliegender Form getätigt wurde. Graduell etwas geringer fällt zwar die Angleichung wiederum aus, wenn Äußerungen der Dichterin zitiert werden, die die tägliche Arbeit betreffen, aber eine rein dialektale Wiedergabe liegt erneut nicht vor, sondern regional eingefärbte Standardsprache.

⁸⁷⁹ Vgl. Grimm Bd. 30, Sp. 964

⁸⁸⁰ Belegstellen im behandelten Ausschnitt aus dem „Jahr der schönen Täuschungen“ sind: *Das konnte nur Gusti Unertl sein* (JT, S. 166), *darunter Toni Ilgmeier* (JT, a.a.O.), *veredelte Gusti Unertl* (JT, S. 167), *flüsterte mir Professor Schrattenthal* zu (JT, a.a.O.).

⁸⁸¹ Siehe die Ausführungen zu den analysierten Briefen Emerenz Meiers.

6.2.5 Zephyrin Zettl

6.2.5.1 Begründung seiner Heranziehung zum Vergleich

Die Herkunft Zephyrin Zettls aus Südböhmen, dem oberen Böhmerwald, dessen Gebiet dialektal in den Übergangsbereich zwischen dem östlichen Nord- und dem Mittelbairischen fällt,⁸⁸² keinesfalls aber in denjenigen zum Ostfränkischen,⁸⁸³ würde die Heranziehung seiner Person, Sprache und Literatur als Vergleichsobjekt zu Emerenz Meier a priori sicherlich nur partiell rechtfertigen. Dennoch sollte ihm aus verschiedenen Gründen Beachtung geschenkt werden.⁸⁸⁴ Zum einen stellt der bairische Dialektraum über politische Grenzen hinweg ein Kontinuum dar, weswegen allein schon der Blick über die geographische Ausdehnung Bayerns hinaus notwendig ist. Zum anderen impliziert eine Betrachtung Zephyrin Zettls die alleinige Existenz des mundartlichen Übergangsraums, zumal sein Umgang mit dem Heimatdialekt, was zu zeigen sein wird, ein ähnlich selbstbewusster, ja gar progressiver war. Sein später noch zitiertes Gedicht *Noutschroa* ist vom Sprachduktus dem der *Wödschwüln* nicht ganz unähnlich, und auch der etwas kuriose Zufall, dass 1954 vom Verband heimatreuer Böhmerwäldler ein 94-seitiges Bändchen mit Gedichten des Autors unter dem Titel *Da ewi Brunn* gerade in Waldkirchen herausgegeben wurde,⁸⁸⁵ macht eine Heranziehung von Zephyrin Zettl in diesem Zusammenhang nicht uninteressanter.⁸⁸⁶

Aus einer anderen als nur der sprachlichen Perspektive werden weitere Parallelen deutlich: Den Böhmerwald wie den Bayerischen Wald als Ensemble zu begreifen, berechtigt die Tatsache, dass der Bayerische wie der Böhmer- und Oberpfälzer Wald gemeinsam mit dem Nordwesten des oberösterreichischen Mühlviertels als Mittelgebirge eine geologische Einheit bildet. Territorial- und sozialhistorische Aspekte sprechen ebenso für sich: Beide Regionen entwickelten sich aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum wittelsbachischen Bayern einerseits und den Habsburger Erbländen, dem Königreich Böhmen, andererseits⁸⁸⁷ politisch

⁸⁸² Zur Binnengliederung des Nordbairischen vgl. Rowley, S. 4

⁸⁸³ Vgl. Fuchs, S. 23

⁸⁸⁴ Wenn man davon absieht, dass es sich bei Zettl um einen äußerst lesenswerten, in Bayern aber – leider – um einen annähernd vergessenen Schriftsteller handelt.

⁸⁸⁵ Vgl. Hans, S. 20

⁸⁸⁶ Es soll an dieser Stelle nicht der Eindruck entstehen, der Autor handle mit dem Einbezug Zephyrin Zettls willkürlich selektiv, wenn andere Schriftsteller aus dem Böhmerwald nicht herangezogen werden. Mögliche Vergleichsbasen böten sicherlich weitere von Meiers und Zettls Zeitgenossen, man denke beispielsweise an Maria Oberparleitner (* 28.01.1876 Kaplitz † 06.12.1954 Steyr), Hilda Bergmann (* 09.11.1878 Prachatitz † 22.11.1947 Astorp/Schweden), Hans Watzlik (* 16.12.1879 Unterhaid † 24.11.1948 Tremmelhausen) und Hans Multerer (* 29.12.1892 Plöß † 12.07.1945 Neuern). Auf diese soll – obgleich nicht weniger interessant und lohnenswert – in diesem Zusammenhang nicht eingegangen werden, um einerseits Autoren Bayerns mehr Raum zu geben und andererseits die Arbeit an dieser Stelle nicht ausufern zu lassen.

⁸⁸⁷ Zu den „Erblanden“ gehörten die „Länder der Böhmisches Krone“ seit dem Erbantritt Ferdinands I. im Jahr 1526 (vgl. hierzu Scheuch, S. 44f.).

unterschiedlich, was sich gerade in der Zeit nach Gründung des tschechoslowakischen Staates und dem Ende des Zweiten Weltkriegs zeigen sollte. Abgesehen von immer wiederkehrenden, kleineren Grenzverschiebungen v.a. der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mochte die Grenze einen zwar relativ festen Verlauf aufweisen,⁸⁸⁸ was einen jahrhundertlangen Austausch zwischen den Bewohnern dies- und jenseits aber nicht schmälerte. War zwar ihr Verhältnis auf beiden Seiten sicherlich von Animositäten, Vorurteilen und Stereotypen geprägt,⁸⁸⁹ erweisen sich aber ihrer beider Zugehörigkeit zum bairischen Dialektraum und die daraus resultierenden Parallelen und Kongruenzen als eher verbindend denn trennend. Zudem besteht sowohl im Böhmer- als auch im Bayerischen Wald die Eigenbezeichnung *Wäldler/Waldler* bzw. *Waidler* für deren Bewohner, was ihre tiefe und auf beiden Seiten ähnliche Verwurzelung mit der Region deutlich macht.⁸⁹⁰ Dies alles sind Punkte, die ein Aufgreifen von Zephyrin Zettl an dieser Stelle nicht nur rechtfertigen, sondern geradezu notwendig machen, zumal er in Bayern heute so gut wie unbekannt ist, während sich sein Werk in seiner späteren Heimatstadt Wien und bei der älteren Generation der dort lebenden Böhmerwäldler und deren Nachkommen einer bescheidenen Popularität erfreuen kann.

6.2.5.2 Kurzbiographie



Abb. 18: Zephyrin Zettl (1876-1935)

⁸⁸⁸ Zu den Grenzverschiebungen zwischen Bayern und Böhmen vgl. u.a. Mages, S. 66ff.

⁸⁸⁹ Emerenz Meiers Novelle *Aus dem Elend* ist hierfür ein adäquates Dokument.

⁸⁹⁰ So tragen beispielsweise diese Bezeichnung bereits einige Buchtitel Zephyrin Zettls oder auch, um nur ein weiteres Beispiel zu bringen, zwei dünne Gedichtbändchen von Karl Winter (1908-1977) die Titel *Der Waldler. Gedichte in der Mundart des mittleren Böhmerwalds* sowie *Zsommklaubte Ei'sichten: Gereimte Rückschau in einer Mundart der Wäldler*.

Die im Folgenden verwendeten Angaben zu Zephyrin Zettl basieren auf einem Vortrag, den sein Sohn, Hofrat Prof. Dr. Walter Zettl, zu Leben und Werk des Vaters anlässlich der Eröffnung der Jahresausstellung 2007 des Böhmerwaldmuseums Wien mit dem Titel *So klang die Mundart im Böhmerwald* am 29.04.2007 gehalten hat.⁸⁹¹ Der „große(n) Mundartdichter des Böhmerwaldes“⁸⁹² erfährt dort eine knappe, gelungene Porträtierung und Würdigung.⁸⁹³ Zephyrin Zettl, der Verfasser von über 300 Gedichten in seiner Heimatmundart, wird am 14.07.1876 im Künischen Gebirge, in Stadln (Bezirksmannschaft Schüttenhofen, Gericht Hartmanitz), Hausnummer 73, geboren und am selben Tag in Gutwasser getauft.⁸⁹⁴ Im Taufeintrag bleibt die Spalte für die Eintragung des Vaters des unehelichen Sohnes leer, vermutlich scheute sich seine Mutter, die Gastwirtstochter Hedwig Zettl, diesen anzugeben.⁸⁹⁵ Als Spross einer Familie sog. „künischer Freibauern“ ist ihm die Liebe zur Heimat quasi in die Wiege gelegt. Der Geburtsort Stadln (tschechisch Stodůlky), 1910 immerhin knapp über 2.000 Einwohner zählend,⁸⁹⁶ existiert mit Ausnahme einiger weniger Ruinen und Grundmauern heute nicht mehr. 1948 wurde nach Vertreibung der Deutschen das Gebiet westlich der heutigen Gemeinde Srní (deutsch Rehberg) zum militärischen Sperrgebiet erklärt und in den Truppenübungsplatz Dobrá Voda integriert. Die umliegenden Siedlungen wurden gänzlich zerstört und auf dem Gebiet von Stadln ein Panzerschießplatz angelegt, der bis zur Auflösung von Dobrá Voda 1991 in Betrieb war.⁸⁹⁷

Bereits als Sechsjähriger muss Zephyrin Zettl 1882 das heimatliche Stadln verlassen und der Mutter nach Wien folgen. Dies hat jedoch keine heimatsprachliche Entfremdung zur Folge, da im Elternhaus stets die „Altstadler Mundart“ gepflegt und gesprochen wird, so dass die Sprache der Heimatregion stets lebendig bleiben sollte. Zudem verbringt der Volksschüler sämtliche Ferien im Böhmerwald bei den Großeltern, den „Wirtschaftsbesitzer[n]“⁸⁹⁸ Johann und Rosalia Zettl, was seine enge Verbundenheit mit dem Stadler Umland noch verstärken lässt. Nach Ende der Schulzeit tritt Zettl als Setzer- und Buchdruckerlehrling am 15.09.1891 seinen Brotberuf bei der k. und k. Staatsdruckerei in Wien an, wo er den Beamtenstatus erlangt und 1932 als Oberkontrollor und Leiter der Materialverwaltung pensioniert wird.

⁸⁹¹ vgl. <http://free.pages.at/museumbw/news9.html>

⁸⁹² A.a.O.

⁸⁹³ Sollte auf andere Quellen und Literatur zurückgegriffen worden sein, so wird auf diese in Form von Fußnoten entsprechend verwiesen.

⁸⁹⁴ Der Taufeintrag weist die Schreibweise „Zephirin“ auf, ebenso auch eine Parallelschreibung des Familiennamens, nämlich einmal „Zeddel“ bei der Angabe der Mutter Hedwig sowie „Zettl“ bei der Erwähnung von deren Eltern Johann und Rosalia Zettl, geb. Kopp (vgl. Archiv des Bistums Pilsen, Pfarrmatrikel Dobrá Voda 17, Bd. 11, S. 87; einsehbar auf <http://actapublica.eu>).

⁸⁹⁵ Vgl. a.a.O.

⁸⁹⁶ Vgl. <http://www.zanikleobce.cz/index.php?lang=d&obec=793>

⁸⁹⁷ Vgl. hierzu auch Nedvěd auf <http://klostermann.wz.cz>

⁸⁹⁸ Archiv des Bistums Pilsen, Pfarrmatrikel Dobrá Voda 17, Bd. 11, S. 87

Nach der beruflichen und, damit verbunden, finanziellen Konsolidierung hatte er mit Amalie Lettl seine Jugendfreundin aus dem nur wenige Kilometer von Stadln entfernten Vorderwaid geheiratet und somit auch in seiner von ihm gegründeten Familie – der Ehe entstammten die Töchter Elfrida und Traude sowie die Söhne Gunther und Walter – die ideelle und sprachliche Verbindung zur heimatlichen Böhmerwaldregion aufrecht erhalten.

Diese kommt umso mehr in den Werken Zephyrin Zettls zum Ausdruck, die geprägt sind von Schreibstil und Mundartverwendung⁸⁹⁹ der niederösterreichischen Schriftsteller Ignaz Franz Castelli (1781-1862) und Joseph Misson (1803-1875). Hatte Zettl um die Jahrhundertwende noch mehrheitlich standarddeutsche Gedichte verfasst, von denen er später manche in seinen Heimatdialekt übertrug,⁹⁰⁰ erscheint 1921 sein erster Mundartgedichtband mit dem Titel *Waldlerisch*, ein Jahr später folgt *Woldgsangla. Gedichte in der Mundart des oberen Böhmerwaldes* und 1923 die beiden Bände *Von uns dahoam* und *Vo'n Vogerla wos in' Himmel kömma is*. 1924 werden standarddeutsche Gedichte als *Lichter im Schatten* aufgelegt, in denen aber nicht weniger Zettls geographische Herkunft zum Ausdruck gelangt; 1925 sollten schließlich die *Woldgschichtn* und 1933 die *Altstadler Geschichten* folgen. Das Manuskript für *Woldsträußla* ging im Zweiten Weltkrieg leider verloren. Aber nicht nur Heimatreues und Heimatnahes sowie Mundartliches entstammt der Feder des Böhmerwalddichters. Das 1919 erschienene Stück *Marielein* thematisiert die Probleme eines Schulkindes in den Wirren der Tschechisierungspolitik im 1918 gegründeten tschechoslowakischen Staates. Zettls Verbundenheit mit der Heimat kommt auch in seiner Mitbegründerschaft des Verlags *Mein Böhmerwald* zum Tragen, durch die er von Wien aus und u.a. 1927 zahlreiche Vortragsreise nach Stadln und Umgebung unternimmt und so die Verbindung zum Böhmerwald erhält. Unter Mitwirkung von Zettls Sohn, des bereits mehrfach zitierten Hofrats Walter Zettl, kam postum 1954 die Anthologie *Da ewi Brunn* in Waldkirchen heraus und schließlich vom Deutschen Böhmerwaldbund 1990 das *Zephyrin-Zettl-Buch*, ebenfalls in Waldkirchen, was eine Bekanntheit auch in Bayern, zumindest in äußerst bescheidenem Rahmen, ermöglichte.

Zephyrin Zettl stirbt am 04.07.1935 im Wiener Kaiser-Franz-Josephs-Spital kurz vor Vollendung seines 59. Lebensjahres nach schwerer Krankheit;⁹⁰¹ seine letzte Ruhe findet er in einem Ehrengrab der Stadt Wien auf dem Zentralfriedhof. In einem Nachruf würdigt der

⁸⁹⁹ Damit ist die Art und Weise der Verwendung von Mundart gemeint, kein spezifisch niederösterreichisch gefärbter Dialekt, da bei Zephyrin Zettl keinerlei Ausgleichsbestrebungen mit dem Dialekt dieser beiden Schriftsteller festzustellen sind.

⁹⁰⁰ Jahrbuch des Adalbert-Stifter-Instituts 2006, Bd. 1, S. 102: Der Nachlass Zephyrin Zettls im österreichischen Literaturarchiv im Stifterhaus

⁹⁰¹ Vgl. Zettl 1955, S. 2

südmährische Schriftsteller Karl Bacher (1884-1954) sein Werk, indem er Zettls realistischen Blick auf die Böhmerwald-Umgebung exponiert: „Zettl [ist] kein Schönmalers (...), er idealisiert nicht, er ist Realist. Seine Bilder, seine Gestalten sind echt. Die Art der Wäldler zu leben, zu lieben, ihr Verhalten bei der Arbeit, ihre Redensarten, sind wirklichkeitsgetreu dargestellt“.⁹⁰² Zwar sollte Zephyrin Zettl in erster Linie bei Sudetendeutschen ein Begriff bleiben,⁹⁰³ spätestens aber 2007 mit der bereits erwähnten, ihm gewidmeten Sonderausstellung im Wiener Museum, darf von einem zaghaften Wiederentdecken die Rede sein, leider bisher nur vereinzelt über die österreichische Hauptstadt und das Bundesland Niederösterreich hinaus.

6.2.5.3 Analyse von Textbeispielen

6.2.5.3.1 Textauswahl

Zum Vergleich herangezogen werden soll eine bescheidene Auswahl aus dem Werk Zettls, wobei sowohl, ähnlich wie bei Heinrich Lautensack, Beispiele aus dem Bereich der Lyrik wie der Prosa betrachtet werden. Dies werden zwei für Zettls Sprachduktus charakteristische Gedichte sein, *Noutschroa* und *Wieda dahoam*; darüber hinaus auch das standardsprachliche *Blick ins Weit*. Zudem wird der Erzähltext der Erzählung *Der Mühlsepperl* analysiert, wobei sich auch Parallelen zu Emerenz Meier auftun werden. Die Textgrundlage dieses kurzen, 1901 veröffentlichten epischen Werks mit dem Untertitel *Eine Dorfgeschichte aus dem Böhmerwalde* bezieht sich auf seine online im sog. *Projekt Gutenberg* veröffentlichte Fassung,⁹⁰⁴ da zum Zeitpunkt der Entstehung dieser Arbeit keine gedruckte Version greifbar war.

6.2.5.3.2 *Noutschroa*

Wie bereits hingewiesen wurde, erweisen sich manche Gedichte Zephyrin Zettls allein gemessen an Wortgewalt und Sprachduktus durchaus vergleichbar mit denen von Emerenz Meier. Obgleich sein Heimatdialekt bereits zum Nordbairischen gehört,⁹⁰⁵ hat das Gedicht *Noutschroa*⁹⁰⁶ eine ebensolche Durchschlags- und Ausdruckskraft. Allein die zu Beginn der ersten, zweiten und vierten Strophe eingesetzten Ausrufe *Herrgott üba da Welt!* gibt dem

⁹⁰² <http://free.pages.at/museumbw/news9.html>

⁹⁰³ Václav Maidl rekurriert in einer kurzen Darstellung auf ihn und den hier verwendeten Vortrag Walter Zettls (vgl. Maidl auf <http://www.cs-magazin.com>)

⁹⁰⁴ Vgl. <http://gutenberg.spiegel.de/buch/4381/1>

⁹⁰⁵ Auf die Gründe, warum Zephyrin Zettl hier zum Vergleich mit Autoren ausschließlich mittelbairischer Herkunft herangezogen wurde, wurde bereits ausreichend hingewiesen; zur Sprache vgl. u.a. Fuchs, S. 19

⁹⁰⁶ Im Folgenden abgekürzt mit „N“.

Gedicht ein Leitmotiv von besonderer Einprägsamkeit. Die Verzweiflung und gleichzeitige Verbundenheit des lyrischen Ich mit „seinem“ Gott kommt hierbei zum Ausdruck. Dass dies jedoch nicht nur Teil eines persönlichen, subjektiven Empfindens ist, zeigt schon das Personalpronomen *uns* (N, V. 2), das eine universellere Herangehensweise an die angesprochenen Nöte und Sorgen notwendig macht. Die Universalität des Themas tut ihr Übriges – aus Zeit und Raum herausgehobene Verzweiflung an der Welt und ihren Händeln bauen eine Spannung auf, die sich erst in den letzten beiden Versen auflöst zu einer finalen, fast schon apokalyptischen Aufforderung: Sollte der angesprochene göttliche Machthaber, dessen *Goisl* (N, V. 7) die Menschheit bereits gespürt hat, seine Schöpfung nicht erretten wollen, solle er ihr gleichsam unverzüglich ein Ende bereiten, wobei dieses kein sanftes sein kann, sondern einen gewaltsamen Akt bedeuten würde. Insoweit steht am Ende des Gedichts die Forderung *schlog's gleih af oamal in Scherbn* (N, V. 16) fast schon alternativlos im Raum und klingt dem Leser oder Hörer noch länger nach.

Das Gedicht erweist sich insgesamt als ein – aus heutiger Sicht und vor dem Hintergrund der historisch-politischen Gegebenheiten gesprochen, die die Zugehörigkeit des Böhmerwalds auch zum bairischen Sprachraum verändert haben – beeindruckend konservierendes Zeugnis einer kleinregionalen Varietät des Deutschen wie Bairischen. Allein gemessen an den phonetischen Gegebenheiten erweisen sich die 16 Verse als Kompendium der Möglichkeiten des Nordbairischen, zumal des östlichen Nordbairischen im Übergangsgebiet zum Mittelbairischen. Die Diphthonge /ɔʊ/ im Imperativ *Louss* (N, V. 3, 4, 10, 12, 14) und in *Nout* (N, V. 3), entstanden aus mittelhochdeutsch /a:/ bzw. /o:/, /ɔɪ/ in *Goisl* (N, V. 7) sowie /ɛɪ/ in *eitz* (N, V. 8) entsprechen den dialektalen Gegebenheiten. Als innerhalb des Nordbairischen eher kleinregional erweist sich die Absenkung des /a/ zum /o/ in *schwoch* (N, V. 4) und – noch mehr – in *schlog's* (N, V. 16), wofür die nördlichste Oberpfalz bzw. das südöstlichste Oberfranken bereits die Diphthongierung des Stammvokals zu /ɔʊ/ kennt.⁹⁰⁷ Vollkommen ausgeprägt ist hingegen die Vokalisierung des /l/, erkennbar allein an *Welt* (N, V. 1, 5, 11, 13) und *Willst* (N, V. 17); mit den daraus resultierenden Senkungen der vorangehenden Vokale, von /ɛ/ zu /œ/ bzw. von /i/ zu /y/, verhält es sich sicherlich ebenso.

⁹⁰⁷ Als Vergleichsobjekt hierzu wurden drei Gewährspersonen des Autors (Geburtsjahrgänge 1926, 1930 und 1937) im Gebiet des äußersten Nordbairischen in Juliushammer (Stadt Wunsiedel im Fichtelgebirge) gewählt, bei denen besagte Diphthongierung ausgeprägt ist.

6.2.5.3.3 *Wieda dahoam*

Auffällig bei diesem erneut reinen Dialektgedicht ist in ähnlicher Weise wie beim *Noutschroa* die konsequente Anwendung der bisweilen kleinregionalen bis subjektiv gefärbten Mundart seines Verfassers. Dies macht in *Wieda dahoam*⁹⁰⁸ erst den charakteristischen Ausdruck von „Heimat“ mit all ihren Facetten und Konnotationen möglich und lässt sie dem Leser lebendig werden. Mundart erweist sich hier also erneut mehr als reines Mittel zum Zweck, sondern wird zur Bedingung, unter der die Aussage des Gedichts erst entstehen und wirken kann. Kaum ein Versuch der Verschriftung von Dialekt, wie sie im vorliegenden Gedicht auch Zephyrin Zettl anstrebt und mit seiner spezifischen Graphotaktik auch implizit auf artikulatorische Besonderheiten und Problemstellungen bei der Umwandlung von Gesprochenem in Geschriebenes hinweist, kann das Eigentliche adäquat und kongruent wiedergeben. Im Folgenden sollen daher nur einige besonders markante Aspekte angesprochen und näher beleuchtet werden.

Charakteristische Prägungen von Zephyrin Zettls Heimatdialekt finden sich im Diminutivsuffix {-la} bei *Völkla* (WD, V. 5). Darüber hinaus muss erneut, wie schon im *Noutschria*, die konsequente Aussprache bzw. die dadurch bedingte Verschriftung des /l/ angesprochen werden, so bei *Olt*n (WD, V. 7), *viel* (a.a.O.),⁹⁰⁹ *olt* (WD, V. 10) und *Houhwold* (WD, V. 13). Die bereits genannte Scharnierstellung der Böhmerwälder Mundart zwischen dem Nord- und Mittelbairischen wird ersichtlich bei der häufig erscheinenden Verdampfung des Stammvokals /a/ zu /o/, beispielsweise im Partizip *hergwochsna* (WD, V. 5) oder bei *solong* (WD, V. 11) und *Bergwossa* (WD, V. 14). Scheinbar kleinregional ist das Adjektiv *etlina* (WD, V. 2), was im Mittelbairischen des heutigen Nieder- und Oberbayern sowie der südlichen Oberpfalz an Stelle des /n/ ein /ŋ/ fordern würde und für das standarddeutsche *etlich(e)* steht. Dem Dialekt des Bayerischen Waldes parallel – wofür man die bereits behandelten Texte Emerenz Meiers als exemplarische Vergleichsbasis mühelos heranziehen kann – verläuft die Formulierung der 1. Person Singular Indikativ Präsens Aktiv von *haben*, *hon i* (WD, V. 6).⁹¹⁰

Soweit diese exemplarischen Befunde. Was die Verse aber insgesamt und über die rein sprachliche Beschreibung hinaus beweisen, ist die sichtbare Verbindung aus Heimat bzw. Heimatgefühl und Dialekt. Das Gedicht wäre kaum authentisch, kaum in dieser Form

⁹⁰⁸ Im Folgenden abgekürzt mit „WD“.

⁹⁰⁹ Anmerkungen zu Besonderheiten in der Verschriftung – im vorliegenden Fall die nicht vorhandene der Rundung von /i:/ zu /y/ – sollen an dieser Stelle bewusst nicht gemacht werden, um die Arbeit hier nicht zu einer graphotaktischen Analyse Zephyrin Zettls ausarten zu lassen.

⁹¹⁰ Hier liegt aufgrund syntaktischer Umstände eine Inversion von konjugierter Verbform und zugehörigem Personalpronomen vor.

nachempfindbar und einprägsam, wäre es nicht in Mundart geschrieben. Eine Verbindung aus Realität und Gefühl vermag Zettl durchaus mit seinem Text zu generieren, sie wird aber dem Leser erst lebendig durch die sprachliche Gestaltung, die eben mehr ist als schöne Kunst, sondern Entstehungshintergrund und Bedingungsmerkmal von Zephyrin Zettls Lyrik.

6.2.5.3.4 *Blick ins Weit*

Eine Kuriosität bietet zunächst schon ein Teil des Titels vorliegenden Gedichts.⁹¹¹ *Weit*, als Substantiv mit neutralem Genus, mag auf den ersten Blick vielleicht dialektal erscheinen und Parallelen zum bairischen Femininum im Akkusativ, (*die*) *Weiten* im Sinne von ‚Platz‘ bzw. ‚(räumliche) Umgebung‘, erkennen lassen,⁹¹² eventuell gar mit der noch älteren Form (*die*) *Weit*, worauf noch Schmeller verweist⁹¹³ – das Gegenteil ist der Fall, da das Substantiv im Gedichttitel, erkennbar am enklitischen Artikel bei *ins*, nur im Neutrum stehen kann. Im Zustand aktueller Sprachverwendung ist das Substantiv *das Weit* zwar weniger gebräuchlich, entspricht aber dennoch dem Standard. Aus dem Kontext der Seefahrt stammend, bedeutet es die größte Weite (eines Schiffes)⁹¹⁴ und ist in vorliegendem Kontext als größte Weite des zu überblickenden Landes, etwa vom Gipfel eines Berges aus, zu verstehen. Insofern liegt bei *Blick ins Weit*, um den folgenden Erläuterungen und Analysen ein wenig vorzugreifen, ein beinahe durchweg standardsprachliches Gedicht vor, dessen Verwendung allem Anschein nach in die topographisch-geologischen Gegebenheiten der wäldlerischen Umgebung transferiert wurde.

Poetisch-getragene, auch archaische Lexeme fallen außerdem auf, so beispielsweise beim Verb *umspreiten* (BW, V. 12), das vom Sprachduktus her schon fast an den Romantiker Joseph von Eichendorff erinnert.⁹¹⁵ Darüber hinaus ebenso poetisch sind aus metrischen Gründen erweiterte Verbformen in Vers 6 (*Wie das Kind an die Mutter geschmieget*), 14 (*Das mich so unendlich beglücket*) und 16 (*Wie bin nun weit dir entrückt*), je eine apokopierte und synkopierte in Vers 19 (*Seh ‘ nimmermehr deine Wolken ziehn*) sowie erneut eine Apokope in Vers 23 (*Doch hab ‘ ich den Blick auch ins Weite nicht mehr*). In letztem Zitat erweist sich das Gedicht zudem als nicht ganz konsequent, was die Verwendung von *Weit* in seinem Titel

⁹¹¹ Im Folgenden abgekürzt mit „BW“.

⁹¹² Vgl. u.a. Zehetner, S. 369

⁹¹³ Vgl. Schmeller Bd. 2, Sp. 1052

⁹¹⁴ vgl. Duden, Universalwörterbuch, S. 1725, wo in Zusammenhang mit *das Weit* explizit auf „Fachspr[ache]“ verwiesen wird; auch Grimm führt „Weit, n., seemännisch, gleichbedeutend mit weite, ‚die gröszte breite oder weite, welche ein schiff von einer seite bis zur andern hat‘“ (a.a.O., Bd. 28, Sp. 1267) auf; Mackensen, um ein drittes Beispiel zu geben, verweist lediglich auf die Bedeutung „größte Schiffsbreite“ (a.a.O., S. 1003).

⁹¹⁵ Vgl. Joseph von Eichendorffs Gedicht bzw. Vers *Dämmerung will die Flügel spreiten* (Eichendorff, S. 52); die Einschränkung Gedicht bzw. Vers bezieht sich darauf, dass das zitierte Gedicht ohne Titel überliefert ist und daher häufig mit seinem ersten Vers als Titel(zeile) behandelt wird.

bzw. hier *Weite* betrachtet,⁹¹⁶ indem insgesamt das parallele Vorkommen beider Formen auffällt; regionale Gründe hat indessen beides nicht, da es sich jeweils um eine durchaus standardsprachliche Form handelt. Auf eine Auffälligkeit, einen oberdeutschen Regionalismus, muss jedoch aus obigen Zitaten noch hingewiesen werden, nämlich *nimmermehr* (BW, V. 19).

Der einzige latente Dialektismus ist nachweisbar bei *Auffauchzend in frohen Entzücken* (V. 4). Der bereits bei Emerenz Meier angesprochene und erläuterte Suffixsynkretismus von Akkusativ und Dativ im Dialekt bricht sich hier im Attribut zu *Entzücken* Bahn.

6.2.5.3.5 *Der Mühlsepperl*

Dialektale Einflüsse sind im Erzähltext dieser Kurzgeschichte, trotzdem er bewusst und bemüht standardsprachlich gestaltet wurde, durchgehend erkennbar. Allein die Wortwahl lässt die sprachgeographische Herkunft Zephyrin Zettls, wenn auch nicht zwangsläufig aus dem Böhmerwald im Besonderen, so doch aus dem oberdeutschen Bereich im Allgemeinen zum Vorschein kommen. Man betrachte vor einer tiefergehenden Erzähltextanalyse bereits den Titel *Der Mühlsepperl*. Das einzige Nomen proprium, welches im Verlauf der gesamten Erzählung erscheint, ist diese dialektale Verniedlichungsform von Josef, welche ja zurückgeht auf das italienische Giuseppe und noch mit dem Diminutivsuffix {-erl} versehen ist. Den Titel mit eingerechnet und sämtliche Flexions- und Kompositionsformen, erscheint *Sepperl* insgesamt sechszwanzigmal.⁹¹⁷ Besonders auffallend ist, dass es sich bei *Sepperl* eben um die diminuierte Form der gängigen Abbreviatur des im Oberdeutschen häufigen Vornamens handelt, welche zudem das Genus masculinum aufweist.

Beginnt man mit einer Analyse des Erzähltextes im Einzelnen, so muss zunächst die konsequente Verwendung von *Bursch* für ‚Junge‘, ‚junger Mann‘ genannt werden. Dieses oberdeutsche Lexem kommt – in entsprechend deklinierten Formen und Komposita – insgesamt achtundzwanzigmal vor. Dabei wird es nicht nur zur Bezeichnung eines Heranwachsenden oder jungen Erwachsenen verwendet, sondern an zwei Stellen zudem im Sinne von ‚Knecht‘, ‚Dienstbote‘, was weniger gesamtdeutsche, sondern bereits zum

⁹¹⁶ Einzig diejenige Version, welche im *Projekt Gutenberg* greifbar und identisch mit der hier als Textgrundlage dienenden ist, weist im Titel mit *Blick ins Weite* die so auch innerhalb des Gedichts erscheinende Form auf. Da jedoch der Titel von Zettls Gedicht in allen anderen Fällen sonst ausnahmslos *Blick ins Weit* lautet, sei an dieser Stelle auf diesen Umstand lediglich hingewiesen.

⁹¹⁷ Die nicht vorhandene Angabe von Seitenangaben basiert auf der bereits eingangs ausgeführten Tatsache der mangelnden Greifbarkeit einer gedruckten Ausgabe der Erzählung *Der Mühlsepperl*, weshalb als Textgrundlage die im *Projekt Gutenberg* online verfügbare Version verwendet wurde, die jedoch eine korrekte Wiedergabe der 1901 erschienenen Erstveröffentlichung darstellt (vgl. <http://gutenberg.spiegel.de/buch/4381/1>); die Orientierung an einer nachträglichen Neupaginierung einer eventuell ausgedruckten Version der Erzählung erwies sich als kaum sinnvoll, da vergleichsweise viele Format- und Absatzveränderungen hätten vorgenommen werden müssen.

Bairischen gezählt werden kann. Mundartliche Substantive sind das feminine Pendant zu *Bursch*, nämlich *Dirndl*, sowie das bairische Schibboleth *Fasching*, gemeinsam mit entsprechenden Determinativkomposita viermal erscheinend. Bei *Dirndl* ist jedoch festzustellen, dass es weniger häufig vorkommt, nämlich zweimal, als die Form *Dirnlein*,⁹¹⁸ welches eine evidente Standardangleichung darstellt. Gerade hier ist das bisweilige Bestreben des Autors nach Vermeidung eindeutig dialektaler Lexeme offensichtlich, was aber wiederum nicht durchgängig der Fall ist. So erweist sich der Lautbestand von *oftmal*, welches zweimal auftritt, als hochsprachlich, Verwendung und Bedeutung im Sinne von ‚häufig‘⁹¹⁹ aber als mundartlich. So verhält es sich auch beim Adverb *gar* im Sinne von ‚zu Ende‘⁹²⁰ im Satz *Der Mühlsepperl (...) trank, bis seine geringe Barschaft gar war*.

Auch in Verbindung mit der Schilderung des abendlichen Tanz- und Faschingstreibens im namentlich nicht genannten Böhmerwalddorf lassen sich eine Reihe dialektaler Substantive und Verben konstatieren. Die verschiedenen Tänze sind *Rundum*, *Landler*, *G'strampfer*⁹²¹ und *G'hupfter*. Die letzten beiden bezeichnen als Partizipialkonstruktionen die Art und Weise ihrer Ausführung, ebenso *Rundum*. *Landler* ist ein in Süddeutschland recht verbreiteter Volkstanz. Im Zusammenhang mit besagten Festivitäten wird die Konsumation etlicher Mengen Bier von den jungen Männern des Ortes so lange fortgeführt, *bis (...) jeder, Sepperl nicht ausgenommen, seinen „Spitz“ hatte*. Damit ist, worauf auch bei Emerenz Meier bereits hingewiesen wurde,⁹²² ein weiteres bairisches Substantiv zur Bezeichnung des Grads der Trunkenheit genannt, welche Zehetner zwar als „leichte[n] Rausch“⁹²³ kennzeichnet und als Synonym zu *Suri* anführt, im vorliegenden Kontext wohl aber über die quantitative Geringfügigkeit hinauszureichen scheint. Die beiden Verben *hinausspielen* und *heimspielen* beziehen sich auf den Brauch, ein Fest verlassende Gäste musikalisch anzukündigen und sie auf diese Weise aus dem Festsaal zu begleiten, unter Umständen sogar bis nach Hause, wenn geographische Entfernungen dies in angemessenem Rahmen zulassen. Beide Lexeme mögen vom Lautbestand her, ähnlich dem bereits erwähnten *oftmal*, zwar standardlich sein, sie sind aber in Gebrauch und Bedeutung regionalsprachlich. Weitere latente Regionalismen weist der Erzähltext des *Mühlsepperl* auf bei *Hirtbub* für den Hütknaben. Zudem sind zu nennen *seine Halbe* als eine Art bairisches Kennwort zur Bezeichnung eines halben Liters Bier und die Verben *schaffen* im Sinne von ‚befehlen‘ im Satz *[Der Meister] schaffte ihm kurz, den Mund*

⁹¹⁸ Dieses insgesamt fünfmal

⁹¹⁹ Vgl. Zehetner 2005, S. 256

⁹²⁰ Vgl. a.a.O., S. 137

⁹²¹ Das zugrundeliegende Verb, *strampfen*, erscheint in unmittelbarer Nähe ebenso. Zehetner 2005 verweist auf seine Dialektalität mit der Bedeutung „mit den Füßen aufstampfen“ (a.a.O., S. 331).

⁹²² Vgl. *Nebel* (DJ, S. 24)

⁹²³ Zehetner 2005, S. 322

zu halten bzw. langen für ‚greifen‘ in *Damit langte der Bauer nach einem Peitschenstiel*. Der besagte *Bescheidtrunk* bedeutet hier nicht ein mitgebrachtes Getränk,⁹²⁴ sondern – sehr ähnlich der Belegstelle bei Emerenz Meier – ein vom Tänzer seiner Tanzpartnerin nach Beendigung des Tanzes angebotenes Getränk.

Zwei Sonderfälle bedürfen einer etwas genaueren Erläuterung, zum einen das Adverb im Halbsatz *Die Bauern wunderten sich baß darüber*. *Baß* mag den Eindruck von Regionalität vermitteln, jedoch liegt damit eine inzwischen recht archaische Form für ‚sehr‘ vor.⁹²⁵ Das Substantiv *Höh* in *Und wenn er [Sepperl] spätabends in sein Höh kroch* kann dem gegenüber allem Anschein nach durchaus als evidenter Dialektismus identifiziert werden. Zwar führt es keines der einschlägigen Wörterbücher als Lexem auf, sogar Schmeller kennt nur *Höhe*.⁹²⁶ Freilich sind Parallelen zu *Hölle*, dem Raum zwischen Herd und Wand, erkennbar, jedoch kann dies mit *Höh* aus zwei Gründen nicht gemeint sein: Zunächst wäre es mehr als verwunderlich, wenn sich gerade dort der Schlafbereich des Protagonisten befinden sollte. Darüber hinaus wird in der Region des Böhmerwalds, in dem die Geschichte spielt und welche die Herkunftsregion des Autors Zephyrin Zettl ist, die mittelbairische /l/-Vokalisierung nicht realisiert, weshalb *Höh*, zumal es, wie aus dem Kontext deutlich wird, ein Neutrumssubstantiv darstellt, in seiner schriftlichen Form ein <l> aufweisen müsste. Vielmehr drängt sich daher die Vermutung auf, dass *Höh* die Höhe des Hauses, also den sog. „Spitzboden“, bezeichnet, welches in dieser Form dann ein recht kleinregionales Substantiv darstellt.

Morphologisch bedingte Dialektismen sind trotz der bemühten, freilich nicht immer eingehaltenen Standardsprachlichkeit des Erzähltextes ebenso an manchen Stellen auffällig. Der bei Wilhelm Diess bereits angesprochene Zusammenfall von Dativ-, Akkusativ und Nominativformen von Indefinitpronomina ist im Falle von *jemand* auch an folgender Stelle feststellbar: *Der Mühlsepperl war (...) ein herzensguter Bursche,⁹²⁷ der mit Ängstlichkeit mied, jemand etwas zuleide zu tun*. Der Standard würde *jemand* um das Flexionssuffix {-em} erweitern, was der Dialekt nicht durchführt.⁹²⁸ Mundartlich sind weiterhin das perfektive Verbalpräfix {zusammen-}, so in *der kaufte Butter, Eier, auch Geflügel zusammen*, und der Gebrauch des verallgemeinernden Neutrums, wie folgende drei Beispiele zeigen: *Aber den Dieb wollte keines ins Haus nehmen, Von der Dorfjugend fehlte keines, Während die*

⁹²⁴ Auf die Bedeutung von *Bescheid* bzw. *Bschoad* wurde bereits relativ ausführlich hingewiesen, zumal es auch bei Emerenz Meier (DM, S. 48) auftritt.

⁹²⁵ Wahrig, S. 215: „fast nur noch in der Wendung *bass erstaunt sein*“.

⁹²⁶ Vgl. Schmeller Bd. 1, Sp. 1046

⁹²⁷ Auf *Bursche* als regionales Lexem wurde bereits eingegangen.

⁹²⁸ Vgl. die in Zusammenhang mit Wilhelm Diess bereits durchgeführten Überlegungen und Erläuterungen.

Dorfleute so standen und herumredeten, kam eins von der Mühle herauf. Als regionalsprachlich zu werten sind darüber hinaus die Diminuierung mit {-l} in *Fensterl* und die Einleitung temporaler Nebensätze mit *wie* statt *als*, was insgesamt dreimal auftritt: *Wie er 14 Jahre alt (...) war, Wie er acht Jahre alt war, Wie er die Leute um sich stehen sah.* Lediglich der Umgangssprache und nicht als Hinweis auf eine spezifische Herkunftsregion des Verfassers zu werten sind Kontraktionen von verbalen Flexionsformen und Pronomina sowie Apokopen, welche im Erzähltext recht zahlreich vorhanden sind:⁹²⁹ *wars, fand's, sich's, hat's, mußten's, hätt', wär's, Lieb, war's, wenn's.*

6.2.6 Dichtkunst aus dem Volke – eine unpublizierte Gelegenheitsdichtung des ausgehenden 19. Jahrhunderts aus dem Altlandkreis Vilsbiburg

6.2.6.1 Vorbemerkung

Wenn eingangs dieses Teils der Arbeit davon gesprochen wurde, als Vergleichsbasis zur literarischen Produktion einer Emerenz Meier weitere Autorinnen und Autoren des Bayerischen und Böhmerwalds heranzuziehen, mag der nun in den Fokus zu rückende Text allein deswegen aus der Rolle zu fallen, da er nicht in der engeren Region entstanden ist. Dieser potenzielle Einwand mag auf den ersten Blick berechtigt erscheinen, darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass unpublizierte und auch nicht zur Publikation vorgesehene literarische Zeugnisse aus der Mitte des Volkes aus der in Frage kommenden Zeit nur in seltenen Fällen greifbar bzw. überliefert sind. Daher stand hier weniger die lokale Nähe zum Unteren Bayerischen Wald im Vordergrund, sondern vielmehr die Tatsache, dass sich eine „Dichterstimme aus dem Volk“⁹³⁰ aus dem mittelbairischen Sprachraum, genauer noch aus Niederbayern, fand. Dass es sich beim Verfasser um einen direkten Vorfahren des Autors der vorliegenden Arbeit handelt, ist eher zufälliger Natur und der Tatsache geschuldet, dass ihm dessen schriftliche Überlieferung der letzten Jahre des 19. sowie ersten des 20. Jahrhundert fast vollständig vorliegt und sich darunter besagte Verse befinden. Eine Betrachtung unpublizierter Literatur bzw. eines literaturnahen Textes soll zudem die vergleichende Betrachtung dieses Kapitels abrunden und den Blick über die rein literarisch-ästhetische Produktion von Schriftstellern zu weiten versuchen.

⁹²⁹ Die folgende Aufzählung geht textchronologisch vor und nimmt daher keine Trennung in Kontraktionen und Apokopen vor.

⁹³⁰ Der Autor lehnt sich hier an eine Formulierung bei McCormack an: „Dichtkunst aus dem einfachen Volk“ (McCormack, Schutzumschlag der Erstauflage 1991).

6.2.6.2 Informationen zu Entstehungshintergrund und Autor

Der Text stammt aus dem Notizbuch des Krämereibesitzers Joseph Kaspar (1860-1935)⁹³¹ aus Triendorf, Gemeinde Kröning (Kreis Landshut, Altlandkreis Vilsbiburg). Dieses 16 x 10 cm große Blankoheft befindet sich in Familienbesitz und beinhaltet neben Abrechnungen über Käufe und Verkäufe zwischen den Jahren 1886 und 1896 verschiedene weitere Aufzeichnungen, beispielsweise ein litaneiartiges Gebet, ein weiteres, standardsprachliches Gedicht mit dem Titel *Mutterfreuden!* und Kalkulationen über das offensichtliche Verteilen von Taschengeld an verschiedene Familienmitglieder. Die Existenz einer lose organisierten Laienspielgruppe auf dem Gebiet der römisch-katholischen Pfarrei Kirchberg (Dekanat Vilsbiburg, Gemeinde Kröning, Kreis Landshut) im späten 19. Jahrhundert beweist eine ebenfalls in Familienbesitz befindliche, um 1900 aufgenommene Photographie, die ein knappes Dutzend kostümierte Personen vor dem Hintergrund einer bühnenähnlichen Kulisse zeigt und die aller Wahrscheinlichkeit nach im Pfarrdorf Kirchberg oder einer der angrenzenden, größeren Ortschaften aufgenommen wurde.⁹³² Eine der abgelichteten Personen ist zweifellos Joseph Kaspar, der sich mündlichen Quellen zufolge in seiner Freizeit zusammen mit einigen Freunden und Nachbarn dem Laintheaterspiel widmete.⁹³³

Nach einem paläographischen Vergleich des Schriftbilds des Notizbuchbesitzers⁹³⁴ im Laufe der Jahre 1886 bis 1912 sowie gemessen an der zumeist chronologischen Anordnung der Aufzeichnungen im Notizbuch ist zu erkennen, dass der Text *Meine Herrn Nachbarn*⁹³⁵ zwischen 1890 und 1896 verfasst worden sein muss. Da der erwähnte 27. Januar im Jahr 1895 auf einen Sonntag fiel, ist dieses Jahr daher eindeutig als Abfassungszeit zu konstatieren.

Der bereits erwähnte Autor des kurzen Gedichts war Joseph Kaspar, geboren am 08.12.1860 in Jesendorf (Gde. Kröning). Nach seiner Ausbildung zum Hafner in den elterlichen Werkstätten auf dem Kröning⁹³⁶ ehelichte er am 21.11.1886⁹³⁷ die Krämereibesitzerstochter

⁹³¹ Bei Joseph Kaspar handelt es sich um den Ur-Urgroßvater (genealogisch: Altvater) des Verfassers; Angaben zu den Lebensdaten vgl. Archiv der römisch-katholischen Pfarrei Kirchberg/Dekanat Vilsbiburg, Familienbuch, S. 69, 131 und 154 (betreffend Triendorf, Hausnummer 31, Jesendorf, Hausnummer 236, sowie Onersdorf, Hausnummer 23).

⁹³² In Frage kämen neben Triendorf und dem Pfarrdorf Kirchberg etwa Jesendorf, Geiselsdorf, Magersdorf, Bölldorf, Oberschnittenkofen oder Oberkirchberg.

⁹³³ Die Aussagen basieren auf Gesprächen mit vier Enkelkindern von Joseph Kaspar, nämlich Theresia Priglmeier, geb. Kaspar, Landshut (1916-2002), Maria Brütting, geb. Kaspar, Augsburg (1911-2004), August Kaspar, Triendorf (* 1924), und Erika Quandt, geb. Hupfloher, Phoenix, Arizona/USA (* 1934), die der Verfasser vorliegender Arbeit in den Jahren zwischen 2001 und 2012 geführt hat.

⁹³⁴ Zum Vergleich herangezogen wurden sowohl Schriftproben aus dem hier in Rede stehenden Notizbuch als auch aus einem anderen, ebenfalls erhaltenen und in Familienbesitz befindlichen Notizbuch von Joseph Kaspar der Jahre 1910, 1911 und 1912.

⁹³⁵ Als potenzieller Titel wurden die ersten drei Worte des ersten Verses gewählt.

⁹³⁶ Der Vater Bartholomäus Kaspar (1831-1902) war gemeinsam mit der Mutter Anna Maria Kaspar, geb. Maier (1835-1923), Besitzer der Hafnerwerkstatt beim „Zuckerbacher“ in Jesendorf und seit 1876 derjenige seiner

Franziska Neumaier (* 06.08.1864 Triendorf † 29.04.1942 ebenda); das Anwesen der Schwiegereltern Johann Baptist und Franziska Neumaier, geb. Ruhland, hatten die Brautleute bereits kurz vor der Hochzeit übernommen. Neben der Tätigkeit im heimischen Geschäft und der Versorgung der umliegenden Dörfer und Weiler mit Lebensmitteln per Fuhrwerk war der Vater von insgesamt elf Kindern Darsteller einer Laientheatergruppe. 1932 erfolgte die Übergabe der Krämerei an die älteste Tochter Franziska, die noch im selben Jahr Jakob Dannenböck aus Thalham ehelichte und den Laden samt kleiner Landwirtschaft weiterführte. Joseph Kaspar starb nach längerer Krankheit am 07.07.1935 in Triendorf im Alter von 74 Jahren.



Abb. 19: Joseph Kaspar (1860-1935), Ausschnitt einer Aufnahme vom Dezember 1910⁹³⁸

6.2.6.3 Der Text und seine sprachliche Analyse

*Meine Herrn Nachbarn, was
Neues will ich Euch sagen,
Am Dienstag gibts an Gschaß,
da darf Jeder fahrn,
5 Mitn Schnlittn, mit'n Wagn, oder
mitn Karrn,
Und zum Schluß, kommen dan
noch a paar Narrn.*

eigenen Eltern beim „Gang“ in Onersdorf (vgl. Archiv der römisch-katholischen Pfarrei Kirchberg/Dekanat Vilsbiburg, Familienbuch, S. 154).

⁹³⁷ Die kirchliche Trauung fand zwei Tage später, am 23.11.1886, in der Pfarrkirche St. Florian und Wolfgang in Kirchberg (Dekanat Vilsbiburg) statt.

⁹³⁸ Die Abbildung ist ein Ausschnitt einer Aufnahme anlässlich des 50. Geburtstags von Joseph Kaspar am 08.12.1910. Sie zeigt darüber hinaus seine Ehefrau Franziska Kaspar, geb. Neumaier, die Schwiegermutter Franziska Neumaier, geb. Ruhland, die gemeinsamen Kinder Johann, Joseph, Franziska, Theresia, Katharina, Jakob und Lorenz Kaspar sowie den sechsjährigen Neffen Johann Kaspar.

- Am Stephani Stephani*⁹³⁹ *da war der Schnee z'wenig,*
 10 *Am Sonntag (27. Jann.)*⁹⁴⁰ *da war er z'viel,*
Und so läßt es sich schieben, hinaus
zum April.
Ich aber setz für nächsten
Dienstag das Ziel.
 15 *Da sollen recht viele kommen,*
und ansehen das Spiel.

Zunächst ist natürlich zu konstatieren, dass vorliegendes Gelegenheitsgedicht sowohl standard- als auch regionalsprachliche Strukturen aufweist. Scheinbar wurde es bewusst in mundartlich gefärbter Sprache verfasst, um der damit verbundenen Einladung zur Theateraufführung einen kulturellen Anspruch bzw. Anstrich zu geben, andererseits aber wurden regionale Tendenzen eingebaut, um zum allergrößten Teil Dialekt sprechenden Hörerkreis direkten Zugang zu erhalten. Etwas unkonventionell erscheint auch die Gliederung in Verse, die weder nach metrischen noch nach reimschematischen Gesichtspunkten zu geschehen scheint. Der Grund hierfür ist eher in subjektiven Erwägungen des Verfassers, der mit dem Schreiber identisch ist, zu sehen, denn das Format des vorliegenden Notizbuchs ließe, gemessen an Seitenlänge und Größe des Notizbüchleins, eine durchaus an Metrum und Reimschema orientierte Anordnung zu.

Aus metrischen Gründen erscheinen Kontraktionen, Apokopen und Synkopen wie *gibt's* (V. 3), *Mitn* bzw. *mit'n* (V. 5f.),⁹⁴¹ *Narrn* (V. 8), *z'wenig* (V. 9), *z'viel* (V. 10), *setz* (V. 13) sowie *ansehen* (V. 16). Nahe an die Mundart des Verfassers angelehnt ist die Verschriftung des bairischen unbestimmten Artikels *an* (V. 3) und *a* (V. 8) für *einen* und *ein*. Mundartnahe Strukturen sind feststellbar in *Und so läßt es sich schieben, hinaus / zum April* (V. 11f.). Etwas zeitlich *zum April* zu schieben, wäre in standarddeutscher Entsprechung *in den April*. Dieses Phänomen der unterschiedlichen Verwendung von Präpositionen ist im Vergleich des Bairischen mit der sog. „Hochsprache“ ein immer wiederkehrendes Phänomen. Gesonderter Betrachtung bedarf das Substantiv *Gschaß* (V. 3). Als Dialektwort führt es keines der einschlägigen Wörterbücher auf;⁹⁴² dass es sich um einen Schreibfehler handelt und das

⁹³⁹ Die doppelte Nennung von „Stephani“ ist auf einen Schreibfehler des Verfassers zurückzuführen.

⁹⁴⁰ Die Datumsangabe in Klammern stellt allem Anschein nach eine Gedächtnisstütze dar.

⁹⁴¹ Die inkonsequente bzw. unterschiedliche Schreibweise vorliegenden Textbelegs ergibt sich allem Anschein nach aus der etwas eingeschränkten Vertrautheit des Verfassers mit orthographischen Normen.

⁹⁴² Konsultiert wurden hierfür Dellings, Praschs, Grimms, Schmellers und Zehetners Wörterbücher.

Substantiv womöglich *Gschuß*⁹⁴³ oder *Gspaß*⁹⁴⁴ hätte lauten sollte, kann annähernd ausgeschlossen werden. Der Buchstabenbefund ist eindeutig, auch ein Vergleich zu den übrigen vorliegenden schriftlichen Äußerungen Kaspars lässt keine andere Lesart als *Gschafß* zu. Der ähnlich lautende Eintrag bei Schmeller, „gschà“, erweist sich in seiner Bedeutung⁹⁴⁵ als nicht zielführend; phonetisch einzig als möglich erachtbaren Optionen bieten Schmeller und Delling unter Hinweis auf Prasch. Durchaus ebenso vorstellbar wäre allerdings, dass *Gschafß* eine recht lokale Variante des Lexems *Gschaißl* darstellt. Einzig Delling führt dieses auf in der Bedeutung „Kurzweil“.⁹⁴⁶ Letztliche Klarheit kann jedoch auch dieser Erklärungsversuch nicht bringen; erstaunlich erscheint in diesem Zusammenhang und im Versuch, in *Gschafß* ein kleinregionales Lexem zu sehen, die Tatsache, dass keiner aus der Entstehungsregion des Gedichts gebürtigen Gewährsperson im Rahmen einer kleinen Befragung dieser Ausdruck (ähnliche Lautungen wurden berücksichtigt) bekannt war.⁹⁴⁷ Regionalsprachlich zu werten ist letztendings die Datumsangabe *Am Stephani* (V. 9), dem 26. Dezember, Gedenktag des Märtyrers Stephanus, die im gesamten bairischen, zumeist gar oberdeutschen Raum bekannt ist und eine Kurzform des lateinischen Genitiv Singular (*dies*) *Sancti Stephani* darstellt. Daten nach Heiligengedenktagen zu bezeichnen, war noch bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, zumal in ländlichen Gebieten, eine Sache des alltäglichen Umgangs. Etwas ungewöhnlich erscheint die mit dem bestimmten Artikel verschmolzene Präposition *am* in diesem Zusammenhang, da derartige Datumsangaben im Dialekt eigentlich keinen Artikel fordern.⁹⁴⁸ Weitere Regionalismen oder gar Dialektismen sind nicht auszumachen.

Insgesamt betrachtet liegt hier trotzdem ein bewusst standardsprachliches Gedicht vor, welches aber an einigen Stellen von der sprachgeographischen Herkunft seines Verfassers zeugt, aufgrund seiner Kürze aber nicht allzu häufig.

⁹⁴³ Für diesen Fall wäre es die Präfigierung von *Schuß* mit {g(e)-} anzusetzen, um die Besonderheit der zu bewerbenden Veranstaltung zu evozieren, wogegen aber der paläographische Befund spricht.

⁹⁴⁴ *Gspaß* in der Bedeutung ‚Spaß‘ wäre sicherlich naheliegend, jedoch spricht auch hier der Buchstabenbefund eindeutig dagegen.

⁹⁴⁵ Schmeller Bd. 2, Sp. 349 gibt als Bedeutung an „Ausruf beim Verscheuchen von Geflügel, auch wol von Fliegen“.

⁹⁴⁶ Delling Bd. 1, S. 211 führt auf „Geschaißl (spr. G’schaißl). Nach Prasch bedeutet eine Kurzweil.“

⁹⁴⁷ Zur Klärung dieser Frage führte der Autor Befragungen von zwölf Bewohnern von Triendorf sowie der umliegenden Ortschaften Kirchberg, Onersdorf, Grammelsbrunn und Magersdorf (sämtlich Gemeinde Kröning, Landkreis Landshut, Altlandkreis Vilsbiburg) durch, denen auf direkte Nachfrage das in Rede stehende Wort gänzlich unbekannt war.

⁹⁴⁸ Der Buchstabenbefund ist auch hier eindeutig.

6.3 Bewertung und Diskussion: Die Rolle des Dialektalen bzw. Nicht-Dialektalen in den vorliegenden Textbeispielen

6.3.1 Bestandsaufnahme der Befunde und Interpretation der Dialektverwendung

Prinzipiell darf zunächst festgehalten werden, dass die zum Vergleich herangezogenen Texte unterschiedlicher kaum sein könnten. Reine Dialektliteratur befindet sich darunter ebenso wie eindeutig standardsprachliche gleichermaßen wie solche, die immer wieder oder auch durchgängig latente Bavarismen enthält. Dieser Sachverhalt musste von vornherein klar sein, da ja nicht nur mundartgeprägte oder mundartbewusste Schriftsteller zum Vergleich herangezogen wurden, sondern bewusst auf diejenige eingegangen wurde, die entweder aus der annähernd gleichen Gegend wie Emerenz Meier stammten oder mit ihr zu tun hatten; Gelegenheitsdichtung soz. aus der „Mottenkiste der Vergangenheit“ spielt dabei, da ja auch nicht im Bayerischen Wald entstanden, eine vielleicht etwas untergeordnete Rolle, sollte aber als ein Beleg für dichterische Versuche aus der Mitte des Volkes ohne jeglichen literarischen Anspruch dienen.

Nähert man sich an dieser Stelle nun den soeben getätigten sprachlichen Analysen von Seiten einer zusammenfassenden Bestandsaufnahme bzw. insgesamt Würdigung und, wo nötig, Diskussion an, muss in zwei Schritten vorgegangen werden. Nach einer zusammenfassenden Betrachtung jedes einzelnen Autors, die unbedingt notwendig erscheint, um nicht nur zu einer Art Durchschnittswert zu gelangen, soll zu einer Gesamtaussage der Rolle des Dialektalen in der Emerenz Meier zeitgenössischen Dichtung Niederbayerns gekommen werden.

Zunächst also zum ersten Schritt, angelegt an den betrachteten Autoren in der Reihenfolge ihres Auftretens in Kapitel 6 der vorliegenden Arbeit:

a) Max Peinkofer

Peinkofers Texte, seien sie fiktional oder nicht-fiktional, aus dem Bereich der Lyrik ebenso wie epischer Natur, eint ihre konsequente Dialektgebundenheit, welche jedoch in keiner Weise eine Abwertung der Standardkompetenz ihres Autors bedeuten würde. Diese ist in gleicher Weise vorhanden wie diejenige im Bereich seiner Mundart. Die sprachliche Verwurzelung Peinkofers in der Heimatregion war bei ihm allem Anschein nach allerdings vergleichsweise stark ausgeprägt, was sich allein daran belegen lässt, dass er durchaus Angleichungen an eine überregionale Sprache vornimmt. Von größerer Bedeutung aber scheint in seinem dichterischen Schaffen, über alle Gattungsgrenzen hinweg, die bewusste Verwendung kleinregionaler Lexeme

und flexionsmorphologischer wie phonetischer Charakteristika gewesen zu sein. Dabei jedoch ist festzuhalten, dass dies keinesfalls als Kunstgriff zu verstehen ist, sondern vielmehr als selbstverständlicher Ausdruck einer recht persönlich geprägten Sprache, welche durchaus den Anspruch erheben kann, Literatursprache zu sein. Insoweit fungiert bei Max Peinkofer der Dialekt als Identitätsstifter, als Basis dessen, was ausgesagt werden soll, eben weil er fast als alleiniger Sprachträger gebraucht wird. Dass der Mundart diese Rolle auch in seinem essayistischen Schreiben zugestanden wird, beweist andererseits auch, dass einem stark dialektal geprägten Sachtext, gerade wenn er sich mit in erster Linie regional bedeutsamen Themen beschäftigt, seine Gültigkeit dadurch nicht abhanden kommt, er im Gegenteil sogar unter Umständen von Seiten der Rezipienten ein größeres Maß an Glaubwürdigkeit zugewiesen bekommen kann.

In literarisch-fiktionalen Texten bleibt die Mundart, mithin nicht ein Verkehrsbairisch, sondern die kleinregionale Variante, ebenso sowohl Identitätsstifter und Träger der Handlung als auch als Basis der Textabfassung. Hierbei muss im Unterschied zu Emerenz Meier angemerkt werden, dass die Literatur Peinkofers nicht einer bereits kindlichen Beschäftigung mit Werken der klassischen Antike entspringt und weniger sozialkritisch das einfache Volk porträtiert, sondern vergleichsweise berichtend-beschreibend tätig wird, dabei aber den Aspekt der Unterhaltung nicht außer Acht lässt, im Sinne von Horaz also mehr das „delectare“ denn das „prodesse“ in den Vordergrund rückt.⁹⁴⁹

b) Wilhelm Diess

Allein gemessen an der Tatsache, dass es sich bei den im Rahmen dieses Kapitels als Referenztexte herangezogenen Beispielen um Stegreifgeschichten handelt, deren Entstehung auf Mündlichkeit basieren, ergibt sich bei Wilhelm Diess ein etwas anderer Blickwinkel auf den Dialekt. Er ist in den behandelten Erzählungen nicht künstlerisch-stilistisches Mittel oder gar eine bewusst eingesetzte Möglichkeit sprachlich-literarischer Nuancierung. Vielmehr ist die regionale, in erster Linie mundartgeprägte Sprache Urgrund seiner Texte, fernab etwa der Intention der Erzeugung von Lokalkolorit oder einer Authentifizierungstendenz. Diess' Stegreifgeschichten entspringen der bereits angesprochenen Mündlichkeit, geben

⁹⁴⁹ Horaz formuliert im berühmten Vers 333 seiner *Ars Poetica*: „Aut prodesse volunt aut delectare poetae“ (zitiert nach Quintus Horatius Flaccus, *Ars Poetica*, Vers 333, in der Ausgabe hg. von Schütz, S. 314) – „Sowohl von Nutzen sein wollen Dichter als auch erfreuen“ (Übersetzung des Verfassers).

sodurch einen recht unmittelbaren Einblick in die Sprache ihres Urhebers. Dieser wiederum fungiert spätestens an dem Punkt des Übergangs von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit vielmehr als sprachlicher Angleicher des Erzählten an den Standard. Insoweit verwundert das Nebeneinander dialektaler Strukturen und hochsprachlicher Erzähltexte nicht, ebensowenig auch das mangelnde Vorhandensein gar kleinregionaler Bavarismen. Die Selbstverständlichkeit der mundartlichen Prägung der analysierten Texte jedoch, welche sich in erstaunlicher Häufigkeit im Bereich der Lexik abspielt, muss als wohl hervorstechendstes Charakteristikum von Diess' Sprache gelten.

Insgesamt betrachtet ist bei ihm Dialekt nicht als Basis für die Produktion, das Entstehen von Literatur zu sehen, der Autor bedient sich seiner dialektnahen bzw. -gefärbten Umgangssprache gerade weil die vorliegenden *Stegreif-Geschichten* (so der Untertitel der Erstauflage des Bands *Das Zahnweh*) dem Freundeskreis erzählt wurden. Mundart ist hier das Medium, über das erzählt wird, und ergibt sich eben aus dem Prozess der Narration und deren äußeren Gegebenheiten.⁹⁵⁰ Die Selbstverständlichkeit des Gebrauchs mundartlicher und mundartnaher Sprache speist sich bei ihm also aus ihrer Mündlichkeit. Hans Göttler verweist zwar in seinem 2007 erschienenen Aufsatz auf dialektale Formen als „ganz bewusst eingesetztes Stilmittel in der hochsprachlichen Literatur“,⁹⁵¹ doch darf die These für diesen speziellen Fall aus besagten Gründen relativiert werden; es muss mehr auf seine im selben Absatz gebrachte Aussage der gleichberechtigten Betrachtung von Mundart und Standardsprache verwiesen werden.⁹⁵² Diess ist in den analysierten Texten mehr als Erzähler denn als Autor zu betrachten, dessen Geschichten dem Hörer mündlich präsentiert wurden. Der Rezipient der geschriebenen Form erkennt mithin relativ schnell deren Ursprung, wobei man – ähnlich wie bei Peinkofer – die Texte mehr dem Horazschen „delectare“ zuzuordnen hat, was seinen Rang innerhalb der bayerischen Literaturgeschichte nicht schmälert. Die Basis, von der aus seine literarische, auch semiliterarische Produktion ausgeht, ist eine andere wie etwa bei Emerenz Meier, Lena Christ, Ludwig Thoma oder auch Zephyrin Zettl.

Insgesamt liegt also in den Erzähltexten der behandelten Geschichten Diess' eine sehr umgangsnaher Sprache vor, welche stark ostoberdeutsche Einfärbungen besitzt, aber nicht den Anspruch erhebt, Dialekt in irgendeiner Art nach- oder gar abzubilden.

⁹⁵⁰ Dies wird aus dem von Wilhelm Diess verfassten Vorwort zu *Das Zahnweh* deutlich.

⁹⁵¹ Göttler 2007, S. 131

⁹⁵² Vgl. a.a.O.

Allein den Dialogen und wörtlichen Reden könnte man diese Intention, partiell zumindest, unterstellen, wobei diese allerdings ebenso Angleichungstendenzen unterworfen sind, wie das folgende Beispiel mit gleichberechtigtem Nebeneinander von Mundart und Standardisierung beweist: „(...) und die meisten derschnaufens nacha nimmer, und das sind die gescheiteren.“ (DL, S. 57).⁹⁵³

c) Heinrich Lautensack

Die Analyse ausgewählter Texte Heinrich Lautensacks dürfte recht deutlich gezeigt haben, dass der Dialekt in seinem Werk eher keine ausschließlich zentrale Rolle spielt und somit nur partiell als konstitutiv für seine Literatur gelten kann. Wo Mundart bewusst verwendet wird, namentlich in der *Pfarrhauskomödie*, handelt es sich um eine überregionale Variante des Bairischen und keinesfalls um kleinregionale, womöglich direkt und ausschließlich auf die Herkunft des Autors hinweisende Aspekte. Dialekt wird dabei in erster Linie zur Decouvrierung von Klischees und Missständen angewandt und um einen satirischen bis fast schon zynischen Blick auf die zur Schau bzw. an den Pranger gestellten Verhältnisse zu konstruieren. Hier ist also durchaus Mundart als Gestaltungs-, als Kunstmittel zu sehen, weniger, wenn man als Vergleichspunkte die beiden eben genannten Peinkofer und Diess heranzieht, als Selbstverständlichkeit und Grund, aus dem sich Literatur zu ergeben scheint. Dies zeigt sich umso mehr bei Betrachtung des lyrischen Werks: In den drei behandelten Gedichten von Heinrich Lautensack sind dialektale Einflüsse nur sehr selten erkennbar und beruhen allem Anschein nach auf zufälligem Auftreten, nicht aber auf bewusstem Einsatz. Die biographischen Umstände Lautensacks – er lebte zu dieser Zeit bereits nach längerem Aufenthalt in der bayerischen Landeshauptstadt in Berlin – erklären das Eine, die Tatsache jedoch, dass – unbewusst und unbeabsichtigt – trotzdem sehr vereinzelt noch ostoberdeutsche Strukturen in seinen Texten durchschimmern, lässt vermuten, dass die heimatssprachliche Prägung doch eine starke war.

d) Hans Carossa

Das Bestreben Hans Carossas, seine Lebenserinnerungen dichterisch überhöht, bisweilen gar verklärt zu Papier zu bringen, muss der insgesamt Betrachtung seiner Dialektverwendung grundgelegt werden. Im sichtlichen Bemühen um einen dementsprechend poetisch-getragenen Sprachduktus ist es kaum verwunderlich, dass

⁹⁵³ Die Latte der Textbelege könnte hier beliebig und reichhaltig fortgesetzt werden.

im betrachteten Ausschnitt aus *Das Jahr der schönen Täuschungen* der Standard in seiner eben beschriebenen Ausprägung fast ausnahmslos vorherrscht. Trotzdem ist allerdings die sprachgeographische Herkunft Carossas an manchen Stellen erkennbar. Dies lässt sich natürlich nicht zuletzt an mundartnahen wörtlichen Reden konstatieren, aber auch der Erzähltext seiner Erinnerungen an Emerenz Meier weist latente Dialektismen auf, freilich in weitaus geringerem Maß als es beispielsweise bei Max Peinkofer oder Wilhelm Diess der Fall ist. Carossas Nähe zur Heimatmundart ist sich nichtsdestotrotz gegeben, im Erzähltext nur eben auf latente Art und Weise. Eine bewusste Abkehr von dialektalen Tendenzen ist gleichwohl aus eben erörterten Gründen feststellbar. Wo sich aber sein sprachgeographischer Hintergrund zeigt, handelt es sich allem Anschein nach sowohl um unbewusste Einflüsse als auch bisweilen um die bewusste Generierung von Lokalkolorit und Authentizität des Berichteten. Hans Carossas dichterisch-literarisches Schaffen im autobiographischen Schreiben geht insgesamt von der Standardsprache aus, lässt Regionalismen aufscheinen, wie gesagt, partiell als künstlerische Mittel, partiell vielleicht eher unbewusst und zufällig. Diese sind aber größtenteils nicht reiner Selbstzweck oder Urgrund seiner literarischen Produktion, ganz im Gegenteil zu Peinkofer und Diess, weshalb Carossa hier mehr gemein hat mit Heinrich Lautensack.

e) Zephyrin Zettl

Zephyrin Zettl kann für einen Großteil seines dichterischen Werkes – lyrisch wie episch, wobei die folgende Aussage auch nicht konsequent und durchgängig gelten kann, wie zu zeigen sein wird – gut und gerne als Dialektschriftsteller im eigentlichen Sinn bezeichnet werden, betrachtend seine biographischen Begleitumstände⁹⁵⁴ sogar als konsequenter Bewahrer, wenn nicht gar Verfechter seiner Heimatmundart, was für die Sprachwissenschaft im Allgemeinen und die dialektologische Forschung im Besonderen einen Glücksfall darstellt.

Parallelen zu Emerenz Meier sind durchaus und schon fast auf den ersten Blick erkennbar. Der gewaltige, fast schon hehr zu bezeichnende Sprachduktus eines *Noutschroa* verdiente es, in einem Atemzug mit der *Wödaschwüln* genannt zu werden. Ein Sonderfall liegt bei ihm vielleicht vor, wenn man seine Biographie betrachtet und die damit einhergehenden historischen Ereignisse der Jahre nach 1945. Ein gewisser Grad an Sprachkonservatismus ist ihm sicherlich zu unterstellen, vielleicht gar die

⁹⁵⁴ Zettl lebte ja den allergrößten Teil seiner Lebenszeit nicht im heimatlichen Böhmerwald, sondern in Wien.

bewusst versuchte Konservierung einer im Aussterben begriffenen kleinregionalen Varietät des Deutschen – ein Schicksal, das seitdem vielen deutschen Regiolekten beschert war. Wo Zephyrin Zettl aber seinen Heimatdialekt vor dieser entscheidenden Zäsur seiner eigenen wie der Geschichte Europas verwendet, geschieht es allem Anschein nach in gewisser Weise aus einer Notwendigkeit heraus, das darzustellen, was ihn als jungen Dichter bewegt. Es bleibt ihm als Produzent von Lyrik und Prosa keine andere Wahl als der Griff zur Mundart. Sie ist bei Zephyrin Zettl mehr als nur Mittel zum Zweck, mehr als nur Verwendung der alltäglichen, regional beeinflussten Sprache. Seine Gedichte beginnen erst zu leben durch den Dialekt, vermögen erst, ihre Authentizität aufgrund seiner zu entfalten und somit auch ihre Sprachgewalt. Die Rede kommt in diesem Zusammenhang unbedingt immer wieder auf den *Noutschroa*. Ohne auf die Eindimensionalität zu verfallen, das Werk Zephyrin Zettls nur auf dieses Werk zu reduzieren, erscheinen gerade hier Kongruenzen zur Sprachverwendung Emerenz Meiers unvermeidlich. Der Sprachduktus Zettls ist in diesen Textbeispielen einer, der in seiner Geprägtheit nur aus dem Dialekt, aus heimischer Sprachsozialisierung stammen kann.

Trotzdem gilt der Terminus des reinen Dialektschriftstellers für Zephyrin Zettl nicht unbedingt. Keines der analysierten Gedichte sowie die Kurzgeschichte *Der Mühlsepperl* weisen ihn ebenso als dialektgeprägten Autor aus. Er schafft es durchaus, auch standardsprachlich zu formulieren, jedoch nicht ohne jeden latenten Einfluss seiner Mundart abzustellen. An literarischer Qualität büßen seine Texte damit nicht ein. Wo trotz aller Bemühungen dialektale Strukturen aufscheinen, kann dies auch nur erneut Zephyrin Zettls und Emerenz Meiers Gemeinsamkeiten evozieren und den Texten zur Steigerung ihrer Authentizität und Nähe zur Lebenswirklichkeit des lyrischen Ich respektive der handelnden Figuren gereichen. Erst dadurch kommt beispielsweise *Der Mühlsepperl* am Ort seines Geschehens an, erst dadurch erklären sich auch inhaltliche Strukturen.

f) Joseph Kaspar

Das kleine Gelegenheitsgedicht von Joseph Kaspar kann natürlich in vielerlei Hinsicht als Rarität gelten. Sprachlich zeigt es eine Mischung regional gefärbter Standardsprache und Dialekt, die allem Anschein nach in einem gewissen Spannungsverhältnis stehen. Der Urheber der Zeilen ging an das zu Verfassende sprachlich zweifelsohne von der Mundart aus heran, was allein die allem Anschein

nach kleinregionale, inzwischen vielleicht gar untergegangene Form *Gschaff* (V. 3) beweist. Die auftretenden Synkopen und Apokopen entspringen hier nicht metrischen Erwägungen, sondern eher der Nähe zum Dialekt. Insoweit ist aber auch dadurch die Prägekraft der Mundart bewiesen, gerade weil sie als zuerst erlernte Sprachform noch vor dem Besuch einer allgemeinbildenden Schule ihrem Verwender leichter, unmittelbarer zugänglich ist bzw. war als eine kodifizierte, überregional gültige, vermittelte Version. Gerade dieses Phänomen mag sich auch bei Emerenz Meier, bei Max Peinkofer und Wilhelm Diess genauso wie bei Zephyrin Zettl zeigen, jedoch liegt hier nicht der Impetus des Autors vor, seinen entstehenden Text einem Leser- bzw. Hörerpublikum über den heimatlichen oder gar ostoberdeutschen Bereich hinaus verständlich zu machen, wie es zu großen Teilen bei den eben erwähnten Schriftstellern der Fall war. Das Gelegenheitsgedichtchen entsteht zu einem bestimmten Anlass für einen bestimmten, in nur wenigen Dörfern anzusiedelnden Adressatenkreis und mit nur sehr geringem Anspruch auf dichterisch-ästhetischen Wert. Gerade Letzteres unterscheidet diese wenigen Verse etwa von den meisten anderen Texten, deren künstlerischer Anspruch durchaus vorhanden ist. So liegt mit dem Text von Kaspar ein lyrischer Versuch vor, der in erster Linie illustriert, welche Früchte der Dialekt im teilweise standardsprachlichen Gewand tragen kann.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass bei den betrachteten Autoren durchaus unterschiedliche Intentionen und Arten von Dialektverwendung vorliegen. Tendenzielle Parallelen und Ähnlichkeiten hierbei treten auf der einen Seite bei Peinkofer, Diess und Zettl, auf der anderen bei Carossa und Lautensack auf, womit schon bestimmte Tendenzen und Differenzen deutlich werden. Das Gelegenheitsgedicht Kaspars nimmt insoweit eine Sonderrolle ein, als es sich hierbei nicht um bewusst verfasste Literatur handelt und andererseits keinen Schriftsteller im eigentlichen Sinne als Schöpfer besitzt. Hierauf wird im folgenden Kapitel aber noch genauer einzugehen sein.

6.3.2 Zusammenfassung und Vergleich zu Emerenz Meier

Die folgende Tabelle zeigt synoptisch die Befundzahlen in gleicher Weise wie bei der insgesamt Betrachtung der Meier-Texte. Reine Dialekttexte fanden auch hier keinen Eingang, die Zusammenschau stützt sich ausschließlich auf latente Mundarteinflüsse und Regionalismen.

	Lexik	Morphologie	Syntax	Nomina propria und appellativa	Interferenzen	Sonstige
Peinkofer, Erzählungen	15	8		4		
Peinkofer, Volkskundliches	4			1		
Diess, ausgewählte Stegreifgeschichten	13	8	1	3	1	
Lautensack, <i>Pfarrhauskomödie</i>	5	5				1
Lautensack, ausgewählte Lyrik	1					
Carossa, aus dem <i>Jahr der schönen Täuschungen</i>	9	5		2		
Zettl, ausgewählte standardsprachliche Lyrik	2				1	
Zettl, <i>Der Mühlsepperl</i>	13	4	1	1	1	
Kaspar, <i>Meine Herrn Nachbarn</i>	4					1

Tabelle 7: Synoptische Darstellung der latenten Dialektismen in den Referenztexten zu Emerenz Meier

Im Einzelnen muss festgehalten werden, dass sowohl bei Emerenz Meier als auch bei den hier betrachteten und analysierten Autoren die Zahl der latenten Dialektismen und Regionalismen in den selben Rubriken auf gleiche Weise charakteristisch vorhanden ist. Freilich, allein mit dieser Feststellung ließe sich die eingangs des Kapitels gestellte Frage nur unzureichend beantworten, ein Anfang ist damit aber bereits gemacht, da gewisse parallele Tendenzen durchaus deutlich werden. Insoweit können die im Zusammenhang mit Meier getätigten Aussagen zum Erwerb von Dialekt zunächst über Lexik und Morphologie damit als gesichert bzw. belegt gelten. Den weitaus größten Teil der Befunde stellen nämlich auch hier lexikalische Besonderheiten dar, gefolgt von solchen morphologischer Natur. Dass relativ wenige Interferenzen auftreten, kann zufällig und der vergleichsweise geringen Textfülle geschuldet sein. Auftretende Nomina propria und appellativa erweisen sich zudem als tragende Säule der betrachteten Literatur, welche ausnahmslos in Bayern respektive Böhmen spielt und damit eine Verwendung von regionalen, landschaftlichen Eigennamen geradezu rechtfertigt.

Die hier im Mittelpunkt stehende Frage ist, ob und inwieweit Emerenz Meier ein Kind ihrer Region und Umgebung im schriftstellerischen Milieu der bayerischen, zumal

niederbayerischen Literatur zu bezeichnen ist. Dieses „Ob“ muss per se positiv beantwortet werden, das „Inwieweit“ bedarf vorausgehend einer kurzen, nicht weniger aber detaillierten Klärung. Wenn man mit Fug und Recht von einer Eigenständigkeit Niederbayerns in der Literaturgeschichte des bairischen Sprachraums spricht,⁹⁵⁵ dann auch deshalb, weil dieser Regierungsbezirk – gesehen weniger in seinen in der Nachkriegszeit gezogenen Grenzen, welche nicht dem ehemaligen Teilherzogtum (Nieder-)Bayern-Landshut entsprechen, sondern vielmehr in historischer Perspektive – an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert Literaten hervorgebracht hat, die weniger „nur“ als Dialektschriftsteller oder Heimatschriftsteller zu bezeichnen sind, sondern auch außerhalb ihres Lebens- und Schaffenskreises zu Klassikern geworden sind. Was sie trennt, mag Vieles unterschiedlicher Natur sein, dafür sind Biographien zu unterschiedlich. Was sie jedoch eint, ist die Verbundenheit mit der Heimatsprache. Sogar der früh verstorbene Heinrich Lautensack bedient sich in seiner charakteristisch satirischen Weltsicht ihrer immer wieder. Der bewusste Gebrauch des Dialekts ist für alle hier analysierten Schriftsteller eine Selbstverständlichkeit einerseits, Mittel und Grund zur Konstitution ihrer Literatur andererseits nur teilweise. Auch wo bewusst der Standard als Literatursprache gewählt wurde, ist die Mundart gegenwärtig – und muss es schon zwangsläufig sein, wobei Emerenz Meier keine Ausnahme bildet.

In den Deutungen der Dialektverwendung der zum Vergleich herangezogenen Schriftsteller wurde jeweils grundgelegt, von welchem Standpunkt von ihnen an die Literaturproduktion herantreten wurde: von einem standardsprachlichen oder einem mundartlichen. Dies soll ein Aspekt sein, an dem im Vergleich zu den behandelten Texten Emerenz Meiers⁹⁵⁶ die eingangs gestellte Frage angegangen wird. Meiers Bestreben, an einen überregionalen Standard angelehnte Erzähltexte zu verfassen, dabei aber, wo für notwendig erachtet, mundartliche Passagen in die wörtlichen Rede entweder zu integrieren oder sie gänzlich derart zu gestalten, wurde bereits im Zuge der sprachlichen Analyse deutlich. Latente Dialektismen, wie sie gerade in Texten, die vor 1906 entstanden sind,⁹⁵⁷ recht zahlreich aufscheinen, entspringen dabei aber in den seltensten Fällen dem Zufall, wie es beispielsweise in den Erinnerungen Hans Carossas ist. Mundarteinflüsse mögen bei ihr manchmal auch mit Hyperkorrekturen verbunden sein, in erster Linie sind sie aber Ausdruck der

⁹⁵⁵ Vgl. Seifert in: Weber, S. 569

⁹⁵⁶ Dass es sich dabei ausschließlich um die literarischen Texte der Bayerwald-Schriftstellerin handelt und nicht etwa um die im Privaten entstandene Briefkorrespondenz, versteht sich von selbst. Ebenso auch, dass die in den USA entstandenen Texte – schon aufgrund der biographischen Umstände, u.a. des Kontaktabbruchs mit der Heimat – zum Vergleich nicht herangezogen werden können.

⁹⁵⁷ Dialektphänomene im Spätwerk der Dichterin sind auf ihre in ihrem Inneren verwurzelte heimatssprachliche Prägung zurückzuführen, da sie aber eben in den USA entstanden sind, können sie, worauf in der vorangehenden Fußnote bereits hingewiesen wurde, nicht für den hier angestrebten Vergleich in Verbindung mit Beantwortung der Frage, ob und – falls ja – Emerenz Meier ein typische Schriftstellerin ihrer Region war, relevant sein.

sprachgeographischen Gebundenheit ihrer Texte, und damit auch ihrer Verfasserin. Dialektprägung geschieht eben nicht, wie bei Carossa oder in Teilen auch bei Lautensack, im Bestreben, in verklärt dargestellter Umgebung Authentizität zu generieren oder satirische Blickwinkel zu konstruieren. Emerenz Meier hat an diesem Punkt weitaus mehr mit der unter 4.6.3.1 schon in Anklängen konstruierten Troika um Zephyrin Zettl, Wilhelm Diess und Max Peinkofer gemein: Ihre Texte entspringen dem Dialekt, leben von ihm, bedingen ihn gewissermaßen gleichzeitig und entfalten so ihre charakteristische Wirkung. Gerade in den behandelten Mundartgedichten wurde auch deutlich, wie ausdrucksstark die Mundart sein kann, und sie beweisen einmal mehr die Sprachgewalt, die gerade von ihr herrührt. Sprachgewalt und Ausdrucksstärke finden sich in diesem Maße ebenso in Zephyrin Zettls Gedichten, auch Max Peinkofers *Der rote Bua* lebt geradezu davon, in Mundart verfasst zu sein. Der gleiche Fall liegt natürlich auch in den Erzähltexten der behandelten Prosa vor – Authentizität, Heimatverbundenheit, Bodenständigkeit und somit Glaubwürdigkeit erlangen sie ebenso über latente Dialektismen, weshalb Mundart ebenso Urgrund von Literatur ist. Indem sie also zum konstituierenden Element wird, spiegelt sich hier der Unterschied Meiers, Zettls und Peinkofers zu Carossa und Lautensack: *Das Jahr der schönen Täuschungen* lebt mehr vom Inhalt, seiner bisweilen sentimental Darstellung, Mundart erscheint mehr als Beiwerk; die *Pfarrhauskomödie* würde ihre Wirkung vielleicht weniger entfalten, wäre sie komplett im Standard oder einer großregionalen Umgangssprache verfasst, einzig und allein aus dem Gebrauch eines zumal stark angeglichenen Dialekts speist sich diese jedoch nicht. Was allen Autoren natürlich gemeinsam haben – auch das sollte nicht vergessen werden – ist die Kompetenz im Bereich der Standardsprache, sei sie nun der Standpunkt, von dem aus Literatur geschaffen wird oder der dazu dient, Texte anzugleichen. Weniger Sprach- und Wirkungsgewalt kommt durch ihn freilich nicht zustande, aber ihren künstlerischen Wert zu beurteilen, war nie Aufgabe und Zielsetzung dieser Überlegungen.

Zurück zur eingangs gestellten Frage: Emerenz Meier als eine typische Schriftstellerin ihrer Region zu bezeichnen, erscheint unter bestimmten Voraussetzungen und bei Betrachtung eben getätigter Überlegungen unter Einbezug terminologischer Aspekte durchaus möglich. Zu Beginn der Arbeit, betrachtend ihr Gesamtwerk und vor der detaillierten sprachlichen Analyse wurde ihr eine Zwischenstellung zwischen mundartgeprägter und mundartbewusster Schriftstellerin zugewiesen, in der Zeit vor 1906 zeichnet sich jedoch deutlich ab, dass sie in den allermeisten Phasen ihres literarischen Schaffens⁹⁵⁸ als *mundartgeprägte Dichterin* zu

⁹⁵⁸ Die Trennung in Lebensphasen Emerenz Meiers und die entsprechende Zuordnung der Art des Dialektschriftstellers tangieren diese Feststellung in ihren Grundfesten nicht, sie versteht sich als an zeitlichen Aspekten angelehnt.

gelten hat. Gemessen an den exemplarischen Analysen ihrer Texte, darf in erster Linie Zephyrin Zettl, aber auch Max Peinkofer und Wilhelm Diess eine derartige Kategorisierung zugewiesen werden. Hans Carossa hingegen muss als *dialektspontaner*, Heinrich Lautensack als *mundartbewusster Schriftsteller* bezeichnet werden. Insoweit wird bereits deutlich, dass nicht alle Zeitgenossen Emerenz Meiers über einen Kamm zu scheren sind. Im spezifischen Bereich ihres literarischen Schaffens, zumal in der Zeit vor der Auswanderung in die USA, fällt ihr Name nun zwangsläufig in einem Atemzug mit Zettl, mit Peinkofer und Diess, weshalb sie für diesen durchaus als typische Exponentin ihrer Region gelten kann. Die damit einhergehende Einschränkung ergibt sich logischerweise daraus, dass nicht alle Zeitgenossen des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, die wie sie aus Niederbayern oder gar aus der engeren oder weiteren Region des Unteren Bayerischen Waldes stammten, per se als solche zu kategorisieren sind. Insoweit ist das Attribut „typisch“, wie in der Eingangsfrage formuliert, zu problematisieren. Emerenz Meiers Heimatregion hat vielerlei Typen von Literaten hervorgebracht – ein weiterer Hinweis auf die bereits mehrfach zitierte Eigenständigkeit der Literaturlandschaft Niederbayerns –, dem heimatlichen Dialekt gänzlich abhold sind alle hier erwähnten nicht. Lediglich ihr Zugang zu ihm im Rahmen der literarischen Produktion unterscheidet sich bisweilen gänzlich und signifikant voneinander, weshalb hier bewusst erneut die unterschiedlichen Kategorien in Bezug auf die Mundartverwendung angewandt wurden.

Fest steht zweierlei: Emerenz Meier führt in der Riege ihrer Zeitgenossen keine singuläre Existenz, im Bereich der *mundartgeprägten Schriftsteller* kann sie durchaus als typisch für ihre Herkunftsregion bezeichnet werden. Selbstverständlich darf bei allen Überlegungen, Kategorisierungen und bisweilen auch Spekulationen nicht vergessen werden, dass ein Autor bzw. eine Autorin immer auch nicht nur ein Kind der jeweiligen Region ist, sondern in erster Linie der eigenen Biographie. Vor diesem Hintergrund lassen sich natürlich, wie geschehen, Unterschiede erklären und entsprechend relativieren. Ein weiterer Punkt ist die subjektive Wahrnehmung von Sprache einerseits und Heimat andererseits, wo sich signifikante Unterschiede ergeben können. Bernhard Sowinski hat hierauf treffend hingewiesen: „ (...) war der Heimatgedanke in der Mundartliteratur mehr Ausdruck subjektiven Erinnerns (...), (...) [das] jeder Autor anders erlebte.“⁹⁵⁹ Soweit möglich, sollten diese Aspekte in die getätigten Überlegungen einbezogen worden sein, so dass sich am Ende doch ein einigermaßen vollständiges, nachvollziehbares und valides Bild der zum Vergleich herangezogenen Schriftsteller ergibt.

⁹⁵⁹ Sowinski, S. XIII; hierbei muss angemerkt werden, dass im Zitat zwar das den Nebensatz einleitende Relativpronomen verändert, sein Sinngehalt dadurch jedoch in keiner Weise eingeschränkt wurde.

Worauf hier, um darauf in diesem Zusammenhang zuletzt noch einzugehen, bisher nicht referiert wurde, ist das behandelte Gelegenheitsgedicht des niederbayerischen Krämers Joseph Kaspar. Der Zugang zu seinen verfassten Versen ist sicherlich ein ähnlicher wie derjenige der meisten mundartgeprägten Schriftsteller, er kommt vom Bereich des Dialekts, um damit sein soziales Umfeld anzusprechen, fabriziert aber durchaus auch bewusst Angleichungen an den Standard, wo dies – teils aus metrischen Gründen, teils aus heute nicht mehr ganz nachvollziehbaren – seines Erachtens nach notwendig erscheint. Letzten Endes bliebe er aber, schon allein aufgrund der Tatsache, dass ihn als Schriftsteller im eigentlichen Sinn zu bezeichnen, nicht gelten kann, im Bereich der reinen Mundartdichtung angesiedelt. Seine Heranziehung zum Vergleich geschah hier deshalb, um nicht nur und ausschließlich einem breiteren Leserkreis des 21. Jahrhunderts bekannte Schriftsteller allein zu berücksichtigen, und andererseits, um den wenigen erhaltenen Gelegenheits-Dichterstimmen, einer vox populi, ein wenig Raum der sprachlichen Betrachtung und Analyse zu geben.

7 **Ansätze zu einer Textgrammatik des Bairischen**

7.1 **Vorbemerkungen**

Prinzipiell muss an dieser Stelle den Betrachtungen zur Textgrammatik unbedingt zweierlei vorausgesetzt werden: Erstens ist, war und konnte es nie Ziel und Ansinnen dieser Arbeit sein, eine umfassende Textgrammatik des Bairischen zu bieten. Gewonnene Erkenntnisse sind Resultate aus der Analyse von Texten Emerenz Meiers und anderer Autoren, die als solche nur Ansätze, bescheidene Beiträge zu einem in weiten Teilen mit Desideraten behafteten Forschungsfeld sein können. Zweitens muss Betrachtungen zu textgrammatischen Aspekten eines Dialekts stets dessen Mündlichkeit zugrunde gelegt sein. Beobachtungen und Tendenzen, die in diesem Teil der Arbeit zur Sprache kommen, basieren daher nur partiell auf in behandelten literarischen Texten erscheinenden dialektalen Phänomenen, welche durch Beispiele aus dem Mundartgebrauch in seinem Zustand des beginnenden 21. Jahrhunderts ergänzt und belegt werden sollen. Dass dabei dann eine Art Verkehrsbairisch bzw. eine bairische Verkehrsmundart konstruiert werden wird ohne Rücksicht auf regionale Unterschiede, muss sich von selbst verstehen.

Ein Anspruch auf Vollständigkeit im Hinblick auf die Schaffung einer kompletten Textgrammatik kann, wie erwähnt, zu keinem Zeitpunkt bestehen. Eine durchgehende textgrammatische Analyse der behandelten Erzählungen, Gedichte und Briefe zu leisten wäre schon allein deswegen nicht möglich, da sich Mittel zur Erlangung von Kohärenz und Kohäsion im Dialekt nur in vergleichsweise wenigen Fällen von den Möglichkeiten der Standardsprache unterscheiden. Trotzdem sollen an dieser Stelle diejenigen charakteristischen Strukturen untersucht und erörtert werden, die Besonderheiten des Bairischen aufweisen. Sie verleihen dadurch den Texten einerseits Lokalkolorit und prägen sie andererseits in gleicher Weise. Textgrammatische Besonderheiten nehmen insoweit eine Zwitterstellung zwischen evidenten und latenten Dialektismen ein, da sie zwar auf ostoberdeutschen Sprachstrukturen und -tendenzen basieren, aber gleichzeitig keine zwangsläufigen Neuerungen im Vergleich zum Standard konstituieren, sondern lediglich Nuancierungen vornehmen, die die Hochsprache als solche nicht kennt, aber trotzdem versteht. Die im Einzelnen gemachten Befunde werden an späterer Stelle zusammenfassend betrachtet und, wo möglich, exakter kategorisiert. als sprachwissenschaftlich-theoretische Basis für das nun begonnene Kapitel gelten Klaus Brinkers *Linguistische Textanalyse, Textlinguistik und Textgrammatik* von Christina Gansel und Frank Jürgens sowie Roland Harwegs *Pronomina und Textkonstitution*.

Im Folgenden soll auf Auffälligkeiten in den Texten Emerenz Meiers eingegangen werden, die im Standarddeutschen, auch strenggenommen, so nicht auftreten können. Eine Erweiterung der Überlegungen auf das Bairische im Allgemeinen wird ebenso erfolgen, wenn auch kein Textbeleg bei Emerenz Meier hierfür vorhanden sein sollte. Dabei muss unbedingt noch vorausgeschickt werden, dass die Überlegungen zu Textualitätskriterien sowohl auf den schriftlich-literarischen Bereich angewandt werden müssen als auch auf den mündlichen. Sowohl bei der schriftlichen Produktion als auch bei der mündlichen Kommunikation sind jeweils Texte als Ergebnis eines Prozesses zu betrachten,⁹⁶⁰ bei Beispielen aus dem aktuellen Dialektgebrauch wird ebenso davon ausgegangen, dass eine zusammenhängende sprachliche Äußerung als Text gewertet werden kann und als solcher Bestand hat; Sinnstiftung ist also auch bereits durch Kohäsion gegeben.⁹⁶¹

Nach einer Klärung einiger prinzipieller Möglichkeiten der Herstellung von Kohärenz und Kohäsion, die in erster Linie Unterschiede des Bairischen im Vergleich zur Standardsprache behandelt, sollen ebenso evident erscheinende Desiderate in der Forschung zumindest angesprochen werden. Den Überlegungen vorzuschicken ist ferner und letzterdings, dass im Folgenden Deixis, auch indexikalische Semantik bezeichnet, als Element der Textkohärenz, also der semantisch begründeten Textualität, betrachtet wird, da sie einzelne Textteile miteinander verbindet und bzw. oder auf außersprachliche Realitäten verweist und somit weniger im grammatisch-kohäsiven Bereich anzusiedeln ist.⁹⁶²

7.2 Basales: Textkonstitution und Textualitätskriterien

Legt man den Ausführungen zur Textgrammatik die Textdefinition von Klaus Brinker zugrunde,

„Mit Text wird eine begrenzte Folge von sprachlichen Zeichen bezeichnet, die in sich kohärent ist und die als Ganzes eine erkennbare kommunikative Funktion signalisiert“,⁹⁶³

ergeben sich hier bereits sowohl für das Schriftliche als auch für das Mündliche gültige Aussagen; Ausnahmen, dass nicht gleich jede sprachliche Äußerung einen Text darstellt, mögen im mündlichen Bereich beispielsweise dort zu suchen sein, wo eindeutig kein Sinnzusammenhang festzustellen ist, sei es aufgrund äußerer Einflüsse wie übermäßiger

⁹⁶⁰ Vgl. hierzu auch Heinemann/Heinemann, S. 95ff.

⁹⁶¹ Vgl. die Aussagen von Janich, S. 185; grundlegend auch: Langer

⁹⁶² Für die linguistische Pragmatik, der Deixis häufig zugeordnet wird (vgl. hierzu Levinson 2008), soll im Folgenden kein eigener Teilbereich konstituiert werden.

⁹⁶³ Brinker, S. 17

Alkoholkonsum, Drogeneinfluss oder psychische Belastungssituationen oder auch aufgrund unterschiedlicher physischer wie psychischer Erkrankungen des Sprechers bzw. der Sprecherin. Die bei Brinker folgenden drei Textualitätskriterien, nämlich im Einzelnen

- a) Kohäsion als grammatisch geprägte,
- b) Kohärenz als semantisch bestimmte sowie
- c) pragmatisch-kommunikative Textualität,

sprechen ebenso für diese beiden Arten der sprachlichen Kommunikation. Kognitiv bestimmte Textualität mag ebenso zutreffen, muss jedoch nicht zwangsläufig gegeben sein und bedarf daher im jeweiligen Zusammenhang einer Überlegung seiner Relevanz. Erweitert man diese Diskussion um die Textualitätskriterien nach Beaugrande/Dressler, die Kohärenz und Kohäsion noch Intentionalität, Akzeptabilität, Informativität, Situationalität und Intertextualität hinzufügen,⁹⁶⁴ kommt man zu gleichen Ergebnissen. Mündlicher und schriftlicher Textproduktion liegen eine Intention ihres Urhebers bzw. ihrer Urheberin zugrunde⁹⁶⁵ (Intentionalität) sowie – in aller Regel – die Einstellung des Rezipienten zum Erhalt eines kohärenten und kohäsiven Textganzen (Akzeptabilität), darüber hinaus ebenso ein gewisses Quantum an bisher Unbekanntem (Informativität), die Einbettung in eine bestimmte Situation (Situationalität), wobei dies für literarische Textualität nur schwer nachweisbar erscheint, und zuletzt der Bezug auf andere Texte (Intertextualität), der jedoch gerade auch im literarischen Bereich nicht zum ausschließlichen Textualitätskriterium stilisiert werden, sondern nur partiell greifen kann.

In diesen Punkten sind Standardsprache und Dialekt, sind gleichermaßen Literatur und sachbezogene Konversation eindeutig deckungsgleich, weshalb hier auch keine weiteren Überlegungen angestellt werden sollen. Es bleibt festzuhalten, dass mit den Prosa- und Lyrikdichtungen Emerenz Meiers, von denen hier zunächst ausgegangen wird, und mit den noch zu bringenden Beispielen aus dem mündlichen Gebrauch des Dialekts bzw. einer großregional verständlichen Verkehrsmundart eindeutig Texte entsprechend der eben erörterten Textualitätskriterien vorliegen.

⁹⁶⁴ Vgl. Beaugrande/Dressler, S. 8ff.

⁹⁶⁵ Auf Ausnahmen wurde bereits Bezug genommen.

7.3 Möglichkeiten der Herstellung von Kohärenz und Kohäsion bairischer Prägung

7.3.1 Kohärenzstiftung

7.3.1.1 Indefinite Erstreferenz ad phantasma und Pseudodeixis

Erstreferenz auf ein Objekt der außersprachlichen Realität, die sich im Raum der phantastischen Imagination befindet, also nicht ad oculos sichtbar ist,⁹⁶⁶ stellt die Standardsprache auf verschiedene Weisen her. Exemplarisch kann ein beliebiger Märchenbeginn genannt werden, *Es war einmal ein König (...)*, womit kein bestimmter König gemeint ist, sondern ein für die im Folgenden zu erzählende Geschichte zentraler König, also durchaus konkret, aber eben imaginär. Auf die so eingeführte Figur wird im Folgenden weiter referiert werden.

Dem gegenüber unterscheidet sich das Bairische in seinen Möglichkeiten nicht, es existieren jedoch weitere Optionen, die in ihrer Eigenschaft so regionalen Charakter besitzen. Kann eine Äußerung wie *D'Leit sagn(s)* eine standardsprachliche Entsprechung mit *Die Menschen sagen (es)* oder *Die Leute sagen (es)* haben, wenngleich stilistisch, zumindest im Bereich der Schriftlichkeit, von nicht allzu hoher Qualität, ist dies bei folgender Aussage nicht der Fall:

Dialekt	Standardsprache
(1) <i>Ghärst àm Båder, Buà?</i> – <i>Sagn dàn ses.</i>	(1') <i>Bist du ein Sohn des Baders, Junge?</i> – * <i>Sagen tun sie es.</i> <i>Man sagt es.</i>

Die Frage, worauf sich *se*, also *sie*, ad phantasma bezieht, vermag der aktive Dialektsprecher zu beantworten: ‚die Allgemeinheit‘, ‚die Leute‘, ‚die Menschen‘, ‚man‘. Gerade Letzteres stellt vielleicht eine ähnliche Formulierung in der Standardsprache dar, eine direkte Übertragung, wie aus obiger Tabelle ersichtlich, schließe fehl. Eine folgende Referenz auf das Bezugsobjekt erscheint nicht als notwendig.

Spiegelt die besagte außersprachliche Realität hier mit der Allgemeinheit etwas Unbestimmtes, Unspezifisches wieder, kommt sie im folgenden Beispiel von Josef Fendl (* 1929) zwar durchaus bestimmt daher, doch zeigt sich außer der Berufsangabe, dass

⁹⁶⁶ Vgl. hierzu Ernst 2004, S. 239

diese ebenso wenig spezifizierbar, der bzw. die in Rede stehende eben nur imaginär sozusagen vorhanden ist.

(2) „*Der is ja no ganz warm!*“ *hat dersell Mesner gsagt (...)*⁹⁶⁷

Die Erstreferenz erfolgt zunächst durch das Substantiv *Mesner*, konkretisiert durch das Demonstrativpronomen *dersell* [dà'seɪ]. Demonstrativpronomen unterstellen oftmals ein deiktisches Element; im vorliegenden Fall ist dem allerdings nicht so; *dersell* hat hier, attributivisch gebraucht, kataphorische Verweisrichtung auf den folgenden Nukleus. Anaphorisch ist in Satz (2) *dersell* insoweit, als es Erstreferenz auf einen beliebigen, bewusst nicht näher spezifizierten Mesner herstellt. Eine Deixis wäre aufgrunddessen hier, wenn überhaupt, nur ansatzweise vorhanden und konstatierbar sowie gleichermaßen kataphorisch, was ebenso für die Option *se* (siehe Beispiel 1) gilt.

Das bei Fendl erscheinende Pronomen muss sich jedoch nicht, wie im Beispiel, zwangsweise auf eine Berufsgruppe beziehen, auch Geschlechts- oder Herkunftsangaben sind möglich. Erneut zwei literarische Beispiele des bereits zitierten Autors:

(3) „*Nuss und Semmi san guat*“ *hat dössell Deandl gsagt (...)*⁹⁶⁸

(4) *Aber „die schönste Landschaft“, hat dersell Waldler gsagt (...)*⁹⁶⁹

Auch der Gebrauch von *dersell/desell/dessell*⁹⁷⁰ als Pronomen ohne nachfolgenden Nukleus ist möglich, wie ein weithin bekannter Spruch beweist:

(5) „*Gschmacksach*“, *hat dersell gsagt – und in d'Soàfà bissn.*

Auf der Suche nach einer standarddeutschen Entsprechung – wie die folgenden Beispiele (2') bis (5') ebenso zeigen, ist eine direkte Übertragung nicht möglich, würde sie doch in jedem Fall eine ergänzende Information verlangen, wer denn genau, explizit und im Einzelnen hinter dem Beschriebenen stecke, womöglich formuliert mit einem Relativsatz. Sie wäre mit *derselbe/dieselbe/dasselbe* oder *derjenige/diejenige/dasjenige* vielleicht zu finden,⁹⁷¹ als bessere Alternative drängt sich aber beinahe der eingangs dieses Kapitels angesprochene Märchenanfang auf:

(2') (...) *sagte einmal ein Messner* statt *(...) *sagte derjenige Mesner*

(3') (...) *sagte einmal ein Mädchen* statt *(...) *sagte dasjenige Mädchen*

⁹⁶⁷ Fendl 2007, S. 67; bei Fendl wäre aufgrund seiner Herkunft aus Schönbühl (Markt Schwarzach, Kreis Straubing-Bogen) die nordmittelbairische Aussprache [dà'seɪ] anzusetzen.

⁹⁶⁸ A.a.O., S. 73

⁹⁶⁹ A.a.O.

⁹⁷⁰ Die Schreibung der femininen und Neutrumsform wird hier, abweichend von Fendl, an die Aussprache angepasst.

⁹⁷¹ Problem bei diesen Entsprechungen ist, angewandt auf das erste Beispiel, *hat derselbe/derjenige Messner gesagt*, dass sich keine Bezugsobjekte zu den Adjektiven finden lassen; zudem ist eine isolierte Formulierung mit *derselbe/derjenige* immer entweder mit einem Vergleich oder mit einer relativen Ergänzung verbunden.

(4') (...) sagte einmal ein Bewohner des Bayerischen Waldes statt *(...) sagte derjenige
Bewohner des Bayerischen Waldes

(5') (...) sagte einmal jemand (...) statt *(...) sagte derjenige

Aufgrund der schon erwähnten, nicht vorhandenen Spezifität dieser Form der Erstreferenz auf ein Element *ad phantasma* durch *dersell/desell/dessell* soll sie als *Pseudodeixis ad phantasma* bezeichnet werden. Sie verweist auf eine lediglich als Gedächtnisstütze, situativ kontextgebundene und fiktive außersprachliche Realität und fungiert, gerade im Bereich der mündlichen Kommunikation, unter Umständen als erzähltechnisches Mittel zur Einleitung einer Schilderung etwa oder einer Anekdote.

Ohne, wie in vorher erörterten Fällen, sich unbedingt auf die Realität über einen Text hinaus zu beziehen, kann anaphorisch geprägte Kohärenz im Bairischen durch bestimmte dialektale Lexeme erfolgen. Eine komplette, kommentierte Sammlung soll hier natürlich nicht geboten werden, die folgenden Befunde sind mehr als solche exemplarischer Natur zu verstehen. Der Unterschied liegt weniger darin, dass sich keine standarddeutsche Übertragung oder gar Entsprechung der Lexeme finden lässt, als vielmehr in ihrer prinzipiellen Nonexistenz im Bereich der normierten Sprache.

Ähnlich geartet wie das noch analysiert werdende *dortmals* [ˈduətmɔɪs] ist das Lexem *daselm* sowie seine Varianten *daselmst* [dàseɪmst] und, verkürzt, *selm* [seɪm], deren beider Bedeutung mit ‚damals‘, ‚seinerzeit‘ identisch ist.⁹⁷² Seine Verweisrichtung ist ausschließlich im Bereich der Anaphorik zu suchen, ohne jedoch ein für den Adressaten eindeutiges Bezugsobjekt zu haben, weshalb *daselm* auch im Bereich der indefiniten Erstreferenz zu subsumieren ist. Es weist auf einen vom Hörer nicht näher bestimmbar Zeitpunkt in der Vergangenheit hin, wobei davon ausgegangen werden kann, dass dieser durchaus bereits einige Zeit vor dem Sprechakt anzusiedeln ist, und somit zwar deiktische Elemente beinhaltet, welche aber genauso wenig definit sein können. Insoweit stellt *daselm/selm/daselmst* also Erstreferenz her, auf welche im Folgenden nicht zwangsläufig erneut referiert werden muss, die aber lediglich vom Standpunkt des Hörers her *indefinit* ist (daher die hier im Titel des Teilkapitels konstruierte Nomenklatur), vom Sprecher aus gesehen aber durchaus genau bestimmt sein kann, keinesfalls aber muss.

Erneut hat man es hier aber mit einem Fall der Unübertragbarkeit in die Standardsprache zu tun, allenfalls wäre mit dem bereits erwähnten *damals*,⁹⁷³ mit *einmal* oder *selbmal*⁹⁷⁴

⁹⁷² Zehetner 2005, S. 91, gibt die standarddeutsche Entsprechung „damals, dortmals“ an, und verweist für *daselm(st)* auf „selben, selm“ (vgl. a.a.O., S. 315).

⁹⁷³ Vgl. a.a.O., S. 315

⁹⁷⁴ Vgl. a.a.O.

eine Entsprechung zu suchen. Wie vergleichsweise selten das Adverb auftritt bzw. im Zustand heutiger Dialektverwendung geworden ist, lässt sich durch seine in der Literatur recht überschaubare Verwendung erkennen:

(6) *Es is daselmt a ganz a stockfinstere Nacht gwen, (...) ⁹⁷⁵*

(7) *Es war selm in Nazareth hint (...) ⁹⁷⁶*

Das noch in Arbeit befindliche Bayerische Wörterbuch bietet zudem in Zusammenhang mit *aggrad* einen Beleg aus Traunstein, in dem auf *daselm* durch den folgenden Temporalsatz weiter referiert wird:

(8) *agrat daselm bine krank gwen, wias do gwenn seits ⁹⁷⁷*

Ein interessantes Ergebnis bringt auch die Internet-Suche mittels einschlägigen Suchmaschinen nach der Variante *daselmt*, welche gerade zwei Ergebnisse zeitigt. Einmal, in Satz (9), handelt es sich dabei um einen fiktiven Dialog zwischen sieben Männern am Stammtisch, ⁹⁷⁸ welche diverse Ereignisse zwischen 2000 und 2004 kommentieren, ⁹⁷⁹ ein anderes Mal (10) um den Eintrag ins Gästebuch eines Users der der Website www.onetwomax.de, der sich *Matthias Fensterstock, das Fensterstockhias hoid* nennt: ⁹⁸⁰

(9) *Schorsch: Der kandidiert ja aa scho 's zwoate Mol und hoat daselmt net schlächt oabg'schnitt'n. ⁹⁸¹*

(10) *Omei Buam do kant i eich de ganz gschicht dazain wias ma daselmt mit meim Menscha ganga hod, (...) ⁹⁸²*

An dieser Stelle hier erneut der Beweis der Unübersetzbarkeit – Übertragbarkeit wohl schon – dieses textgrammatischen Phänomens in den Standard in (6‘), (7‘), (9‘) sowie (10‘). Für den Bereich der Umgangssprache ergeben sich der Hochsprache nicht unähnliche Möglichkeiten, wie die Beispiele (6‘), (7‘), (9‘) und (10‘) zeigen. Man wird hier zwangsläufig wieder in den Bereich des bereits verwendeten Märchenbeginns kommen.

(6‘) *Es ist einmal eine ganz stockfinstere Nacht, (...)*

(7‘) *Es ist einmal gewesen, dort in Nazareth (...)*

⁹⁷⁵ Fendl o.J., S. 86; auch hier sei auf die Aussprache [dà'sœlmst^h] verwiesen.

⁹⁷⁶ Thoma 1993, S. 7; die hier erscheinende Form *selm* entspricht *daselmt* und soll hier angeführt werden, um auf Varianten hinzuweisen.

⁹⁷⁷ <http://www.bairische-sprache.at/Index/Remaraweng%20Boarisch%20-%20Lehren/v2.htm>

⁹⁷⁸ Das sind die Figuren *Säpp, Alis, Wigg, Schorsch, Baba, Franz* und *Hans*.

⁹⁷⁹ Der besagte Dialog erschien, wie unten angegeben, auf der Website des Ortsheimatpflegers von Wörth an der Donau (Kreis Regensburg).

⁹⁸⁰ In besagtem Gästebuch sind eine erstaunliche Anzahl von Einträgen im Dialekt verfasst.

⁹⁸¹ www.ortsheimatpfleger-woerth.de/Dokumente/50_Jahre_Stadt_Woerth_Stammtisch.pdf - 7u4qBlX60x43QTuEzl99zA (letzter Zugriff: 08.11.2012)

⁹⁸² <http://370443.guestbook.onetwomax.de/?sn=1>

- (9') *Schorsch: Der kandidiert ja schon das zweite Mal und hat damals auch nicht schlecht abgeschnitten.*
- (10') *Oh weh, Jungs, da könnte ich euch die ganze Geschichte erzählen, wie es mir damals mit meinem meiner Freundin gegangen ist, (...) ⁹⁸³*
- (6'') *Es war einmal eine enorm finstere Nacht, (...)*
- (7'') *Es war einmal, dort in Nazareth (...)*
- (9'') *Georg: Er kandidiert bereits zum zweiten Mal und hatt damals gar nicht schlecht abgeschnitten.*
- (10'') *Ich könnte euch die ganze Geschichte davon erzählen, wie es mir damals mit meiner Freundin ergangen ist, (...)*

7.3.1.2 Definite Erstreferenz

Im Gesamten gesehen, erfolgt Erstreferenz im Bairischen mit den gleichen Mitteln wie im Standarddeutschen auch. Die Nennung eines Elements, auf das im Posttext erneut, ggf. auch mehrfach, referiert wird, erfolgt über die Verwendung von gleichen oder ähnlichen, sinnverwandten Lexemen oder durch Prononima. Betrachtend aber gerade die Mündlichkeit von Dialekt, muss in diesem Zusammenhang eine Möglichkeit der Mundart genannt werden, welche hier als *definite Erstreferenz* bezeichnet wird, da sie auf ein außersprachliches Element verweist, welches in der Kommunikationssituation Sprecher wie Hörer gleichermaßen bekannt ist bzw. von beiden zweifelsfrei identifiziert werden kann, ohne dabei explizit genannt worden sein zu müssen.⁹⁸⁴ Es handelt sich dabei um die Wendung *Der Ander* oder *Der ganz Ander* bzw. *Die Ander/Die ganz Ander*. Oftmals mit einer Zeigegeste verbunden, verweist es auf eine bestimmte Person, die zu Beginn der Kommunikation zumeist ad oculos auftritt und deren Erscheinen mit der bisweilen auch als Exklamatio gebrauchten Wendung kommentiert wird. Damit verbunden ist oftmals eine Wertung der zu bezeichnenden Person, die sowohl positiv als auch negativ ausfallen kann, was wiederum an der spezifischen Situation liegt. In jedem Fall aber wird dadurch ein Text im oben genannten Sinne konstruiert. Folgende Beispiele aus dem doch alltäglichen Gebrauch können exemplarisch stehen:

- (11) *Ja, dà Ander!*
- (12) *Àh, schaug her, de Ander!*
- (13) *Da isà ja, dà ganz Ander!*

⁹⁸³ Aufgrund des gewählten Pseudonyms des Nutzers wird davon ausgegangen, dass dieser männlich ist, weshalb hier der weiblichen Entsprechung des dialektalen *Mensch* der Vorzug gewährt wurde.

⁹⁸⁴ Die Verwendung als Koreferenzmittel wird im folgenden Kapitel angesprochen werden.

Die Bedeutung von *Ander* ist hierbei gerade in seiner inhärenten Wertung zu suchen, nicht in der eigentlichen im Sinne von ‚der/die Zweite‘.⁹⁸⁵ Sofern positiv konnotiert, wird damit zum Ausdruck gebracht, dass der Sprecher Freude über das Erscheinen der jeweiligen Person bekundet. Im umgekehrten Fall ist ein unter Umständen ironischer Blick auf den Angesprochenen zu konstatieren, vielleicht gar auch eine Geringschätzung oder bewusste Abwertung. In jedem Fall aber, daher die Terminologie der definiten Erstreferenz, meint *Der (ganz) Ander/Die (ganz) Ander* aber eine konkrete Person, welche für Sprecher und Hörer gleichermaßen sichtbar oder, für den Fall, dass nicht, eindeutig indentifizierbar ist. Wie weit verbreitet diese Wendung ist, zeigen neben obigen Beispielen erneut zwei Belegstellen aus den Weiten des Internets. Die erste (13) entstammt dem Portal www.xing.com, die zweite (14) ist ein Gästebuch-Eintrag auf www.bei-uns.de, einer regionalen Veranstaltungsseite mit sozialem Netzwerk, vom 15.11.2006:

(14) *Dann kommt der ganz ander daher g'schissn, (...), mim Schnellscheißahöserl und am Poloshirt des grod nach Lakotz schreit.*⁹⁸⁶

(15) *mei de ganz ander! Hdggdl*⁹⁸⁷

Zur Illustration einer Erstreferenz auf eine im Vornherein ad oculos auftretende Person hier noch ein Beispiel einer beliebigen, beginnenden Konversation zwischen Person A und Person B:

(16) *Person A tritt auf.*

Person B: Ja, dà ganz Ander! Kummtà oiso àà no!

7.3.1.3 Koreferenz mit unterschiedlicher Verweisrichtung

Eine prinzipielle und vergleichsweise einfache Möglichkeit, Textkohärenz zu erlangen, ist mehrfaches Referieren auf ein und dasselbe Objekt, wozu die Möglichkeiten schier unbegrenzt erscheinen. In Emerenz Meiers Erzählung *Die Madlhüttler* erfolgt Erstreferenz auf eine der Protagonistinnen durch Erwähnung von deren Körperbau, Haarfarbe und Beruf: *eine dicke, rothaarige Dirne* (DB, S. 36). Hier liegt im Bezug zum Prätext als Referenzrelation bereits Partialität vor, da die eben genauer bestimmte Figur eine Repräsentantin der *Brechweiber* (DB, S. 35) ist; darüber hinaus ist die Person aufgrund

⁹⁸⁵ Vgl. Zehetner 2005, S. 42; in Zusammenhang mit diesem Lexem verweist Zehetner (vgl. a.a.O., S. 43) auch darauf, dass der meist abwertende Gebrauch von *ander* auf eine nicht näher bestimmte Person Bezug nimmt. Im textgrammatischen Sinne und den hier angegebenen Beispielen aus dem Bereich der *definiten Erstreferenz* ist dies, wie die Beispiele zeigen, nicht der Fall.

⁹⁸⁶ <http://www.xing.com/net/politik/deutschland-1988/unternehmensmoral-was-ist-nur-los-10121822/p60> (letzter Zugriff: 09.11.2012)

⁹⁸⁷ <http://marika.bei-uns.de/gaestebuch?seite=48> (letzter Zugriff: 09.11.2012); *Hdggdl* meint *Hab dich ganz, ganz doll lieb*.

ihrer relativ präzisen Beschreibung der ebenfalls bereits genannten *große[n] Dirn* (a.a.O.) gegenübergestellt. Auf besagte Magd wird erstmals definit und anaphorisch referiert mit *Die Rote* (DB, S. 36). Zweifellos besteht zwischen Bezugs- und Referenzausdruck kotextuell wie semantisch begründete Lexemsimilarität, Daneš spricht für diesen Fall von thematischer Progression mit durchlaufendem Thema,⁹⁸⁸ doch lässt sich hier eine bairische Besonderheit feststellen. Im Dialekt ist es durchaus korrekt, auf eine Person, deren Haarfarbe genannt wurde, mit dem substantivierten Farbadjektiv in entsprechendem Kasus und Numerus zu referieren, was in der Standardsprache mit Ausnahme von *blond – der/die Blonde* derart nicht möglich ist, da es zu Verwechslungen und falschen Interpretationen kommen kann.⁹⁸⁹ Im weiteren Text wird durch Rekurrenz, *Die Rothaarige* (DB, S. 37), erneut Kohärenz hergestellt, was aber dem Standard entspricht (und keine Besonderheit der Mundart ist). Die Frage danach, wieso es die Mundart nun in diesem konkreten Fall ermöglicht, unter Umständen auch Erstreferenz auf eine außersprachliche Realität durchzuführen, kann mit ontologischem Wissen begründet werden⁹⁹⁰ ebenso wie durch sinngemäße Anknüpfung bzw. semantische Kohäsion,⁹⁹¹ wobei die Art der Sinngemäßheit mit diesen sprachlichen Mitteln nur der Dialekt zu generieren in der Lage ist. Semantische Dichte wird dadurch, nicht zuletzt durch assoziativ-ontologische Umstände, zweifellos ebenso hergestellt.⁹⁹²

Eine ähnliche Art der Koreferenz findet sich im *Juhschroa*. Das Bezugsobjekt ist dort die mit Ausnahme des in seiner Bedeutung dialektalen Substantivs *Dirn* und der Umlautung des Basismorphems {wald} eindeutig standardsprachliche Nominalgruppe *eine Frauenwäldlerin, eine hübsche Dirn, die freilich mehr schwarze Löckchen um die Stirn und perlweiße Zähne im Munde hatte, als Taler im Säckel* (DJ, S. 30). Auf diesen Ausdruck wird im Posttext referiert mit *die schwarze Franzi* (a.a.O.). Vom Standpunkt der Standardsprache liegt hier indefinite Koreferenz vor, da der Referenzausdruck nicht eindeutig mit dem Bezugsausdruck identifizierbar ist, wenn auch die voran gehende Koreferenzkette *Frauenwäldlerin – Frauenwald* (a.a.O.) Kongruenz vermuten lässt. Da es

⁹⁸⁸ Vgl. Daneš, S. 271, sowie Ernst 2004, S. 175; auf die Thema-Rhema-Struktur der Prager Schule soll in diesem Zusammenhang allerdings nicht weiter eingegangen werden, da spezifisch dialektale Möglichkeiten scheinbar denjenigen der Standardsprache sehr nahe, wenn nicht gar gleich kommen und Spezifika nach Möglichkeit im Laufe der textgrammatischen Betrachtungen vor anderem terminologischem Hintergrund angesprochen werden (vgl. zur Thema-Rhema-Gliederung auch u.a. Ammann 1927 in seiner Gesamtheit, Lutz 1981, S. 11ff., Hesse 2008, S. 10ff., und grundlegend ebenso van Valin, S. 23ff.).

⁹⁸⁹ Z.B. bezöge sich standardsprachlich *die Schwarze* a priori auf die Hautfarbe, unter bestimmten Voraussetzungen vielleicht auf die politische Orientierung, nicht aber zwangsläufig auf die Haarfarbe.

⁹⁹⁰ Vgl. Ernst 2004, S. 235: Weltwissen als Grundlage der Präsupposition

⁹⁹¹ Vgl. hierzu a.a.O., S. 178f., wonach Paraphrase und Rekurrenz auf semantischer Bindung durch sprachliche Mittel beruhen.

⁹⁹² Zum Begriff der „semantischen Dichte“ vgl. Blumenthal, S. IXff.

aber, wie oben bereits ausgeführt, die Mundart erlaubt, Angaben zur Haarfarbe mit dem entsprechenden Farbadjektiv wieder aufzunehmen, ist in diesem Fall trotzdem von Referenzidentität zu sprechen, da ja die Formulierung *schwarze Löckchen um die Stirn* (a.a.O.) eindeutig die Haarfarbe bezeichnet. Diese Tatsache erlaubt es schließlich auch, ohne weitere notwendige Erläuterungen den Vornamen *Franzi* einzuführen. Um die Besonderheit des eben erörterten Phänomens zu veranschaulichen, sei in folgender Tabelle sowohl auf den Dialekt explizit hingewiesen sowie auf Entsprechungen in der überregionalen Umgangssprache sowie im Standard. Als zweites Beispiel wird eine gleichwertige, fiktive Aussage mit Referenz auf außersprachliche Realität – egal, ob ad oculos oder ad phantasma, Deixis kann dabei vorausgesetzt werden, muss es aber nicht – gegeben, um die Allgemeingültigkeit der genannten Möglichkeit für den Bereich der Mundart zu belegen.

Dialekt	Umgangssprache	Standardsprache
(17) <i>À dicke, routhåårige Dirn (...) – De Rout (...) – De Routhåråd⁹⁹³ (...)</i>	(17') <i>Eine dicke, rothaarige Magd (...) – * Die Rote (...) – Die mit den roten Haaren (...)</i>	(17'') <i>Eine dicke, rothaarige Dienstmagd (...) – * Die Rote (...) – Diese [Jene] Rothaarige (...)</i>
(18) <i>Gsågt håds de Schwoàz.</i>	(18') <i>* Die Schwarze hat es gesagt. (...) Die Schwarzhaarige hat es gesagt.</i>	(18'') <i>* Die Schwarze sagte es. (...) Diese [Jene] Schwarzhaarige sagte es.</i>

Allerdings muss hier angefügt werden, dass Referenz auf eine im Prätext mit Haarfarbe genannte Person oder Erstreferenz auf eine Person lediglich durch Angabe ihrer Haarfarbe im Dialekt nur eingeschränkt möglich ist. Die gebrachten Belege und Beispiele beweisen die Möglichkeit im Falle einer weiblichen Person mit roten oder schwarzen Haaren, wobei dies auch bei einem männlichen Pendant möglich ist. Sollte es sich um braune Haare handeln, tritt der Fall nur sehr selten ein, zu groß scheinen dann Verwechslungen mit dem Ausdruck *Brauner* für einen Hengst dieser Farbe oder, dem Lauf der Donau Richtung Südosten bzw. in Richtung der österreichischen Hauptstadt Wien folgend, für eine Tasse

⁹⁹³ Eine mögliche Variante zu *Routhåråd* wäre auch *Routschüdlåd* als metonymisch gebildete Form. Zu bairischen Adjektivbildungen auf -åd vgl. Kaspar 2012, v.a. S. 142

Kaffee. Die Verwendung von (à)/(de) *Braune*, gerade als Erstreferenz, ist ebenso selten, der Vorzug wird hier eher (à)/(de) *Dunkle* gegeben, wobei auch diese Verwendung vergleichsweise selten zu beobachten ist und recht situativ erscheint. Bei blonden Haaren entsprechen die Möglichkeiten der Ko- und Erstreferenz denjenigen der Standardsprache, da *blond* nur in Verbindung mit der Haarfarbe gebraucht wird.

Eine temporale Art der Kohärenz stellt das Adverb *dortmals*⁹⁹⁴ [ˈdɔ̀tmɔ̃s] dar. Folgende Beispiele lassen seine Bedeutung erkennen:

- (19) *I bin 1910 geborn. Dortmals hammà no àn Prinzregent ghabt.*
 (20) *Recht zünfti sàmmà dortmals beinandà gwen, wià-r-uns dà Wigg bsuàcht ghabt hād.*

Im ersten Fall ist mit *1910* ein prätextuelles Bezugsobjekt vorhanden, *dortmals* also zur zeitlichen Einordnung gebraucht und bedeutet so viel wie ‚damals‘. Innerhalb des Koreferenzrahmens hat es anaphorische Verweisrichtung. Der umgekehrte Fall, Kataphorik, liegt vor im zweiten Beispielsatz. Eine dialektale Form der textgrammatischen Verflechtung ist, lexikalisch begründet, hier, um darauf am Ende erneut zurückzukommen, deshalb gegeben, da kein standarddeutsches Wörterbuch *dortmals* als eigenes Lexem aufführt. Grimm verweist explizit auf die Einschränkung „bei süddeutschen schriftstellern für *damals*“, ⁹⁹⁵ Zehetner gibt als Entsprechung „seinerzeit“⁹⁹⁶ an.

Als letztes Beispiel aus dem Bereich der Koreferenz soll auf die bereits in Zusammenhang mit definiter Erstreferenz erörterte Wendung *Dà (ganz) Ander/De (ganz) Ander* eingegangen werden. Sie kann, wie aus den Beispielen deutlich wird, anaphorische wie kataphorische Verweisrichtung gleichermaßen haben. Die ersten beiden Belegstellen, (21) und (22), stammen aus dem mündlichen Dialektgebrauch mit anaphorischer bzw. kataphorischer Verweisrichtung von *der (ganz) Ander*, die dritte (23) ist der satirischen Internetseite www.transvesting.de entnommen, die den Untertitel *Der virtuelle Wallfahrtsort, in dem die Tunten hausen* trägt.⁹⁹⁷

- (21) *Dà Simmerl hat gmoànt, s'wààr koà Sach net. Na kimmt à, dà ganz Ander, und sàgt àf à-r-àmoi ganz anderscht.*
 (22) *Ja, da kimmdà, dà ganz Ander, dà Wigg!*

⁹⁹⁴ Die Aussprache von *dortmals* im bairischen Dialektgebiet variiert im ersten Vokal von /ɔ/ zu /u/, das /l/ der zweiten Silbe unterliegt unter Umständen, je nach Region, selbstverständlich der l-Vokalisierung. Die hier stets gebrauchte Form soll eine überregional gültige Variante abbilden.

⁹⁹⁵ Grimm Bd. 2, Sp. 1309

⁹⁹⁶ Zehetner 2005, S. 102

⁹⁹⁷ Vgl. <http://www.transvesting.de>

- (23) *Eigentlich ist der Braodmoa Gust eine Erfindung des Teschtirp und somit wie ganz Transvesting nur virtuell, dennoch ein Mensch wie du und ich – nein eher ein Mensch wie er und der „ganz ander“.*⁹⁹⁸

7.3.1.4 Konstruktion einer Isotopieebene durch dialektnahe Lexeme am Beispiel

In Emerenz Meiers Erzählung *Mutterseelenallein* lässt sich lexikalisch-semantische Textverflechtung zur Konstruktion einer Isotopieebene feststellen, was unter anderem durch Verwendung eines mundartnahen Lexems geschieht.⁹⁹⁹ Eine Isotopieebene, um dies kurz vor auszuschicken, wird nach Greimas durch semantisch verbundene Textteile definiert,¹⁰⁰⁰ wobei verschiedene Möglichkeiten der transphrastischen Verknüpfung existieren.¹⁰⁰¹ Im vorliegenden Fall lautet die Isotopieebene, welche sich über zwei Buchseiten erstreckt,¹⁰⁰² „weibliche Person“. Dessen semantisches Potenzial ist ziemlich groß und zur Einführung der Protagonistin wird als Erstes im Text *die Bewohnerin* (M, S. 378, Z. 14) genannt. Nun folgt ein explizierender Ausdruck, nämlich *ein altes Weib* (a.a.O., Z. 17), wobei als kohärenzstiftendes Element zusätzlich die Proform *sie* (a.a.O.) fungiert und das Attribut *altes* eine weitere Information über die Bewohnerin des kleinen Hauses gibt. *Weib* ist hier in der Bedeutung ‚Frau‘ gebraucht, nicht pejorativ und soher schon zumindest dialektnah.¹⁰⁰³ Wiederaufnahme erfolgt in der Formulierung *das Herz eines alten, einsamen Mütterchens* (a.a.O., Z. 22f.). Zwischen *altes Weib* und *Mütterchen* besteht Referenzidentität, zumal letzteres Substantiv eine verniedlichende Form für ‚alte Frau‘ sein kann und keine eindeutige Aussage darüber zulässt, ob diese tatsächlich Kinder hat. Ihr zugrunde liegt zweifellos das dialektale *Muàtterl*; auch wird darüber in der Erzählung bis an diese Stelle noch nichts berichtet. Die einzige Präzisierung, die auftritt, äußert sich erneut in einem pränuklearen attributivischen Adjektiv, nämlich *einsamen*; *altes* wird in einem anderen Kasus lediglich rekuriert. Der dritte Ausdruck, der der Isotopieebene zugerechnet werden kann, hat erneut explizierende Funktion. *Die Mutter* (a.a.O., Z. 32) bestimmt *Bewohnerin*, *ein altes Weib* und *eines alten, einsamen Mütterchens* näher und erlaubt – auch in Verbindung mit den im Text zusätzlich gegebenen Informationen – die Feststellung, dass es sich eben um eine Mutter handelt,

⁹⁹⁸ <http://www.transvesting.de/>

⁹⁹⁹ Freilich liegt die dialektale Besonderheit weniger in der Art der Textverflechtung begründet, als vielmehr im semantischen Gehalt einzelner Elemente, als regional muss sie aber gerade deswegen bezeichnet werden.

¹⁰⁰⁰ Vgl. Greimas, S. 60ff.

¹⁰⁰¹ Lühr 2000, S. 297ff., führt auf: Rekurrenz, Synonyme, Metaphern, kondensierende, expandierende und explizierende Ausdrücke

¹⁰⁰² Aus diesem Grund wird an den Belegstellen im Folgenden ausnahmsweise auch die jeweilige Zeile angegeben.

¹⁰⁰³ Vgl. Zehetner 2005, S. 367; Auf das Substantiv *Weib* wurde bereits hinreichend hingewiesen.

genauer um diejenige eines Sohnes und einer Tochter. Bei den letzten nachweisbaren Verfahren der Wiederaufnahme handelt es sich erneut um Rekurrenz: *das Mütterchen* (jeweils a.a.O., S. 379, Z. 1f. und Z. 9f.). Man kann also sagen, dass die am Anfang des Textes mit *die Bewohnerin* begonnenen Elemente der Isotopieebene aufgrund enormen semantischen Potenzials immer näher bestimmt werden, unterstützt durch Attribute. Die kontinuierlich erscheinende Proform *sie* trägt überdies zu Textkohärenz und Satzverflechtung bei, Lokalkolorit wird geschaffen in erster Linie durch *Weib* und *Mütterchen(s)*.

7.4 Herstellung von Kohäsion

7.4.1 Substitution

Um grammatisch begründete Textualität und somit Kohäsion zu generieren, ist Referenz auf ein im Prätext erscheinendes Element u.a. durch Wiederaufnahme mit Hilfe von Pronomina möglich, also durch Substitution.¹⁰⁰⁴ Vergleichsweise große Differenzen gegenüber der kodifizierten Hochsprache treten in der folgenden Möglichkeit der Herstellung von Kohäsion auf, bei der keine Kongruenz hinsichtlich des Numerus zwischen Bezugsausdruck und Verweisausdruck bestehen muss, deren Zusammenhang aber trotzdem klar und verständlich ist. Der folgende Textbeleg aus einem der behandelten Briefe Emerenz Meiers an Auguste Unertl weist dieses Phänomen auf:

- (24) *Ich konnte dies [Pakete mit der Bemerkung „Liebesgabe“ versehen] aber nicht tun, da ich sie von der Firma, wo ich sie gekauft, absenden ließ. Vielleicht haben es die nun vergessen.*¹⁰⁰⁵

Wie ersichtlich, wird *Firma* im Posttext wieder aufgegriffen durch Verwendung des bestimmten Artikels bzw. des dialektalen Demonstrativpronomens¹⁰⁰⁶ im Femininum Plural, wodurch das folgende Prädikat, dem Numerus entsprechend, an das neue Subjekt angepasst werden muss. Man kann hier durchaus von einem generalisierenden Plural im Femininum sprechen, dessen mangelnde grammatische Kongruenz mit dem Referenzobjekt im Prätext in Standard- wie Umgangssprache ungrammatisch wäre, im Dialekt – oder hier: in von latenten Dialektismen durchsetztem, hochsprachlich geprägtem Text – als Möglichkeit des Ausdrucks von Lexemidentität gesehen wird.

¹⁰⁰⁴ Vgl. hierzu besonders Harweg, S. 20ff., sowie grundlegend auch Boost

¹⁰⁰⁵ Unertl 4, S. 236

¹⁰⁰⁶ Dessen Zusammenfall mit dem bestimmten Artikel im Standard wurde im Rahmen dieses Absatzes bereits erörtert.

Auch für diesen Fall soll die folgende Tabelle, die zwei Beispiele aus dem alltäglichen Bereich abbildet und jeweils wieder neben kontrastiv zum Dialekt Umgang und Standard beinhaltet, hilfreich sein:

Dialekt	Umgangssprache	Standardsprache
(25) I hãb des ned doà kennà, weil i's vo-r-àna Firma hãb màchà lassn. Dee hãms etz vâgessn.	(25') Ich habe das nicht tun können, da ich es von einer Firma habe machen lassen. *Die haben es (nun) vergessen. → Die hat es (nun) vergessen.	(25'') Ich konnte es nicht tun, da ich es von einer Firma habe machen lassen. *Die haben es (nun) vergessen → Die (Diese) hat es (nun) vergessen.
(26) Beim Doktã bin i gwen zweng(s)¹⁰⁰⁷ mein Wedam. Dee hãmmà àwà-r-àà ned hãifà kennà (kinnt).¹⁰⁰⁸	(26') Ich bin beim Doktor gewesen wegen meinen Schmerzen. *Die konnten mir aber auch nicht helfen. → Er konnte mir aber auch nicht helfen.	(26'') Ich war beim Arzt wegen meiner Schmerzen. *Die konnten mir aber auch nicht helfen. → Dieser konnte mir aber auch nicht helfen.

7.4.2 Kohäsion durch das Tempus

Zum Abschluss dieser Überlegungen noch ein weiterer Hinweis auf eine Möglichkeit der grammatisch geprägten Textualität, also Textkonstitution durch Kohäsion. Obgleich für die bairischen Mundarten seit der Mitte des 16. Jahrhunderts ein Präteritumschwund zu beobachten ist¹⁰⁰⁹ – Josef Martin Bauer spricht gar von einer „Sprache ohne Imperfekt“¹⁰¹⁰ –, wird von Emerenz Meier in den hier behandelten Prosastücken, obgleich von Dialektismen geprägt, gerade das Präteritum als Erzähltempus gewählt. Dies ist zwar kein Hinweis auf Regionalsprachlichkeit, doch muss festgehalten werden, dass gerade durch konsequente Verwendung derselben Zeitform entgegen der eigenen Mundart

¹⁰⁰⁷ Hier sind zwei unterschiedliche, innerhalb des Bairischen parallel gängige Versionen angegeben.

¹⁰⁰⁸ Hier liegt der gleiche Fall vor.

¹⁰⁰⁹ Vgl. Maiwald 2004, S. 228, und Weinrich 1977, S. 281ff.; allgemein siehe auch: Maiwald 2002

¹⁰¹⁰ Vgl. Bauer, S. 108, was natürlich in dieser Form nicht haltbar ist, wenn man das Bairische gerade in städtisch-urban geprägtem Kontext betrachtet. Zudem spricht allein die Existenz der Konjunktiv-II-Form (*i/er*) *wààr(àd)* für eine zumindest implizite Kenntnis ihrer Sprecher über die zugrundeliegende Verbform im Indikativ Präteritum.

größtmögliche Textkohäsion erreicht wird, die auch der Verdeutlichung komplexerer Inhalte dienen kann.¹⁰¹¹ Und gerade hier erweist sich das Bairische in seiner Form als konsequent. Als Erzähltempus verwendet es stets das Perfekt, zum Ausdruck der Vorzeitigkeit die bereits erwähnte sog. „vierte Vergangenheit“ aus Perfektform des Auxiliars und Partizip II des Vollverbs. Somit entsteht Kohäsion, welche auf diese Art und Weise in der Standardsprache eben nicht möglich wäre – umgangssprachlich sehr wohl, doch soll darauf hier nicht weiter eingegangen werden –, da einerseits ein anderes Erzähltempus vorherrscht und andererseits genaue Regelungen zum Ausdruck etwa von Vor- oder Nachzeitigkeit bestehen. So wird – dies aber neben der reinen Formenkonstruktion eines Plus-Plusquamperfekt eine dialektale Besonderheit – Nachzeitigkeit im Bairischen nicht etwa durch das Futur II ausgedrückt, sondern durch Verwendung des Perfekt, wodurch aber wiederum innerhalb eines Textes Kohäsion konstruiert wird.¹⁰¹² Als beispielhaft sollen folgende, insgesamt einen kohäsiven Text darstellenden Sätze eines fiktiven Erzählers von Stammtischbegebenheiten gelten:

- (27) *Gest(àn) àf d'Nacht bin i beim Huàwàwirt gwen, wià-r-àn jädñ Miggà-r-àà.*
- (28) *Hamma scho a ganze Zeit mitànandà kàrtlt ghabt, is àf à-r-àmoi da Schorsch kemmà.*
- (29) *Herghockt hād à se glei und à Hoiwe bschtäit.*
- (30) *Dà Schorsch woidd wissn, ob-e àn Hans zwengs seim Auto frång kànnt.*
- (31) *I såg eahm, bis nächste Woch hāb-e-hn scho ewi gfråg.*

Wie die Entsprechungen aus Umgangssprache (26' bis 30') und Standardsprache (26'' bis 30'') zeigen, ist der Ausdruck von Vorzeitigkeit durch das Perfekt in der Umgangssprache möglich, im Standard jedoch nicht. Auch beweist sich, zumal für (27), die prinzipielle Unübertragbarkeit dieser dialektalen Tempusform in die jeweils andere Sprachebene:

- (27') *Gestern Abend bin ich beim Huberwirt gewesen, wie jeden Mittwoch.*
- (28') *Wir haben schon eine ganze Zeit Karten gespielt, da ist plötzlich Georg gekommen.*
- (29') *Er hat sich gleich hergesetzt und eineHalbe Bier bestellt.*
- (30') *Georg wollte wissen, ob ich Hans wegen seinem Auto fragen könnte.*
- (31') *Ich sage ihm, dass ich ihn bis nächste Woche sowieso schon gefragt habe.*
- (27'') *Gestern Abend war ich wie jeden Mittwoch beim Huberwirt.*
- (28'') *Als wir schon eine Zeitlang Karten gespielt hatten, kam plötzlich Georg.*
- (29'') *Er setzte sich sofort zu uns und bestellte sich ein Bier.*

¹⁰¹¹ Zu Kohärenzmitteln auf zeitlicher Ebene vgl. Riecke, S. 143ff.; zur textgrammatischen Analyse der Zeitverhältnisse in Emerenz Meiers Erzählung *Der Juhschroa* vgl. Kaspar 2007, S. 141ff.

¹⁰¹² Vgl. Kaspar 2010

(30'') *Georg wollte wissen, ob ich Hans wegen seines Autos etwas fragen könne.*

(31'') *Ich sagte ihm, dass ich ihn bis nächste Woche ohnehin schon gefragt haben würde.*

7.4.3 Kohäsion trotz Genusverschiedenheit

Obgleich sich keine Belegstellen in der bearbeiteten Literatur finden, muss beim Thema der grammatischen Textualität Weiteres erläutert werden. Wie aus den bisherigen Überlegungen erkennbar geworden sein dürfte, hängt also Kohäsion in der Mundart häufig mit semantischen Aspekten zusammen. Scheint es für eine Betrachtungsweise vom Standpunkt der Standardsprache her bisweilen so, als bestehe zwischen Bezugs- und Verweisausdruck keine grammatische oder ontologisch begründete Verbindung, so wird diese aber trotzdem aufgrund semantischen Wissens vom Dialektsprecher hergestellt, wenngleich auch formal nicht existent.

Ein Punkt, an dem dieses Phänomen häufig auftritt, ist das Wiederaufgreifen von Nomina propria oder appellativa und verallgemeinernden Personenangaben. Ungeachtet des Genus, welches das Bezugsobjekt im Prätext hat, kann mit einem Possessivpronomen im Maskulinum darauf referiert werden. Ein Beispiel:

(32) *D'Màre hâd se à neis Gwand kâfft. Åwa sei oids (Gwand) wààr oiwei no guàd.*

Auf das Subjekt im ersten Satz, *Màre*, wird in Zusammenhang mit ihrer alten Kleidung als pränukleares Adjektivattribut referiert mit *sei*, obwohl bei *Màre* sowohl realiter als auch grammatisch eindeutig weibliches Geschlecht vorliegt. Dem Dialektsprecher mag die nicht vorhandene grammatische Kongruenz nicht auf den ersten Blick bewusst sein, liegt doch einerseits nahe, dass es sich beim *oid(en) Gwand* nur um dasjenige Marias handeln kann, so dass die gedankliche Verbindung zweifelsfrei entsprechend herzustellen ist. Der Grund für diese Art der Textkohäsion liegt darin begründet, dass die Mundart an dieser Stelle das Maskulinum als generalisierendes Genus verwendet. Im zitierten Beispiel hängt *sei* nicht damit zusammen, dass *Gwand* Neutrum ist, wodurch sich unter Umständen ein gleichlautendes Adjektivattribut ergeben könnte. Folgende Beispiele belegen dies:

(33) *Dà Fànni is letzte Woch dà Bruàdà gschorm. Is sei oànzigà gwen.*

(34) *D'Lina hâds gest d'Kellašdiàng owegwoàfà. Und dees, obwoi's seine eignà sà.*

(35) *Dà Nànn hams às Fahrràdl gstoihn. Guàd, dass sei Auto no hâd.*

Dieser Möglichkeiten der Kohäsionsherstellung bei femininen Bezugsausdrücken sind aber noch nicht genug. Auch innerhalb eines Satzglieds mit Possessivanzeige wird das generalisierende Maskulinum verwendet, und damit innerhalb einer attributivischen Wendung Kohäsion hergestellt, wie die folgenden Beispiele zeigen:

(36) *Dà Kathi sei Hund*

(37) *Dà Senz sei Tass*

(38) *Dà Resi sei Haus*

Das notwendige Possessivpronomen ist jeweils, unabhängig vom Genus seines Nukleus oder Bezugsworts, maskulin.

Eine überregionale Umgangssprache würde hierfür die besitzanzeigende Präposition *von* wählen, der Standard eher eine Genitivkonstruktionen präferieren, wie die entsprechenden Beispiele (36') bis (38'') zeigen.¹⁰¹³

(36') *Der Hund von Katharina*

(37') *Die Tasse von Emerenz*

(38') *Das Haus von Theresia*

(36'') *Katharinas Hund*

(37'') *Emerenz' (Emerenzens)¹⁰¹⁴ Tasse*

(38'') *Theresias Haus*

Dieses Phänomen tritt insgesamt – dies zur Vervollständigung – überall auf, wenn auch das Bezugsobjekt kein Nomen proprium ist, wie folgende Beispiele zeigen:

(39) *Dà Màmà sei Oidà*

(40) *Àm Màdl sei Sach*

(41) *Meinà Schwestà sei Sachl*

Während sich also hier das Maskulinum des Pronomens als obligatorisch erweist, ermöglicht der bairische Dialekt die Wahl zwischen zwei unterschiedlichen Genera, wie Satzbeispiele (42) und (43) belegen. Hier wird der feminine Bezugsausdruck durch ein Personal- und nicht durch ein Possessivpronomen substituiert, welches sowohl im Neutrum (42) als auch, gleichberechtigt, im Femininum (43) stehen kann:

(42) *I hãb s'Deàndl troffa und hãb eàhm d'Händ gem.*

(43) *I hãb s'Deàndl troffa und hãb iàhrà d'Händ gem.*

Dieser Fall ist allerdings nur möglich, da *Deàndl* zwar ein Neutrumsubstantiv ist, aber ihr reales Geschlecht eindeutig weiblich ist. Die gleiche Auswahl bietet der Dialekt für weibliche Nomina propria, welche als grammatisches Genus das Neutrum aufweisen, wie folgende Beispiele illustrieren:

(44) *I hãb s'Màrəl troffa und hãb eàhm d'Händ gem* ist ebenso möglich wie

(45) *I hãb s'Màrəl troffa und hãb iàhrà d'Händ gem.*

¹⁰¹³ Die jeweils dialektalen Abkürzungen der Nomina propria wurden in den folgenden Beispielen aufgelöst.

¹⁰¹⁴ Die in Klammern angegebene Form würde einen Poetizismus bzw. Archaismus darstellen.

Die potenziellen Übertragungen in überrregionale Umgangssprache wären im Fall der Wiederaufnahme des natürlichen Genus ungrammatisch:

(44') *Ich hab das Maral getroffen und hab ihm die Hand gegeben.*

(45') **Ich hab das Maral getroffen und hab ihr die Hand gegeben.*

Mögliche Standardentsprechungen ergeben ein genau gegensätzliches Bild; dies liegt daran, dass Vornamen bzw. Vornamenformen nicht in Verbindung mit dem bestimmten Artikel gebraucht werden:

(44'') **Ich habe Maral getroffen und ihm die Hand gereicht.*

(45'') *Ich habe Maral getroffen und ihr die Hand gereicht.*

Nicht möglich ist im Dialekt, um den eben aufgenommenen Faden weiterzuspinnen, die Wahl zwischen zwei Referenzpronomina bei weiblichen Substantiven, mit denen ein reales, d.h. natürliches weibliches Geschlecht zusammenhängt, sowie bei femininen Nomina propria und Nomina appellativa oder Gentilnamen. Nicht möglich sind:

(46) **I hâb d'Màmà troffà und hâb eàhm d'Händ gem.*

(47) **I hâb d'Traudl troffà und hâb eàhm d'Händ gem.*

(48) **I hâb d'Hölldoblàrin troffà und hâb eàhm d'Händ gem.*

Hingegen aber dem Standard sehr wohl entsprechen:

(49) *I hâb d'Màmà troffà und hâb ihrà d'Händ gem.*

(50) *I hâb d'Traudl troffà und hâb ihrà d'Händ gem*

(51) *I hâb d'Hölldoblàrin troffà und hâb ihrà d'Händ gem.*

Insgesamt betrachtet bedeutet dies: Kohäsion trotz Genusverschiedenheit mit generalisierendem Maskulinum ermöglicht der Dialekt in obigen Fällen bei Wiederaufnahme durch Possessivpronomina sowie durch Personalpronomina, sofern die Referenzobjekte das Neutrum als grammatisches Genus aufweisen,¹⁰¹⁵ nicht jedoch bei Referenzobjekten im Femininum.

7.5 Zusammenfassung und Forschungsdesiderate

Betrachtet man resümierend die im Rahmen dieses Kapitels erörterten textgrammatischen Möglichkeiten des Bairischen, so stellt man auf den ersten Blick zweifellos fest, dass sich diese strukturell nur sehr begrenzt von denen des Standards unterscheiden. Die verwendete und teils hierfür konstruierte Nomenklatur für bestimmte Phänomene mag in Teilen freilich unterschiedlich sein, sie diene allerdings in erster Linie zur Kenntlichmachung derjenigen textgrammatischen Bereiche, für welche das Bairische Besonderheiten aufweist,

¹⁰¹⁵ Sollten sie über maskulines Genus verfügen, stellt sich diese Frage selbstverständlich nicht.

eine prinzipiell andere Herangehensweise an Textkonstitution und Textgrammatik musste dies nicht zwangsläufig bedeuten. Sollte man überhaupt von strukturell-pragmatischen Unterschieden sprechen können, wären diese wohl in erster Linie im Bereich der Kohäsion anzusiedeln, worauf im Folgenden noch näher eingegangen werden wird.

Unter dem Überbegriff der Kohärenz ergeben sich bairische Eigenheiten vor allem durch lexikalische Besonderheiten, wie man im Bereich von indefiniter Erstreferenz ad phantasma, verbunden mit Pseudodeixis, und definiter Erstreferenz bereits erkennen kann. Mögliche mundartliche Elemente zur Herstellung von Erstreferenz sind als solche zu bezeichnen, die der Standardsprache so unbekannt sind, keine Entsprechung in ihr finden können, wohl aber eine sinngemäße Übertragung, wie die angegebenen Beispiele gezeigt haben dürften. Dimensionen und Möglichkeiten von Koreferenz sind ebenfalls nur in Ausnahmefällen different, auch hier speisen sich Besonderheiten des Bairischen aus dem Unterschied im Bereich der Lexik, was auch der Grund dafür ist, dass sich Isotopieebenen zumindest in Teilen mit anderen Mitteln herstellen lassen.

Kohäsionsstiftung betrachtend, muss in erster Linie auf Substitution mit Numerusverschiedenheit und Kohäsion trotz Genusverschiedenheit eingegangen werden. Hier liegen Besonderheiten vor, die nicht nur lexikalischer Natur sind, sondern die so zu realisieren allein der Dialekt in der Lage scheint. Dies kann nicht allein daran liegen, dass für die Mundart aufgrund nicht vorhandener grammatischer Kodifizierung eine daraus resultierende Einteilung von Texten oder Textteilen in die Kategorien „grammatisch richtig“ bzw. „grammatisch falsch“ nicht möglich ist. Grammatisches Bewusstsein existiert bei Dialektsprechern und dialektgeprägten Autoren durchaus, die Frage wäre hier nur, inwieweit ein Fehlerempfinden bei der Konstruktion von Texten trotz Numerus- und/oder Genusverschiedenheit von zwei zusammengehörenden, aufeinander bezogenen Elementen vorliegt. Dies ist zweifelsfrei nicht der Fall, von daher kann für die Mundart an dieser Stelle konstatiert werden, dass sie im Bereich der grammatisch begründeten Textualität andere Wege zu beschreiten in der Lage ist als der Standard. Auch hier schlägt selbstverständlich eine 1:1-Übertragung in diesen fehl, doch ist dies hier gerade nicht der Grund der Feststellung bairischer Besonderheiten.

Gerade im letztgenannten Bereich tun sich daher Forschungsdesiderate auf, die im Rahmen vorliegender Arbeit, wie in den Vorbemerkungen deutlich geworden sein dürfte, nur angerissen werden können. Eine interessante Frage wäre beispielsweise, ob das Bairische weitere kohäsive Möglichkeiten bietet, die dem Standard in der Form nicht bekannt sind. Überdies wäre natürlich herauszufinden, unter welchen Bedingungen gerade diese

auftreten und ob lediglich vielleicht in bestimmten semantischen Zusammenhängen. Die Erforschung von Kontexten, in denen hier erörterte und weitere bairische Besonderheiten im Bereich der Textgrammatik auftreten, böte ein lohnenswertes Forschungsfeld. Lexikalische Besonderheiten auf textgrammatische und textlinguistische Instrumentalisierungsmöglichkeiten hin zu untersuchen, wäre ebenso ein Feld, dessen Bearbeitung lohnen könnte.

8 Abschließende Überlegungen

Als Schlusswort an dieser Stelle nach allen sprachlichen Betrachtungen und Analysen noch einige Bemerkungen zu Emerenz Meier als Literatin. Die Literaturlandschaft Niederbayerns hat mit ihr zweifelsfrei eine ihrer größten schriftstellerischen Begabungen des endenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts hervorgebracht. Nicht nur innerhalb des Freistaats wird sie heute in einer Reihe mit Lena Christ und Ludwig Thoma genannt, gelangte aber erst postum zu angemessener Anerkennung und Würdigung ihrer literarischen Verdienste. Ihr einziges Buch, *Aus dem bayrischen Wald*, war zu Lebzeiten kein kommerzieller Erfolg und wurde als Heimatdichtung vermarktet, was es aber, worauf Wickham mit aller Entschiedenheit hinweist, „in wesentlichen Aspekten nicht“¹⁰¹⁶ ist. In erster Linie ist es Auguste Unertl, die den umfangreichen Nachlass der Dichterin verwaltete,¹⁰¹⁷ und ihrem 1929 erschienenen Aufsatz *Emerenz Meier. Die Dichterin des Bayerwaldes* zu verdanken, dass man sich in ihrer Heimat und darüber hinaus wieder mit ihr beschäftigte. Von einer wirklichen, wenn auch bescheidenen Renaissance kann man wiederum erst Jahre und Jahrzehnte später sprechen.

Bei der Beherrschung von Standard und Mundart gleichzeitig – wie von zwei unterschiedlichen Sprachen ebenso – werden die Begriffe der Mehrsprachigkeit sowie inneren Mehrsprachigkeit immer wieder herangezogen – und das mit einiger Berechtigung. Unterschiedlicher jedoch könnte die Bewertung des Terminus auf der einen, vielmehr aber noch des Faktums an sich auf der anderen Seite kaum ausfallen. Albert von Schirnding bringt diese treffend auf den Punkt, wenn er – bereits 1980 – schreibt:

*„Hier scheiden sich eben die Geister. Für die einen ist die Mehrsprachigkeit eher etwas Beunruhigendes; sie wollen das Ärgernis der Sprachverwirrung beseitigen durch das eine System. Für die anderen bedeutet der phantastische, auf keinen Nenner zu bringende Reichtum der sprachlichen Phänomene ein zentrales anthropologisches Vermögen, das dem Menschen erst seine Schönheit und Würde gibt. (...)“*¹⁰¹⁸

Die zitierte Diskussion ist natürlich vor dem Eindruck der veränderten Rahmenbedingungen des Zweiten Weltkriegs zu sehen, der als einschneidende Zäsur in Sprachwirklichkeit und Sprachwahrnehmung des Deutschen und seiner Varietäten und Subsysteme einen wichtigen Stellenwert einnimmt. Interessant aber ist die Formulierung

¹⁰¹⁶ Wickham 2004, S. 212

¹⁰¹⁷ Nach deren Ableben 1941 kam er in die Hände des hier an mehreren Stellen zitierten Schriftstellers Max Peinkofer.

¹⁰¹⁸ von Schirnding in: Süddeutsche Zeitung vom 12./13.03.1980 (zitiert bei Daschner, S. 7f.).

der Schönheit und Würde des Menschen durch die Sprache. Wer also von Mehrsprachigkeit geprägt ist – und damit ist ebenso diejenige von Standard und Dialekt gemeint –, der verfügt über jenes anthropologische Vermögen, mit dem sich Schönheit und Würde schaffen lassen, nicht nur für die Person, vielmehr auch für die Sprache. Emerenz Meier, das darf und muss an dieser Stelle gesagt werden, hat ihrem Heimatdialekt zweifellos in Form ihrer Texte diese Würde gegeben; und zwar nicht nur in seiner Publikation seiner Reinform, sondern gerade in der Verwendung im standardsprachlichen Kontext, wodurch sie gleichzeitig dem Vorwurf der Sprachverwirrung bereits vor Aufkommen irgend einer wie auch immer gearteten Diskussion zuvorgekommen ist. Daher soll nun, um auf im grundlegenden Kapitel der Arbeit bereits Zitiertes und Konstatiertes zurückzugreifen, die Unterscheidung dessen, was der Standard auf der einen Seite ausdrückt, die Mundart aber auf der anderen, noch einmal präzisiert und differenziert werden. Dialekt vermittelt, nicht nur bei Emerenz Meier,¹⁰¹⁹ das Gefühl von einer Sache. Nicht umsonst lässt der bereits eingangs zitierte Thomas Mann¹⁰²⁰ seine Figur Jean Buddenbrook gleich zu Beginn des Romans in Beantwortung einer arg persönlichen bis etwas prekären Frage kurzzeitig in den Dialekt ausweichen. Ein anderes Beispiel bringt Giuseppe Tomasi di Lampedusa in seinem epochalen Werk *Il Gattopardo*. Don Ciccio Tumeo schildert, vollends in Rage gekommen, seinem Fürsten Don Fabrizio gegenüber, wie er sich beim Plebiszit verhalten hatte: „In piedi, parlava in dialetto e gesticolava, pietoso burattino che aveva ridicolmente ragione. ‚Io, Eccellenza, avevo votato ‚no‘. ‚No‘, cento volte ‚no‘.“¹⁰²¹ Hier kommt neben der Tatsache, dass sich don¹⁰²² Ciccio in einer Situation völliger Fassungslosigkeit befindet, noch hinzu, dass er (lächerlicherweise) die Wahrheit sagt – „aveva (...) ragione“¹⁰²³ –, der Dialekt also erst dafür verantwortlich ist, dass diese artikuliert wird. In diesem Zuge erweist sich die Mundart in der Literatur ebenso als quasi unübersetzbar. Was das Gefühl vermittelt, ist zu übertragen schwierig, das beginnt allein schon beim Versuch der Übertragung vom Dialekt in den Standard derselben übergeordneten Sprache. Nicht umsonst fordert Jiri Levý,¹⁰²⁴ Dialekt als Substitut nur dort

¹⁰¹⁹ Dies dürfte gerade die Analyse anderer, ihr zeitgenössischer Autoren deutlich gezeigt haben.

¹⁰²⁰ Wenn ihm auch unterstellt wird, Dialekt zu Erheiterungszwecken zu verwenden (vgl. Detken, S. 74), was sicherlich bisweilen nicht von der Hand zu weisen ist, andererseits aber auch nicht unbedingt und ausschließlich so gesehen werden sollte.

¹⁰²¹ Tomasi di Lampedusa 2005, S. 97; Übersetzung: „Er war aufgestanden, redete in seinem Dialekt und gesticulierte, ein klägliches Hampelmann, der lächerlich recht hatte. ‚Ich, Exzellenz, ich hab‘ Nein gestimmt. Nein, hundertmal Nein.“ (Tomasi di Lampedusa 2011, S. 146, übersetzt von Giò Waeckerlin Induni)

¹⁰²² Das Italienische, um Standesunterschiede zu betonen, unterscheidet zwischen den Schreibweisen *Don* für hohe Adlige und den Klerus und *don* für Herren im Allgemeinen (vgl. Tomasi di Lampedusa 2011, S. 377).

¹⁰²³ Tomasi di Lampedusa 2005, S. 97

¹⁰²⁴ Auf Fritz Güttinger sei an dieser Stelle ebenso verwiesen, vgl. Güttinger, v.a. S. 189ff.

einzusetzen, „wo die allgemeine Bedeutung die besondere absolut überdeckt“.¹⁰²⁵ Damit bringt er Elementares auf den Punkt: Die Mundart transportiert die besondere Bedeutung eines Wortes, man darf wohl ergänzen, die kontextgebunden wichtigere, der Standard lediglich die allgemeine. Wo auch immer also, im literarischen Bereich wie in der mündlichen Kommunikation ebenso, diese Gefühlsebene, die Ebene des Besonderen erreicht und auf den Dialekt zurückgegriffen wird, erweist er sich als Träger eines Gefühls und gleichzeitig als Träger geistiger Heimat, die eben – Levýs Aussagen haben es gezeigt – nicht oder nur kaum übersetzt, übertragen, transponiert werden kann.

Ohne an dieser Stelle in ein Lamento über aktuelle Zeitläufte auszubrechen, immerhin eine Anmerkung: Heimat, das dürfte im Kontext mit ihrer Beschäftigung auch als Heimatkomplex im psychoanalytischen Sinn deutlich herausgearbeitet worden sein, ist etwas, was über ein bloßes hypothetisches Konstrukt hinausreicht, ist mehr als die Zugehörigkeit zu einem Ort oder einer Region, Heimat ist ein subjektives Gefühl. In Zeiten immer wieder und immer mehr beschworener örtlicher Flexibilität, gerade in beruflicher Hinsicht, in Zeiten des Globalisiertseins und Globalisiertwerdens läuft der Mensch Gefahr, gerade jener Verwurzelung im subjektiven Erleben von Heimat und Zugehörigkeit verlustig zu werden. Was oftmals als Substrat bleibt, ist die von Kindesbeinen an gesprochene Sprache – und diese ist nicht auf eine Region beschränkt, verfügt sie doch über die Eigenschaft, mitgenommen, transferiert werden zu können in eine auch fremde Umgebung. Freilich verändern sich sie und ihr Zugang zu ihr, wie es auch Emerenz Meier geschah. Jedoch bleibt Sprache – Dialekt auf identische Weise –, sofern sie nicht bewusst abgelegt wird, eine Möglichkeit des Ausdrucks eigener Identität und Heimat, was gerade an obigen Überlegungen einerseits der Authentizitätsstiftung, andererseits der teilweisen Unübersetzbarkeit von Mundart, wieder deutlich geworden ist.

Insoweit verwundert es auch nicht, dass Emerenz Meier, um auf ein einleitendes Kapitel zurückzukommen, in den vergangenen zehn Jahren immer mehr Bekanntheit und öffentliche Aufmerksamkeit erlangte, ihr eine Renaissance zuteil wurde. Das erste Mal, als der Verfasser im Jahr 2005 anlässlich des 2. dialektologischen Symposiums im Bayerischen Wald über ihre Erstlingserzählung referierte, verwendete er dafür noch das Attribut „bescheiden[e]“.¹⁰²⁶ Diese Aussage bedarf heute der Modifikation. Eingangs wurde bereits auf die Vielfalt der Präsenz der Dichterin in Presse, Kultur und Musik hingewiesen, Paul Praxl hat 2012 mit dem Band *„Ich bin fürchterlich radikal gesinnt“ – Die unbekannte Emerenz Meier* ein großes, ein fundiertes Werk über sie herausgebracht.

¹⁰²⁵ Levý, S. 102; vgl. hierzu auch Detken, S. 74

¹⁰²⁶ Kaspar 2007, S. 133

Aus der zaghafte Wiederentdeckung ist also eine veritable Wiedergeburt geworden, wozu nicht zuletzt auch Medien wie das Internet verantwortlich zu machen sind. Füttert man Suchmaschinen mit dem Begriff „Emerenz Meier“ bringt die bekannteste, google.de samt Suggest-Funktion, ganze 22.400 Einträge, verwandte Anbieter wie altavista.de oder bing.com kommen immerhin auf 4.780 bzw. 4.920 Treffer. Ob „der Emerenz“, um auch hiermit den Bogen zum Beginn der Arbeit zu spannen, diese Globalisierung und Vernetzung gefallen hätte, darf angezweifelt werden, zumindest aber dahingestellt bleiben. Daher an dieser Stelle ein letztes Zitat über die Dichterin, welches gleichermaßen als Appell zu verstehen ist: „Emerenz Meier hat es verdient, dass sie der Vergessenheit entrissen werde und das Schönste von dem, was sie uns hinterlassen hat, wieder an den Tag komme“, ¹⁰²⁷ schreibt 1954 Max Peinkofer, der sich nach Auguste Unertls Tod um das Nachleben der Dichterin nicht unerheblich verdient gemacht hat. So pathetisch seine Äußerungen auf den ersten Blick anmuten mögen, sagen sie doch Einiges über die Würdigung der Schriftstellerin – wenn auch nach deren Tod – aus. Aller Kritikpunkte zum Trotz – so forderte 1901 der Passauer Stadttheaterdirektor Franz Baudrexler von ihren Stücken „mehr Handlung!“ ¹⁰²⁸ – hat sie ihren Platz an einer der ersten Stellen der Literaturgeschichte Bayerns sicher. Dies ist natürlich ihren literarischen Qualitäten zu verdanken, aber nicht weniger ihrer Sprache. Umso schöner, dass es gelungen ist, sie dieser Vergessenheit zu entreißen.

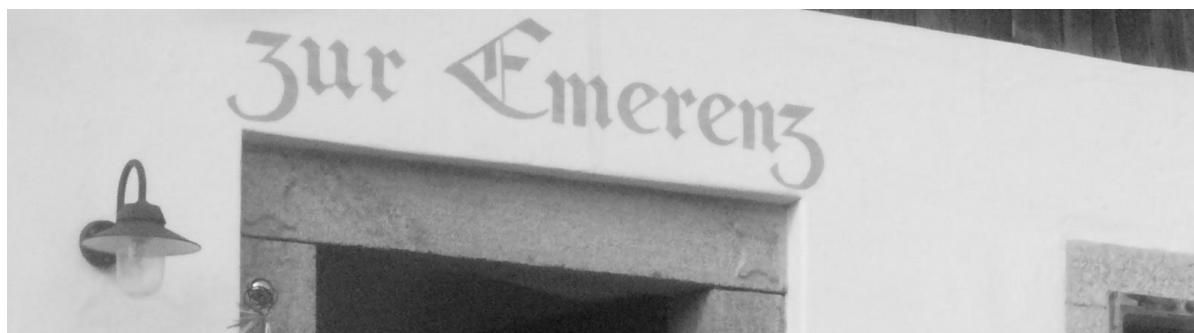


Abb. 20: Eingang zum Geburtshaus in Schiefweg, dem Wirtshaus *Zur Emerenz*

¹⁰²⁷ Peinkofer 1954, S. 21

¹⁰²⁸ Baudrexler in einem Schreiben an Emerenz Meier vom 27.06.1901; zitiert nach Jakob, S. 15

9 Literaturverzeichnis

9.1 Primärtexte

Carossa, Hans: Begegnung mit Emerenz Meier¹⁰²⁹ (aus seiner Autobiographie *Das Jahr der schönen Täuschungen*); in: Meier, Emerenz: Aus dem Bayerischen Wald. Hg. von Hans Bleibrunner und Alfred Fuchs. Grafenau 1987, S. 158-176

Dieß, Wilhelm: Das Zahnweh. Stegreifgeschichten. München 1968

Fendl, Josef: An Jackl seine drei Wünsch. A baierisches Märchen; in: Bauer, Karl (et al.): Prüfening, Dorf und Schloss. Regensburg o.J., S. 86-87

Meier, Emerenz: Aus dem Bayerischen Wald. Hg. von Han Bleibrunner und Alfred Fuchs. Grafenau 1987 (= EM, hg. von Bleibrunner/Fuchs)

Meier, Emerenz: Gesammelte Werke. Hg. von Hans Göttler, 2 Bde. Grafenau 1991
(= EM, hg. von Göttler)

Peinkofer, Max: Der rote Bua. Gedichte, Gschichtn und bayerische Schnaderhüpfl. Grafenau 2007

Laubhütte, Hartmut (Hg.): Deutsche Balladen. Stuttgart 1986

Lautensack, Heinrich: Das Schlafzimmer: ein neues poetisches Flugblatt. Berlin 1911

Lautensack, Heinrich: Das verstörte Fest. Gesammelte Werke. München 1966

Lautensack, Heinrich: Die Pfarrhauskomödie, Carmen Sacerdotale. Berlin 2011

Das Zephyrin-Zettl-Buch. Hg. vom Deutschen Böhmerwaldbund e.V. Waldkirchen 1990;
auf: http://gedichte.xbib.de/Zettl_gedicht_Blick+ins+Weit.htm (letzter Zugriff: 02.12.2012)

¹⁰²⁹ Der Titel wurde nicht von Carossa gewählt, sondern von den beiden Herausgebern.

Zettl, Zephyrin: Der Mühlsepperl. Eine Dorfgeschichte aus dem Böhmerwalde; auf: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/4381/1> (letzter Zugriff: 02.12.2012)

9.2 Sekundärliteratur

9.2.1 Wörterbücher, Grammatiken und Lexika

Adelung, Johann Christoph: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Leipzig ²1793-1801 (Ndr. Hildesheim/New York 1970)

Adelung, Johann Christoph: Versuch / eines vollständigen / grammatisch-critischen / Wörterbuches / Der / Hochdeutschen Mundart, / mit bestaendiger Vergleichung der uebrigen Mundarten, / besonders aber des Oberdeutschen. 5 Bde. Leipzig 1774ff. Bd. 5: Leipzig 1786

Amtliches Ortsverzeichnis Bayern. Hg. vom Statistischen Landesamt. Gebietsstand: 1. Mai 1978. München 1978 (Beiträge zur Statistik Bayerns 380)

Bekh, Wolfgang Johannes: Richtiges Bayerisch. München ³1983

Böttger, Carl: Joh. Christ. Aug. Heyse's Fremdwörterbuch. Durchaus neu bearbeitet und bis auf ca. 90.000 Worterklärungen erweitert. Leipzig ⁹1887

De Mauro, Tullio: Il dizionario della lingua italiana per il terzo millennio. Torino 2000

Delling, Johann von: Beitraege zu einem baierischen Idiotikon. 2 Bde. München 1820

Der Große Brockhaus, 14 Bde. Wiesbaden ¹⁶1952-1963

Der Große Duden, Band 1, Mannheim 1967

Der Große Duden, Wörterbuch und Leitfaden der deutschen Rechtschreibung. Hg. von Horst Klien (verst.). Leipzig ¹⁶1971

Deutsches Wörterbuch, begr. von Jacob und Wilhelm Grimm, 16 Bde (in 32 Teilbänden). Leipzig 1854-1960

Diefenbach, Lorenz/**Wülcker**, Ernst: Hoch- und niederdeutsches Wörterbuch der mittleren und neueren Zeit. Zur Ergänzung der vorhandenen Wörterbücher insbesondere des der Brüder Grimm. Basel 1885

Duden Band 1: Die deutsche Rechtschreibung. Mannheim (et al.) ²¹1996

Duden Band 4: Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Bearbeitet von Peter Eisenberg (et al.). Mannheim (et al.) ⁶1998

Duden Band 4: Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Bearbeitet von Peter Eisenberg (et al.). Mannheim (et al.) ⁷2005

Duden Band 11: Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten, Wörterbuch der deutschen Idiomatik. Mannheim (et al.) 1992

Duden: Das große deutsche Wörterbuch der deutschen Sprache. 10 Bde. Mannheim et al. ²1999

Duden: Deutsches Universalwörterbuch. Mannheim (et al.) ⁴2001

Geddie, William (Hg.): Chamber's Twentieth Century Dictionary. Edinburgh/London 1901 (latest impression 1966)

Gottsched, Johann Christoph: Vollstaendigere und Neuerlaeuterte Deutsche Sprachkunst. Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasst, und bey dieser fünften Auflage merklich verbessert, von Johann Christoph Gottscheden, P.P. der Univ. Leipzig Decemv. des großen Fürstencoll. u. der phil. Facult. Sen. der churf. Stipend. Aufs. u. verschiedener Akad. der Wiss. Mitglieder. Leipzig ⁵1762

Gottsched, Johann Christoph: Kern der Deutschen Sprachkunst, aus der ausführlichen Sprachkunst (Tit.) Herrn Professor Gottscheds, zum Gebrauche der Jugend, von ihm selbst ins Kurze gezogen. Leipzig ⁵1766

Hennig, Beate: Kleines Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Tübingen ⁴2001

Ilmberger, Josef: Die bairische Fibel. München 1977

Klappenbach, Ruth/**Steinitz**, Wolfgang (Hgg.): Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. 6 Bde. Berlin 1969

Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seebold. Berlin ²²1989

Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seebold. Berlin ²⁴2002

Köbler, Gerhard: Wörterbuch des althochdeutschen Sprachschatzes. Paderborn (et al.) 1993

Küpper, Heinz: Pons-Wörterbuch der deutschen Umgangssprache. Stuttgart 1987

Kürschner Lexikon der sechs Weltsprachen. Zwei Bände in einem Buch mit Anhang. Berlin/Berchtesgaden o.J.

Langenscheidts Schulwörterbuch Englisch. Berlin/München ⁴1970

Lexner, Matthias: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. Leipzig 1885 (Ndr. Stuttgart 1989)

Lexner, Matthias: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. Zugleich als Supplement und alphabetischer Index zum Mittelhochdeutschen Wörterbuche von Benecke-Müller-Zarncke. 3 Bde. Leipzig 1872-1878 (Ndr. Stuttgart 1992)

Mackensen, Lutz: Ursprung der Wörter. München 1985

Mages, Emma: Die Pflegämter Waldmünchen und Rötz. Historischer Atlas von Bayern, Reihe I: Teil Altbayern, Heft 56. Hg. von der Kommission für Bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. München 1991

Martin, Ernst/Lienhart, Hans (Bearb.): Wörterbuch der elsässischen Mundarten. 2 Bde. Straßburg 1899-1907 (Ndr. Berlin/New York 1974)

Mayer, Artur: Junckers Wörterbuch amerikanisch. Stuttgart 1965

Müller, Josef (Hg; et al.): Rheinisches Wörterbuch. Im Auftrag der preußischen Akademie der Wissenschaften, der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde und des Provinzialverbandes der Rheinprovinz auf Grund der von Johannes Franck begonnenen, von allen Kreisen des Rheinischen Volkes unterstützten Sammlung. 9 Bde. Bonn/Berlin 1928-1971

Neue Deutsche Biographie, Bd. 13. München 1982 (einsehbar über das Online-Projekt der Bayerischen Staatsbibliothek unter www.deutsche-biographie.de; letzter Zugriff: 27.10.2011)

Ortschaften-Verzeichnis für den Freistaat Bayern. Hg. vom Bayerischen Statistischen Landesamt nach der Volkszählung vom 16. Juni 1925 und dem Gebietsstand vom 1. Januar 1928, München 1928 (Beiträge zur Statistik Bayerns 109)

Paul, Hermann: Deutsches Wörterbuch. Neu bearbeitet von Karl Euling. Halle/Saale ⁴1935

Paul, Hermann: Deutsches Wörterbuch. Neu bearbeitet von Werner Betz. Tübingen ⁵1966

Paul, Hermann: Mittelhochdeutsche Grammatik. Neu bearbeitet von Thomas Klein, Hans-Joachim Solms und Klaus-Peter Wegera. Mit einer Syntax von Ingeborg Schöbler. Neu bearbeitet und erweitert von Heinz-Peter Prell. Tübingen ²⁷2007

Pfeifer, Wolfgang: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. 3 Bde. Berlin 1989

Pinloche, August: Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache. Wien ²1932

Post, Rudolf (Bearb.): Pfälzisches Wörterbuch, Begr. von Ernst Christmann, fortgeführt von Julius Krämer. 6 Bde. Wiesbaden/Stuttgart 1965-1997

Renn, Manfred/**König**, Werner: Kleiner Bayerischer Sprachatlas. München 2006

Ringseis, Franz: Neues Bayerisches Wörterbuch. Pfaffenhofen 1985

Rizzo-Baur, Hildegard: Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in Österreich und in Südtirol. Mannheim 1962

Roncoroni, Federico: Grammatica essenziale della lingua italiana. Milano 2005

Saalfeld, Günter: Fremd- und Verdeutschungswörterbuch. Berlin ³1912

Sanders, Daniel: Fremdwörterbuch. Leipzig ²1891

Sanders, Daniel: Handwörterbuch der deutschen Sprache. Neu bearbeitet von J. Ernst Wülfig. Leipzig ⁸1910

Schmid, Bernhard: American Slang. Wörterbuch der amerikanischen Umgangssprache. Nürnberg 2003

Schmeller, Johann Andreas: Bayerisches Wörterbuch. 2 Bde. München 1872/77 (Ndr. Aalen 1966)

Schützeichel, Rudolf: Althochdeutsches Wörterbuch. Tübingen ⁵1995

Serianni, Luca: Italiano. Grammatica, sintassi, dubbi. Milano 2000

Šimečková, Alena: Untersuchungen zum „trennbaren“ Verb im Deutschen. Prag 1994

Veit, Ludwig: Passau: Das Hochstift. Historischer Atlas von Bayern, Reihe I: Teil Altbayern, Heft 35. Hg. von der Kommission für Bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. München 1978

Wahrig, Die deutsche Rechtschreibung. Gütersloh/München/Berlin 2007

Wahrig, Gerhard: Fremdwörterlexikon. München 1987

Wahrig, Gerhard: Deutsches Wörterbuch. Gütersloh (et al.) 1975

Wander, Karl Friedrich Wilhelm (Hg.): Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. 5 Bde. Leipzig 1867-1880, Bd. 4: Leipzig 1876 (Ndr. Darmstadt 1964)

Weber, Albrecht (Hg.): Handbuch der Literatur in Bayern. Vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart. Geschichte und Interpretation. Regensburg 1987

Zehetner, Ludwig: Bairisches Deutsch. Lexikon der deutschen Sprache in Altbayern. Regensburg ³2005

Zingarelli, Nicola: Lo Zingarelli. Vocabolario della lingua italiana, ed. Miro Dogliotti e Luigi Rosiello. Bologna ¹²2002

9.2.2 Monographien

Achleitner, Friedrich/Artmann, H.C./Rühm, Gerhard: hosn, rosn, baa. Wien ²1959

Ammann, Hermann: Die menschliche Rede, II. Theil. Lahr i.B. 1928

Ammon, Ulrich: Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York 1995

Andert, Karin: Monika Mann. Eine Biografie. München 2012

Angerer, Birgit/Angerer, Martin: Regensburg im Biedermeier. Regensburg 1998

Aue, Hartmann von: Der arme Heinrich. Hg. durch die Brüder Grimm. Berlin 1815

Bannert, Robert: Mittelbairische Phonologie auf akustischer und perzeptorischer Grundlage. Malmö 1976 (travaux de l'institut de linguistique de Lund X)

Bauer, Josef Martin: Auf gut bayerisch. München 1969

Beaugrande, Robert de/Dressler, Wolfgang U.: Einführung in die Textlinguistik. Tübingen 1981

Berlinger, Joseph: Emerenz. Szenen aus dem Leben der bayerischen Dichterin, Wirtin und Emigrantin Emerenz Meier. Feldafing 1980

Blaas, Karl: Selbstbiographie des Malers Karl Blaas. Wien 1876

Blumenthal, Peter: Semantische Dichte. Assoziativität in Poesie und Werbesprache. Tübingen 1983

Boost, Karl: Neue Untersuchungen zum Wesen und zu Strukturen des deutschen Satzes. Berlin 1956

Brecht, Bertolt: Die Stücke von Bertolt Brecht in einem Band. Frankfurt a.M. 1997

Brinker, Klaus: Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundlagen und Methoden. Berlin ⁷2010

Britting, Georg: Sämtliche Werke in 5 Bänden. Band V, München 1996

Brunner, Friedrich: Heinrich Lautensack. Eine Einführung in Leben und Werk. Passau 1983

Burgsdorf, F.A.L. von: Forsthandbuch. Allgemeiner theoretisch=praktischer Lehrbegriff sämtlicher Försterwissenschaften, auf Seiner Königlichen Majestät von Preussen allerhöchsten Befehl abgefaßt. Frankfurt und Leipzig 1792

Camilleri, Andrea: M wie Mafia. Reinbek bei Hamburg 2010

Camilleri, Andrea: Was ist ein Italiener? Berlin 2009

Carossa, Hans: Briefe. Hg. von Eva Kampmann-Carossa, 2 Bde. Frankfurt a.M. 1978

Carossa, Hans: Tagebücher 1910-1918. Frankfurt a.M. 1986

Charwath, Philipp: Der Untergang einer mittelmäßigen Macht, die Großmacht sein wollte. Ein Lesebuch. Wien 2011

Damm, Sigrid: Goethes letzte Reise. Frankfurt a.M. 2009

Daneš, František: Pragmatische Komponenten der Satzbedeutung. Berlin 1982

De Chiara, Mariafilomena: La ruta de la mascara: el teatro de Luigi Pirandello y Samuel Beckett. Barcelona 2009

De Luca, Erri: Napòlide. Napoli 2006

Detken, Anke: Döblins „Berlin Alexanderplatz“ übersetzt. Ein multilingualer kontrastiver Vergleich. Göttingen 1997

Dittmar, Norbert: Grundlagen der Soziolinguistik. Tübingen 1997

Duden Band 12: Zitate und Aussprüche. Mannheim (et al.) 1993

Ebner, Jakob: Wie sagt man in Österreich? Wörterbuch des österreichischen Deutsch. Mannheim/Wien/Zürich 42009

Eichendorff, Joseph von: Gedichte. Hg. von Peter Horst Neumann in Zusammenarbeit mit Andreas Lorenczuk. Stuttgart 2003

Eichenseer, Erika und Adolf J.: Oberpfälzer Ostern. Ein Hausbuch von Fastnacht bis Pfingsten. Regensburg 1996

Ernst, Peter: Germanistische Sprachwissenschaft. Wien 2004

Ernst, Petra: Via crucis: Heinrich Lautensacks Leben und Werk. Bd. 1, Passau 1993

Falkenstein, Henning: Hans Carossa. Berlin 1983

Fanselow, Gisbert: Zur Syntax und Semantik der Nominalkomposition. Ein Versuch praktischer Anwendung der Montague-Grammatik auf die Wortbildung im Deutschen. Tübingen 1981

Freud-Marlé, Lilly: Mein Onkel Sigmund Freud. Erinnerungen an eine große Familie. Hg. von Christfried Tögel. Berlin 2008

Fried, Erich: Gesammelte Werke. Hg. von Volker Kaukoreit und Klaus Wagenbach. Bd. 1: Quellen und Anmerkungen. Berlin 1993

Friedlaender, Max: Die Lebenserinnerungen des Rechtsanwalts Max Friedlaender. Verfügbar als pdf-Datei auf der Website der Bundesrechtsanwaltskammer unter http://www.brak.de/w/files/01_ueber_die_brak/friedlaender.pdf (letzter Zugriff: 20.02.2013)

Fuchs, Stefanie: Die nordbairisch-ostfränkische Mundartgrenze in Böhmen. Regensburg 2006

Gansel, Christina/**Jürgens**, Frank: Textlinguistik und Textgrammatik. Wiesbaden 2002

Goethe, Johann Wolfgang von: Werke. Hg. im Auftrag der Großherzogin von Sophie von Sachsen. Bd. 27, Ndr. München 1987

Greimas, Algirdas-Julien: Strukturelle Semantik, Methodologische Untersuchungen: Übersetzt von J. Ihwe. Braunschweig 1971 (ursprünglicher Titel: *Sémantique structural, Recherche de méthode*. Paris 1966)

Gütter, Adolf: Nordbairischer Sprachatlas. München 1971

Güttinger, Fritz: Theorie und Technik des Übersetzens. Zürich 1963

Hable, Guido/Sterl, Raimund W.: Geschichte Regensburgs. Eine Übersicht nach Sachgebieten. Regensburg 1970

Hamm, Margot/Henker, Michael/Brokhoff, Evamaria (Hgg.): Good bye Bayern Grüß Gott America. Auswanderung aus Bayern nach Amerika seit 1683. Darmstadt 2004

Hans, Günther (Erarb.): Böhmerwäldler Jahrbuch 2005. Waldkirchen 2005

Harweg, Roland: Pronomina und Textkonstitution. München ²1979

Haueis, Albert: Hans Carossa, Persönlichkeit und Werk. Wien/Köln/Weimar 1935

Hauschka, Ernst Reinhold: Handbuch moderner Literatur im Zitat. Regensburg 1968

Heinemann, Margot/Heinemann, Wolfgang: Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion – Text – Diskurs. Tübingen 2002

Heißenbüttel, Helmut Dietrich: Über Literatur. Olten 1966

Hesse, Kathrin: Zum Problem der Thema-Rhema-Gliederung beim Simultandolmetschen. Saarbrücken 2008

Heyse, Paul: Novellen. 24 Bde. Bd. 16, Stuttgart 1907

Hoffmann, E.T.A.: Das Fräulein von Scuderi, Erzählung aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten. Frankfurt a.M. 2001

Hoffmann, Fernand/Berlinger, Joseph: Die neue deutsche Mundartdichtung, Tendenzen und Autoren, dargestellt am Beispiel der Lyrik. Hildesheim/New York 1978

Holz, Arno: Die Kunst. Ihr Wesen und ihre Gesetze. Berlin 1891

Janich, Nina: Werbesprache. Ein Arbeitsbuch. Tübingen ⁵2010

Jaskolka-Pirskowitz, Wiebke: Zum Status der Partikelverben in der Grammatik. München 2012

Jens, Inge/Jens, Walter: Frau Thomas Mann. Das Leben der Katharina Pringsheim. Reinbek bei Hamburg ⁷2003

Kaiserlich=Königlicher Schematismus des Erzherzogthums Oesterr. ob der Enns auf das Jahr 1825. Linz 1825

Kampmann-Carossa, Eva: Hans Carossa. Leben und Werk in Texten und Bildern. Frankfurt a.M. 1993

Karl, Michaela: Bayerische Amazonen. Zwölf Frauenporträts aus zwei Jahrhunderten. München ³2010

Keyser, Erich/Stoob, Heinz (Hgg.): Bayerisches Städtebuch. Teil 2, Stuttgart 1974

Kilgert, Nadine: Glossarium Ratisbonense. Zum Wortschatz gebürtiger RegensburgerInnen zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Regensburg 2008

Kleiner, Stefan: Geschriebener Dialekt in Bayerisch-Schwaben. Ein Vergleich erhobener dialektaler Laienschreibungen und ihren lautschriftlichen Entsprechungen. Tübingen 2006

Köck, Inge: Entwurf einer mittelbairischen Lautgeschichte nach Tradition, nach Urbaren und Urkunden. München 1946 (maschinenschriftlich)

Kollmer, Michael: Die schöne Waldlersprach von Wegscheid bis Waldmünchen, von Passau bis Regensburg. Band 1, Moosbach/Prackenbach 1987 (Eigenverlag)

Kraft, Thomas (Hg.): Lexikon der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur seit 1945. Begr. von Hermann Kunisch, fortgeführt von Herbert Wiesner, Sibylle Cramer und Dietz-Rüdiger Moser. 2 Bde. München 2003

Kranzmayer, Eberhard: Die bairischen Kennwörter und ihre Geschichte. Graz (et al.) 1960

Kristeva, Julia: Sémeiotiké. Recherches pour une sémanalyse. Paris 1969

Kristl, Wilhelm Lukas: ...und morgen steigt ein Licht herab. Vom Leben und Dichten des Heinrich Lautensack. Mit Illustrationen von Alfred Kubin. München 1962

Langer, Gudrun: Textkohärenz und Textspezifität. Textgrammatische Untersuchungen zu den Gebrauchstextsorten Klappentext, Patienteninformation, Garantieerklärung und Kochrezept. Frankfurt a.M. 1995

Lenau, Nikolaus: Schilflieder. In: Hinck, Walter (Hg.): Stationen der deutschen Lyrik. Von Luther bis in die Gegenwart – 100 Gedichte mit Interpretationen. Göttingen ²2001, S. 96

Levinson, Stephen C.: Pragmatics. Cambridge 2008

Levý, Jiri: Die literarische Übersetzung, Theorie einer Kunstgattung. Frankfurt a.M. 1969

Lónyay, Károly: Rudolf, the tragedy of Mayerling. New York 1949

Lotman, Jurii M.: Aufsätze zur Theorie und Methodologie der Literatur und Kultur. Kronberg 1974

Lotman, Jurij M.: Die Struktur literarischer Texte. München 1972

Lühr, Rosemarie: Neuhochdeutsch. München ⁶2000

Lutz, Luise: Zum Thema „Thema“. Einführung in die Thema-Rhema-Theorie. Hamburg 1981

Maiwald, Cordula: Das temporale System des Mittelbairischen, Synchrone Variation und diachroner Wandel. Schriften zum Bayerischen Sprachatlas, Band 6. Heidelberg 2002

Mann, Thomas: Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Frankfurt am Main ⁴⁸2000

Marzell, Heinrich: Bayerische Volksbotanik. Volkstümliche Anschauungen über Pflanzen im rechtsrheinischen Bayern. Nürnberg 1926 (Ndr. München 1968)

Mausser, Otto: Die Apokope des mittelhochdeutschen *e* im Bairischen. München 1915

Merkle, Ludwig: Bairische Grammatik. München ⁷2005

Möller, Hildegard: Die Frauen der Familie Mann. München 2004

Mozart, Wolfgang Amadeus: Briefe. Eine Auswahl. Hg. von Horst Wandrey. Berlin 1989

Nabb, Magdalen: Tod in Florenz. Guarnaccias fünfter Fall. Aus dem Englischen von Monika Elwenspoek. Zürich 1992

Neundorfer, German (Hg.): Das klassische Karnevalsbuch. Frankfurt a.M. 2010

Noë, Heinrich: Baierisches Seebuch. Naturansichten und Lebensbilder von den baierischen Hochlandseen. München 1865

Polt, Gerhard: Circus Maximus. Das Gesammelte Werk. Geschichten, Stücke, Monologe und Dialoge teilweise in Zusammenarbeit mit Hanns Christian Müller. Frankfurt a.M. ²2005

Praxl, Paul (Hg.): Die unbekannte Emerenz Meier. Schriften des Stadtarchivs Waldkirchen Nr. 4. Waldkirchen 2008

Praxl, Paul (Hg.): „Ich bin fürchterlich radikal gesinnt“. Die unbekannte Emerenz Meier. Passau 2012

Prechtl, Johann Joseph (Hg.): Jahrbücher des kaiserlichen königlichen polytechnischen Institutes in Wien. 20. Band, Wien 1839

Quintus Horatius Flaccus: Ars Poetica. Hg. von Hermann Schütz. Bd. 2, Berlin 1881

Reichel, Sibylle: Richtungs- und Lageadverbien im Untersuchungsgebiet des Bayerischen Sprachatlas. Regensburg 2003

Riecke, Jörg (et al., Hgg.): Einführung in die historische Textanalyse, Göttingen 2004

Rieger, Eva: Nannerl Mozart. Leben einer Künstlerin im 18. Jahrhundert. Frankfurt am Main 1990

Rowley, Anthony R.: Morphologische Systeme der nordostbayerischen Mundarten in ihrer sprachgeographischen Verflechtung. Stuttgart 1997

Saussure, Ferdinand de: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Übersetzt von H. Lommel. Berlin ²1967 (ursprünglicher Titel: Cours de linguistique générale. Lausanne/Paris 1916)

Schaeder, Grete: Hans Carossa. Hameln 1947

Scheuch, Manfred: Österreich – Provinz, Weltreich, Republik. Ein historischer Atlas. Wien 1994

Schießl, Ludwig/Bräuer, Siegfried: Dialektpflege in Bayern: Ein Handbuch zu Theorie und Praxis. Regensburg 2012

Schindler, Eva: Emerenz Meier, Leben und Schreiben einer „Naturdichterin“ aus dem Bayerischen Wald. Festschrift Europäische Woche. Passau 1987

Schmid, Hans Ulrich: Bairisch. Das Wichtigste in Kürze. München 2012 (= Schmid 2012a)

Schmidt, Wilhelm: Geschichte der deutschen Sprache. Stuttgart ⁸2000

Schwarz, Hans-Peter: Adenauer. Der Aufstieg, 1876-1952. München ²1986

Seidel, Ina: Sterne der Heimkehr. Frankfurt a.M./Hamburg 1961

Seiler, Guido: Präpositionale Dativmarkierung im Oberdeutschen. Beihefte der Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Heft 124. Wiesbaden 2003

Setzwein, Bernhard: Jean Paul von Adam bis Zucker. Ein Abecedarium. Mit Holzschnitten und Federzeichnungen von Christian Thanhäuser. Innsbruck/Wien 2013

Smolik, Hans Wilhelm: Naturführer Deutschland. Bearbeitet von Sabine Smolik-Pfeifer. Köln 1985

Solschenizyn, Alexander: Meine amerikanischen Jahre. München 2007

Sowinski, Bernhard: Lexikon deutschsprachiger Mundartautoren. Köln 1997

Stechow, Arnim von/Sternefeld, Wolfgang: Bausteine syntaktischen Wissens. Ein Lehrbuch der generativen Grammatik. Opladen 1998

Steininger, Reinhold: Beiträge zu einer Grammatik des Bairischen auf der Grundlage von kommentierten Texten aus Oberneureutherwaid im Unteren Bayerischen Wald. Stuttgart 1994

Stieß, Angelika: Studien zu den Südgrenzen des Nordbairischen. Frankfurt a.M. 1995

Sütterlin, Ludwig: Neuhochdeutsche Grammatik mit besonderer Berücksichtigung der neuhochdeutschen Mundarten. Bd. 2, München 1924

Tellkamp, Uwe: Der Turm. Berlin 2009

Thoma, Ludwig: Heilige Nacht. Eine Weihnachtslegende. München/Zürich ³¹1993

Tomasi di Lampedusa, Guiseppe: Der Gattopardo. Aus dem Italienischen neu übersetzt und mit einem Glossar von Giò Waeckerlin Induni. München 2011

Tomasi di Lampedusa, Giuseppe: Il Gattopardo. Milano 2005¹⁰³⁰

Unger, Nancy C.: Fighting Bob La Follette. The Righteous Reformer. Chapel Hill ⁵2008

Vogt, Friedrich Hermann Traugott/Koch, Max (et al.): Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Bd. 3, Mannheim 1934

¹⁰³⁰ Es bot sich bei der Angabe italienisch- und spanischsprachiger Monographien an, die Angabe des Erscheinungsorts (sofern in Lautung respektive Schreibung von der deutschen Entsprechung abweichend, was eben beispielsweise bei den noch folgenden Ortsangaben Bologna oder Barcelona nicht der Fall ist) in der Landessprache zu belassen.

Weddige, Hilbert: Mittelhochdeutsch. München ⁴2001

Weinrich, Harald: Tempus. Besprochene und erzählte Welt. Stuttgart ³1977

Weinrich, Harald: Textgrammatik der deutschen Sprache. Unter Mitarbeit von Maria Thurmair, Eva Breindl und Eva-Maria Willkop. Darmstadt ⁴2007

Weiß, Helmut: Syntax des Bairischen. Studien zur Grammatik einer natürlichen Sprache. Tübingen 1998

Wiesinger, Peter: Schreibung und Aussprache im älteren Frühneuhochdeutsch. Berlin 1996

Winter, Karl: Der Wäldler. Gedichte in der Mundart des mittleren Böhmerwaldes. Vaterstetten 1969

Winter, Karl: Zsommklaubte Ei'sichten: Gereimte Rückschau in einer Mundart der Wäldler. Neumarkt-St. Veit 1972

Zehetner, Ludwig: Bairisch. Düsseldorf 1977

Zehetner, Ludwig: Basst scho. Wörter und Wendungen aus den Dialekten und der regionalen Hochsprache in Altbayern. Regensburg 2009

Zehetner, Ludwig: Basst scho. Band 2: Weitere Streiflichter auf die deutsche Sprache in Altbayern. Regensburg 2009

Zehetner, Ludwig: Basst scho. Band 3: Eine neue Runde auf dem Spaziergang durch die Heimatsprache Altbayerns. Regensburg 2012

Zehetner, Ludwig: Das bairische Dialektbuch. Unter Mitarbeit von Ludwig M. Eichinger, Reinhard Rascher, Anthony R. Rowley und Christopher J. Wickham. München 1985

9.2.3 Aufsätze und Artikel

Altmann, Hans: Zur Semantik von deiktischen Lokal- und Direktionaladverbien in einem mittelbairischen Dialekt; in: Greule, Albrecht (et al.; Hgg.): Vom Sturz der Diphthonge. Beiträge zur 7. Arbeitstagung für bayerisch-österreichische Dialektologie. Tübingen 2000, S. 161-169 und: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 65 (1998), S. 257-279

Ammon, Ulrich: Plurilingualität oder Pluriarealität? Begriffliche und terminologische Präzisierungsvorschläge zur Plurizentrität des Deutschen mit einem Ausblick auf ein Wörterbuchprojekt; in: Ernst, Peter/Patocka, Franz (Hgg.): Deutsche Sprache in Raum und Zeit, Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag. Wien 1998, S. 313-322

Berlinger, Joseph: Ein Waldspaziergang mit Margret Hölle; in: Jakob, Reinhard (Hg.): Frauen schreiben: G'schichten vom Land, Schriftstellerinnen und das ländliche Milieu. Fürstenfeldbruck 2008, S. 100-111

Bologna, Anna: Sizilianisches in den Romanen von Andrea Camilleri; in: Zibaldone. Zeitschrift für italienische Kultur der Gegenwart. No. 48: Dialekte in Italien. Tübingen 2009, S. 125-137

Camilleri, Andrea: Vorwort zu *Gezeichnet*; in: De Filippo, Francesco: Gezeichnet. Aus dem neapolitanischen Italienisch von Moshe Kahn. Köln 2009, S. 9-12

Camilleri, Andrea: Nachwort (zur eigenen Absicherung) zu *Hahn im Korb*; in: Camilleri, Andrea: Hahn im Korb. Übersetzt von Monika Lustig. Frankfurt a.M. 2012, S. 153-158

D'Errico, Enzo: Erri De Luca, confessioni di un „napòlide“ che non si è mai pentito; in: Corriere della Sera vom 07.08.2006, S. 27

Dietz, Thomas: Die Wiege vom Schmalzlerfranzl; in: Mittelbayerische Zeitung vom 24.11.2012, S. 24

Dillinger, Peter: Nach Kreuzberg – nicht nur der Aussicht wegen; in: Der Bayerwald 3/2009, S. 37-39

Donhauser, Karin: Die Infinitivkonstruktionen mit *z'* und *zum* im Bairischen; in: Koller, Erwin (et al.; Hgg.): Bayerisch-österreichische Dialektforschung. Würzburger Arbeitstagung 1986. Würzburg 1989, S. 291-304

Eichinger, Ludwig M.: Bairische Wortbildung: Verben auf *-eln*; in: Krämer-Neubert, Sabine/Wolf, Norbert Richard (Hgg.): Bayerische Dialektologie. Akten der Internationalen Dialektologischen Konferenz, 26.-28. Februar 2002. Heidelberg 2005, S. 63-74

Eichinger, Ludwig M.: Dialekt – ein Identitätssymbol im Sprachwandel; in: Hirsch, Stefan (Hg.) Heimatbewusstsein unbewusst. Das Bedürfnis nach Heimat und seine Entstehung. München ²2009, S. 163-181

Eroms, Hans-Werner: Artikelparadigmen und Artikelfunktionen im Dialekt und in der Standardsprache; in: Koller, Erwin (et al.; Hgg.): Bayerisch-österreichische Dialektforschung. Würzburger Arbeitstagung 1986. Würzburg 1989, S. 305-328

Feldmann, Herbert: Wilhelm Dieß. Ein eigener Mensch (1884-1957); auf:
http://www.nordostkultur-muenchen.de/biographien/diess_2.htm (letzter Zugriff: 22.06.2011)

Fendl, Josef: Vom griechischen Sagwort zur waldlerischen Kürzestgeschichte; in: Kanz, Ulrich/Wildfeuer, Alfred/Zehetner, Ludwig (Hgg.): Dialekt · Literatur. Beiträge zum 2. dialektologischen Symposium in Kirchdorf im Wald, April 2005. Regensburg 2007, S. 67-77

Fleischer, Jürg: Zur Typologie des Relativsatzes in dem Dialekten des Deutschen; in: Patocka, Franz/Wiesinger, Peter (Hgg.): Morphologie und Syntax deutscher Dialekte und Historische Dialektologie des Deutschen. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg/Lahn, 5.-8. März 2003. Wien 2004, S. 60-83

Fritsch, Gerhard: A xunz lamentawö; in: Bisinger, Gerald (Hg.): Über H.C. Artmann. Frankfurt am Main 1972, S. 48-50

Fromm, Waldemar: Ein vergessenes Wedekind? Heinrich Lautensack zum 90. Todestag; in: Jahrbuch der Freunde der Monacensia e.V. 2009. München 2009, S. 137-142

Gilbert, Cathrin/**Kammertöns**, Hanns-Bruno: „Ich muss leiden und fluchen“; Interview mit Wolfgang Niedecken; in: Die Zeit vom 05.09.2013

Goethe, Johann Wolfgang von: Regeln für Schauspieler, 1803; in: Scharrer-Sauten, Eduard: Die Weimar'sche Dramaturgie. Leipzig 1927, S. 15-19

Gottsched, Louise Adelgunde Victorie: Briefe der Frau Louise Adelgunde Victorie Gottsched gebohrne Kulmus. Erster Theil, Dresden 1771

Göttler, Hans: „Guzeln – Schwingen – Stöberlsuchen“, Mundartliche Spuren bei Hans Carossa, Wilhelm Diess und Maria Mayer; in: Kanz, Ulrich/Wildfeuer, Alfred/Zehetner, Ludwig (Hgg.): Dialekt · Literatur. Beiträge zum 2. dialektologischen Symposium in Kirchdorf im Wald, April 2005. Regensburg 2007, S. 127-131

Göttler, Hans: Booklet zur Audio-CD „*Mei Emerenz, my Emma!*“ – *Texte aus Baiern*¹⁰³¹ und *Amerika, verfasst von Emerenz Meier (1874-1928)*. Grafenau 2012

Goltschnigg, Dietmar: Traditionszusammenhänge der österreichischen Moderne (am Beispiel der Heine- und Büchner-Rezeption); in: Becker, Sabina/Kiesel, Helmuth (Hgg.): Literarische Moderne, Begriff und Phänomen. Berlin/New York 2007, S. 169-180

Gozzer, Laura: Denkmal für eine Heimatdichterin; in: Passauer Neue Presse vom 16.10.2008, S. 39

Greimas, Algirdas-Julien: Die Isotopie der Rede; in: Kallmeyer, Werner (et al, Hgg.): Lektürekolleg zur Textlinguistik. Band 2: Reader, Frankfurt am Main 1974, S. 126-152

Groitzl, Gerlinde: Latenter Dialekt in Eugen Okers Babba-Geschichten; in: Kanz, Ulrich/Wildfeuer, Alfred/Zehetner, Ludwig (Hgg.): Dialekt · Literatur. Beiträge zum 2. dialektologischen Symposium in Kirchdorf im Wald, April 2005. Regensburg 2007, S. 149-162

¹⁰³¹ Sic! (Anm. d. Verf.)

Haller, Jörg: Emerenz Meier, Schiefweg/Bayerischer Wald 1874 – 1928 Chicago/USA; in: Booklet der Audio-CD *Emerenz Meier – out of Heimat. Musikalische und literarische Lebensbilder zwischen Bayern und Amerika: Erzählungen – Briefe – Gedichtvertonungen*. Grafenau 2005, S. 4-6

Harnisch, Rüdiger: Der lange Atem der Sprachgeschichte in den Dialekten. Zur Fortschrittlichkeit der Lokomorphologie im östlichen Mittel- und Oberdeutschen; in: Krämer-Neubert, Sabine/Wolf, Norbert Richard (Hgg.): *Bayerische Dialektologie. Akten der Internationalen Dialektologischen Konferenz, 26. bis 28. Februar 2002*. Heidelberg 2005, S. 397-404

Harnisch, Rüdiger: Wort(re)strukturierung bei nord- und mittelbairischen Orts- und Richtungsadverbien; in: Greule, Albrecht (et al.; Hgg.): *Vom Sturz der Diphthonge. Beiträge zur 7. Arbeitstagung für bayerisch-österreichische Dialektologie*. Tübingen 2000, S. 149-160

Harpprecht, Klaus: Die Tragödie vom einfachen Anstand; in: *Die Zeit* vom 10.09.1993

Heydwofff, Andreas von: Heimatbewusstsein – empirische und tiefenpsychologische Aspekte seiner Entstehung und Ausgestaltung; in: Hirsch, Stefan (Hg.): *Heimatbewusstsein unbewusst, Das Bedürfnis nach Heimat und seine Entstehung*. München ²2009, S. 7-43

Himmelstoss, M.: Aus dem baierischen Wald; in: Brenner, Oskar/Hartmann, August (Hgg.): *Bayerns Mundarten*. Band 1: München 1892; Band 2: München 1895 (Ndr. jeweils Wiesbaden 1973), Band 1: S. 61-81, S. 239-260, S. 362-368; Band 2: S. 118-129, S. 243-261, S. 445-452

Hochholzer, Rupert: Innere Mehrsprachigkeit; in: „Dem Dorfschullehrer sein neues Latein...“. Beiträge zu Stellenwert und Bedeutung des Dialekts in Erziehung, Unterricht und Wissenschaft. Jahrbuch der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 2008. Regensburg 2010, S. 49-59

Höfler, Barbara: ...Ausgredt?; in: MUH, *Bayerische Aspekte*, Nr. 1/2011, S. 27-34

Horváth, Ödön von: Gebrauchsanweisung; in: Horváth, Ödön von: Geschichten aus dem Wiener Wald. Frankfurt a.M. 2008, S. 105-111

Jakob, Reinhard: Frauen schreiben: G'schichten vom Land. Eine Einführung; in: Jakob, Reinhard (Hg.): Frauen schreiben: G'schichten vom Land. Schriftstellerinnen und das ländliche Milieu. Fürstenfeldbruck 2008, S. 10-19

Karl, Michaela: Emerenz Meier: Die Bayerwald-Dichterin, 1874 Schiefweg/Ndb. – 1928 Chicago/USA; in: Jakob, Reinhard (Hg.): Frauen schreiben: G'schichten vom Land. Schriftstellerinnen und das ländliche Milieu. Fürstenfeldbruck 2008, S. 66-83

Kaspar, Peter: Latenter und evidenter Dialekt in Emerenz Meiers Erzählung „Der Juhschroa“ unter Berücksichtigung textgrammatischer Relationen; in: Kanz, Ulrich/Wildfeuer, Alfred/Zehetner, Ludwig (Hgg.), Dialekt · Literatur, Beiträge zum 2. dialektologischen Symposium in Kirchdorf im Wald, April 2005. Regensburg 2008, S. 133-147

Kaspar, Peter: Art und Wirkung der Dialektverwendung von Gerhard Polt; in: Kanz, Ulrich/Wildfeuer, Alfred/Zehetner, Ludwig (Hgg.): Mundart und Medien. Beiträge zum 3. dialektologischen Symposium im Bayerischen Wald. Regensburg 2009, S. 161-174

Kaspar, Peter: Partizipien und Partizipialkonstruktionen im Mittelbairischen, Aspekte dialektaler Sonderwege; in: Kanz, Ulrich/Kilgert-Bartonek, Nadine/Schießl, Ludwig (Hgg.): Die Heimat auf der Zunge tragen. Mundart als Sprachschatz. Beiträge der internationalen Dialektologentagung anlässlich des 70. Geburtstags von Ludwig Zehetner. Regensburg 2012, S. 137-150

König, Eginhard: Bairische Volkslieder als Quellen der Sozialgeschichte; in: Kanz, Ulrich/Wilfdeuer, Alfred/Zehetner, Ludwig (Hgg.): Mundart und Medien. Beiträge zum 3. dialektologischen Symposium im Bayerischen Wald. Regensburg 2009, S. 175-196

Kratzer, Hans: Das Mensch und die Öchsl. Online-Ausgabe der Süddeutschen Zeitung auf: <http://www.sueddeutsche.de/muenchen/artikel/955/63892/> (letzter Zugriff: 08.11.2012)

Kurz, Gerhard: Methoden der Textinterpretation in literaturwissenschaftlicher Perspektive; in: Brinker, Klaus (et al., Hgg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Halbband 1, Berlin/New York 2000, S. 209-219

Lühr, Rosemarie: Oskar Maria Graf im Spannungsfeld zwischen Dialekt und Hochsprache; in: Weiss, Andreas (Hg.): Dialekte im Wandel. Referate der 4. Tagung zur bayerisch-österreichischen Dialektologie. Göppingen 1992, S. 265-288

Lühr, Rosemarie: Zum System der Nebensatzeinleitenden Konjunktionen im heutigen Bairischen; in: Koller, Erwin (Hg.): Bayerisch-österreichische Dialektforschung. Würzburger Arbeitstagung 1986. Würzburg 1989, S. 264-282

Maidl, Václav: Sudety ve mně; auf: <http://www.cs-magazin.com/index.php?a=a2006021029> (letzter Zugriff: 21.05.2011)

Maiwald, Cordula: Tempus und Aspekt im Bairischen; in: Patocka, Franz/Wiesinger, Peter (Hgg.): Morphologie und Syntax deutscher Dialekte und Historische Dialektologie des Deutschen. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg/Lahn, 5.-8. März 2003. Wien 2004, S. 227-243

Maltese, Curzio: Camilleri la macchina per scrivere; in: La Repubblica vom 19.04.2009

Möhn, Dieter: „weil es notwendig ist daß jeder eines anderen Pflichten und Befugnisse kennt“. Johann Wolfgang von Goethe als Ordnungstextautor; in: Mauelshagen, Claudia/Seifert, Jan (Hgg.): Sprache und Text in Theorie und Empirie. Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft. Festschrift für Wolfgang Brandt. Stuttgart 2004, S. 55-70

Muggenthaler, Christian: „Schreib, Senzl, schreib!“; in: MUH, Bayerische Aspekte, Nr. 7/2012, S. 64-65

Nedvěd, Pavel: Srní;¹⁰³² auf: <http://klostermann.wz.cz/texty/srni.html> (letzter Zugriff: 21.05.2011)

¹⁰³² Der Artikel bezieht sich auf die Geschichte von Zephyrin Zettls Geburtsort Stadln.

Niebaum, Hermann: Lexikalische Dialektbeschreibung; in: Mattheier, Klaus/Wiesinger, Peter (Hgg.): Dialektologie des Deutschen. Tübingen 1994, S. 77-92

Pasolini, Pier Paolo: Über kulturelle Identität; in: Zwiebel-Almanach 1978/79 (Almanach des Wagenbach-Verlags). Berlin 1979, S. 19-22

Peinkofer, Max: Lebensbild der Dichterin. Gekürzte und aktualisierte Form der Broschüre *Emerenz Meier – Gedichte*. 1954; in: Meier, Emerenz: Aus dem Bayerischen Wald. Hg. von Hans Bleibrunner und Alfred Fuchs. Grafenau 1987, S. 7-21¹⁰³³

Pichler-Steinern, Arnulf: Die präpositionale Nominalflexion im Bairischen; in: Klagenfurter Beiträge zu Sprachwissenschaft 25 (1999), S. 49-91

Pinzl, Christoph: Eine Bäuerin wie im Buch: Anna Wimschneiders „Herbstmilch“; in: Jakob, Reinhard (Hg.): Frauen schreiben: G'schichten vom Land, Schriftstellerinnen und das ländliche Milieu. Fürstenfeldbruck 2008, S. 210-221

Pledl, Wolfgang: Ist Migration museumsreif? Vorüberlegungen zur Fachtagung am 4. April 2011 in Nürnberg; in: Schöner Heimat 1/2011, S. 68

Pörnbacher, Hans: Literatur und Theater von 1500-1800; in: Spindler, Max (Hg.): Handbuch der bayerischen Geschichte. Band 2, München 1966

Praxl, Paul: Von Schiefweg nach Chicago: Die Bayerwald-Dichterin Emerenz Meier; auf: http://www.hdbg.de/auswanderung/docs/meier_bio.pdf (letzter Zugriff: 08.03.2011)

Rabenstein, Edith: Ein neues Gesicht für Emerenz; in: Passauer Neue Presse vom 07.10.2008, S. 8

Reichstein, Iris: Das Vermächtnis der Vertriebenen (darunter als transkribiertes Interview „Es gibt keinen Ort, wo ich mich zu Hause fühle“ mit Hellmuth Karasek); in: Frankenpost vom 27.01.2012, S. 3

¹⁰³³ Das *Lebensbild der Dichterin* von Max Peinkofer erschien im Mai 2005 im Verlag Samples in Grafenau neu unter dem Titel *„Mein Wald – mein Leben“, Lebensbild der Dichterin Emerenz Meier*

Reiffenstein, Ingo: Bäuerliches Wortgut in Verlassenschaftsinventaren aus Niederbayern; in: Greule, Albrecht (et al.; Hgg.): Die bairische Sprache. Studien zu ihrer Geographie, Grammatik, Lexik und Pragmatik. Festschrift Ludwig Zehetner. Regensburg 2004, S. 229-243

Reiffenstein, Ingo: Endungszusammenfall (Suffixsynkretismus) in diachroner und synchroner Sicht; in: Sprache der Gegenwart 5, S. 171-186

Rein, Kurt: Bayerns Mundarten. Eine Einführung in Verbreitung und Verwendung; in: Küpper, Wolfgang (Hg.): Bayerns Mundarten. München 1991, S. 8-35

Reitmayer, Valentin: Empirische Untersuchungen über den Einfluss von Schicht- und Sprachzugehörigkeit auf die Deutschnote am Gymnasium; in: Linguistik und Didaktik 26 (1976), S. 87-112

Rehbach, Rebekka: Regionale Varietäten und Literatur; in: Kanz, Ulrich/Wildfeuer, Alfred/Zehetner, Ludwig (Hgg.): Dialekt · Literatur, Beiträge zum 2. dialektologischen Symposium in Kirchdorf im Wald, April 2005. Regensburg 2007, S. 43-52

Ribbe, Wolfgang: Ältere Vornamenformen; in: Ribbe, Wolfgang/Henning, Eckart (Hgg.): Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung. Neustadt/Aisch ¹¹1995, S. 497-507

Ruoff, Arno: Sprachvarietäten in Süddeutschland; in: Stickel, Gerhard (Hg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Berlin/New York 1997, S. 142-153

Rowley, Anthony R.: Der Sturz der Diphthonge. Zwei Erklärungsmodelle für nordbairische Diphthonge aus sprachinterner und sprachexterner Sicht; in: Greule, Albrecht (et al., Hgg.): Vom Sturz der Diphthonge. Beiträge zur 7. Arbeitstagung für bayerisch-österreichische Dialektologie. Tübingen 2000, S. 13-35

Rohner, Ludwig: Nachprüfung einer Vorliebe; in: Die Zeit vom 06.04.1979

Schirnding, Albert von: Die Mehrsprachigkeit des Menschen; in: Süddeutsche Zeitung vom 12./13.03.1980

Schlieben-Lange, Brigitte/Weydt, Harald: Für eine Pragmatisierung der Dialektologie; in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 6 (1978), S. 257-282

Schmid, Eva Dorothee: Eine Reise ins 19. Jahrhundert; in: Berliner Zeitung, 26.04.2010, verfügbar über: <http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2010/0426/berlinplanerunterwegs/0055/index.html> (letzter Zugriff: 07.07.2010)

Schmid, Hans Ulrich: Latenter Dialekt, Dialektale Strukturen in standardsprachlicher Form; in: Hutterer, Claus Jürgen/Pauritsch, Gertrude (Hgg.): Beiträge zur Dialektologie des ostoberdeutschen Raumes. Referate der 6. Arbeitstagung für bayerisch-österreichische Dialektologie 1995. Göppingen 1998, S. 113-122

Schmid, Hans Ulrich: Nageln, Schnaxeln, Messe lesen – Zum Vokabular der bayerischen Sexualfolklore; in: Kanz, Ulrich/Kilgert-Bartonek, Nadine/Schießl, Ludwig (Hgg.): Die Heimat auf der Zunge tragen. Beiträge zur internationalen Dialektologentagung anlässlich des 70. Geburtstags von Ludwig Zehetner. Regensburg 2012, S. 43-68 (= Schmid 2012b)

Schmuck, Johann: *Heut kommen die Vögel allzamm zamm*. Zur verbalen Wortbildung mit *zamm* im Bairischen; in: Greule, Albrecht (et al.; Hgg.): Die bairische Sprache, Studien zu ihrer Geographie. Grammatik, Lexik und Pragmatik. Festschrift Ludwig Zehetner. Regensburg 2004, S. 113-126

Seidl, Christoph: Die unbekannten Seiten der Dichterin; in: Passauer Neue Presse vom 27.01.2009, S. 27

Simonis, Linda: Moderne Literatur im Spannungsfeld von poetischer Autonomie und Gesellschaftsbezug (am Beispiel von Pablo Neruda); in: Becker, Sabina/Kiesel, Helmuth (Hgg.): Literarische Moderne. Begriff und Phänomen. Berlin/New York, S. 525-548

Sixt, Eva: Out of Heimat; Booklet der Audio-CD *Emerenz Meier – out of Heimat. Musikalische und literarische Lebensbilder zwischen Bayern und Amerika: Erzählungen – Briefe – Gedichtvertonungen*, Grafenau 2005, und auf: <http://www.emerenz-meier.de/html/projekt.html>

Spannbauer-Pollmann, Rosemarie: Die Situation bairischer Kennwörter im oberdeutschen Sprachraum; in: Greule, Albrecht (et al.; Hgg.): Die bairische Sprache. Studien zu ihrer Geographie, Grammatik, Lexik und Pragmatik. Festschrift Ludwig Zehetner. Regensburg 2004, S. 291-303

Streiter, Cornelius: Nachwort; in: Staudacher, Wilhelm: Ist Mundartdichtung provinziell? Sendebericht Südfunk Stuttgart 1975

Tegzess, Bibi: Macht, Gedichte; in: Die Zeit vom 10.03.2011

Valin, Robert Detrick van: A synopsis of Role and Reference Grammar; in: Valin, Robert Detrick van (Hg.): Advances in Role and Reference Grammar. Amsterdam/Philadelphia 1993, S. 23-25

Vizmüller-Zocco, Jana: La lingua de „Il re di Girgenti“; in: Buttitta, Antonino (Hg.): Il caso Camilleri. Letteratura e storia. Palermo 2004, S. 87-98

Weiß, Andreas: Die Rolle der Syntax für die Differenzierung von regionalen, sozialen und situativen Sprachvarietäten; in: Wiesinger, Peter (Hg.): Beiträge zur Bairischen und Ostfränkischen Dialektologie. Ergebnisse der Zweiten Bayerisch-Österreichischen Dialektologentagung, Wien, 27. bis 30. September 1983. Göppingen 1984, S. 109-121

Wickham, Christopher J.: Auf den Punkt gebracht: Überlegungen zum Verhältnis Dialekt · Literatur; in: Kanz, Ulrich/Wildfeuer, Alfred/Zehetner, Ludwig (Hgg.): Dialekt · Literatur. Beiträge zum 2. dialektologischen Symposium in Kirchdorf im Wald, April 2005. Regensburg 2007, S. 9-24

Wickham, Christopher J.: Emerenz Meier, Vorläuferin der Neuen Mundartdichtung; in: Wildfeuer, Alfred/Zehetner, Ludwig (Hgg.): Bairisch in Bayern, Österreich, Tschechien. Michael-Kollmer-Gedächtnis-Symposium 2002. Regensburg 2002, S. 253-263

Wickham, Christopher J.: Erzählter Wald, Notizen zur frühen Erzählkunst von Emerenz Meier; in: Greule, Albrecht (et al.; Hgg.): Die bairische Sprache. Studien zu ihrer Geographie, Grammatik, Lexik und Pragmatik. Festschrift Ludwig Zehetner. Regensburg 2004, S. 201-212

Winkler, Willi: Geboren in Schiefweg, gestorben in Chicago. Das traurige Leben der bayrischen Schriftstellerin Emerenz Meier; in: Die Zeit vom 08.05.1992

Zehetner, Ludwig: Kontrastive Morphologie: Bairisch-Einheitssprache; in: Ammon, Ulrich (et al.; Hgg.): Grundlagen einer dialektorientierten Sprachdidaktik. Weinheim/Basel 1978, S. 313-331

Zehetner, Ludwig: Literatur im Spannungsfeld zwischen Dialekt und Standard. Acht Autorinnen aus Niederbayern und der Oberpfalz; in: Jakob, Reinhard (Hg.): Frauen schreiben: G'schichten vom Land. Schriftstellerinnen und das ländliche Milieu. Fürstenfeldbruck 2008, S. 122-131

Zehetner, Ludwig: Mittelbairische Flexionsmorphologie; in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 50 (1983), S. 311-334

Zehetner, Ludwig: Der Bairischprofessor klärt auf; in: MUH, Bayerische Aspekte, Nr. 5/ 2012, S. 77

Zettl, Walter: Das Vermächtnis Zephyrin Zettls. Zum zwanzigsten Todestag des Dichters; in: Mein Böhmerwald. Heimatzeitung für Süd- und Westböhmen. 10/1955, S. 2

Zetzsche, Cornelia: Die sanfte Rebellin, Emerenz Meier – Die Sonnenbraut aus dem Bayerischen Wald; in: Ziegler, Edda (Hg.): Der Traum vom Schreiben. Schriftstellerinnen in München 1860-1960. München 2000, S. 38-53

9.2.4 Unpublizierte und noch nicht publizierte Literatur

Daschner, Ursula: Die moderne Dialektliteratur, dargestellt am Beispiel des nord- und mittelbairischen Sprachraums. München 1981 (Zulassungsarbeit, maschinenschriftlich)

Ferstl, Christian: Mundartwörterbücher von Dialektliebhabern – eine Bestandsaufnahme. Vortrag, gehalten auf dem Symposium „*Lust an der Wortklauberey*“, 175 Jahre *Erforschung der Dialekte in Bayern von Schmellers „Bayerischem Wörterbuch“ bis zum neuen*

„*Bayerischen Wörterbuch*“ am 15.12.2012 in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München (auf Grundlage der Mitschrift des Verfassers vorliegender Arbeit)

Hochholzer, Rupert: Innere Mehrsprachigkeit. Plenarvortrag im Rahmen der 11. Bayerisch-Österreichischen Dialektologentagung in Passau am 23.09.2010 (auf Grundlage der Mitschrift des Verfassers vorliegender Arbeit)

Kaspar, Eva/**Kaspar**, Peter: Interjektionen mit „Herrgott“ im bayerischen Oberland; in: Frießen, Elisabeth/Kanz, Ulrich/Zehetner, Ludwig (Hgg.), *Dialekt und Religion*, Beiträge des 5. dialektologischen Symposiums im Bayerischen Wald in Walderbach, Juni 2012. Regensburg (edition vulpes). Erscheint voraussichtlich 2014

Kaspar, Joseph: *Meine Herrn Nachbarn*. Entstanden 1894/95 in Triendorf (Kreis Landshut, Altlandkreis Vilsbiburg) und handschriftlich überliefert im Notizbuch des Verfassers (in Familienbesitz)

Kaspar, Peter (Hg.): *Bairisches Poeticum*, Mundartgedichte aus zwölf Jahrhunderten. Mit einem Nachwort von Ludwig Zehetner. Regensburg (edition vulpes). Erscheint voraussichtlich 2014

Kaspar, Peter, Zeit für den Dialekt – Remaraweng Boarisch, Referat im Rahmen der 1. Tölzer Wissenschaftstage am 15.07.2010 in Bad Tölz (keine Veröffentlichung vorgesehen)

Lorenz, Eva: Erich Fried – die Suche nach Heimat im „Alien Homeland“. Regensburg 2004 (Seminararbeit zum Hauptseminar „Alien Homeland. Literatur zwischen den Sprachen und Nationen im 20. Jahrhundert“, angenommen von Prof. Dr. Gertrud Maria Rösch, Universität Regensburg, Sommersemester 2004)

Stadlbauer, Alfred Anton: Referat zur Präsentation der Jahressbände 2009 und 2010 der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft am 01.06.2011 im Kloster Benediktbeuern (auf Grundlage der Mitschrift des Verfassers vorliegender Arbeit)

9.2.5 Sonstige Literatur

Anzeigenteil der Mittelbayerischen Zeitung vom 08.12.2012; hier: Nachruf auf den Tod von Hans-Thomas Raith

Gotteslob, Katholisches Gebet- und Gesangbuch. Ausgabe für das Bistum Regensburg, Stuttgart/Regensburg 1974

Regierung der Bundesrepublik Deutschland (Hg.): Bulletin der Bundesregierung Nr. 41-1 vom 1. Mai 2008, Rede von Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel zur Verleihung des Internationalen Karlspreises zu Aachen am 1. Mai 2008 in Aachen; auf: http://www.bundesregierung.de/nn_774/Content/DE/Bulletin/2008/05/41-1-bkin-Karlspreis.html (letzter Zugriff: 28.09.2010)

Tritsch-Tratsch, Vereinszeitung der Marktmusikkapelle Mauthausen. Ausgabe März 2007, Mauthausen 2007

Zeit-Magazin vom 19.06.2008 (Beilage der Wochenzeitung *Die Zeit* gleichen Datums)

9.2.6 Websites

<http://actapublica.eu/matriky/plzen/prohlizec/1100/?strana=87> (letzter Zugriff: 13.10.2011)

<http://www.bairische-sprache.at/Index/Remaraweng%20Boarisch%20-%20Lehren/v2.htm> (letzter Zugriff: 03.05.2013)

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2010/0426/berlinplanerunterwegs/0055/index.html> (letzter Zugriff: 07.07.2012)

<http://www.born-in-schiefweg.de> (letzter Zugriff: 28.03.2013)

http://www.br-online.de/kultur-szene/thema/filmszene_bayern/baier.shtml (letzter Zugriff: 15.03.2006)

<http://www.br-online.de/land-und-leute/himmel/theater/2001/1125.html> (letzter Zugriff: 15.03.2006)

<http://www.born-in-schiefweg.de/de/kultfigur-emerenz-meier.html> (letzter Zugriff: 24.04.2013)

<http://www.cs-magazin.com/index.php?a=a2006021029> (letzter Zugriff: 21.05.2011)

<http://www.deutsche-biographie.de> (letzter Zugriff: 27.10.2011)

http://www.deutsches-filmhaus.de/filme_einzeln/ba_be_einzeln/baier_jo/wildfeuer.htm
(letzter Zugriff: 28.12.2012)

<http://www.emerenz-meier.de/html/emhv.html> (letzter Zugriff: 24.04.2013)

<http://www.emerenz-meier.de/html/rezension02.html> (*Süddeutsche Zeitung* vom 22.12.2005; letzter Zugriff: 30.03.2013)

<http://www.emerenz-meier.de/html/rezension03.html> (*Landshuter Zeitung* vom 17.12.2005; letzter Zugriff: 30.03.2013)

<http://free.pages.at/museumbw/news9.html> (letzter Zugriff: 21.05.2011)

<http://gov.genealogy.net/search/index> (letzter Zugriff: 22.04.2013)

http://gutenberg.spiegel.de/?id=5&xid=1045&kapitel=gb_found (letzter Zugriff: 24.04.2013)

<http://klostermann.wz.cz/texty/srni.html> (letzter Zugriff: 21.05.2011)

<http://matricula-online.eu> (letzter Zugriff: 13.04.2013)

<http://www.museumsfreunde.de/S1032014.jpg> (letzter Zugriff: 13.05.2012)

http://www.nordostkultur-muenchen.de/biographien/diess_2.htm (letzter Zugriff: 22.02.2013)

<http://www.schmalzlerfranzl.de/module.php5?am=3&fid=7&ident=1&mod=vorlagen>
(letzter Zugriff: 08.12.2012)

<http://staff-www.uni-marburg.de/~naeser/muenchner.htm> (letzter Zugriff: 02.04.2013)

Suchmaschinen für diverse, im Laufe der Arbeit entsprechend ausgewiesene Suchanfragen:
<http://www.google.de>, <http://www.altavista.com>, <http://www.bing.com>, <http://www.yahoo.de>
(letzter Zugriff: jeweils 28.03.2013)

<http://www.sueddeutsche.de/muenchen/artikel/955/63892/> (letzter Zugriff: 17.11.2012)

<http://www.theodor-frey.de/Friedhofspersonen.htm> (letzter Zugriff: 22.06.2012)

<http://www.willhaben.at/iad/bap/object?adId=18944396> (letzter Zugriff: 10.07.2010)

<http://www.zanikleobce.cz/index.php?lang=d&obec=793> (letzter Zugriff: 21.05.2011)

9.2.7 Archivalische Quellen

Archiv der römisch-katholische Pfarrei Kirchberg, Dekanat Vilsbiburg (Bistum Regensburg): Familienbuch der Pfarrei, angelegt nach Orten und Hausnummern; Einträge zu den Anwesen Triendorf, Hausnummer 31, Onersdorf, Hausnummer 23, und Jesendorf, Hausnummer 236, entsprechen den Seiten 154, 139, 61

Archiv des Bistums Passau: Sterbebücher der römisch-katholischen Pfarreien Aicha vorm Wald (Bd. 19/3) und Vilshofen a.d. Donau (Bde 2, 9, 10/1) sowie Taufbücher der römisch-katholischen Pfarreien Höhenstadt, Waldkirchen (Bde 7, 9, 13, 21); online verfügbar und der Öffentlichkeit zugänglich über www.matricula-online.eu bzw. www.matricula.findbuch.net (letzter Zugriff: 23.04.2013)

Archiv des Bistums Plzeň (Pilsen): Taufbuch der römisch-katholischen Pfarrei Dobrá Voda (Gutwasser; Pfarrmatrikel Nr. 17, Bd. 11); online verfügbar und nach Registrierung zugänglich über <http://actapublica.eu> (letzter Zugriff: 15.10.2012)

Archiv des Erzbistums München und Freising: Pfarrmatrikeln der Pfarrei Geisenhausen bei Landshut (Bd. 19)

Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg: Tauf-, Trauungs- und Heiratsbuch der römisch-katholischen Pfarrei Oberaichbach (Bd. 2)

Statsarchiv Landshut: Br.Pr. Landshut 519, fol. 39ff.

9.3 Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Emerenz Meier in jungen Jahren;

auf: <http://www.born-in-schiefweg.de/files/emerenz.jpg> (letzter Zugriff: 07.03.2012)

Abb. 2: Geburtshaus der Dichterin: Gastwirtschaft von Josef Meier in Schiefweg, Hausnummer 10 (um 1900);

auf: <http://www.born-in-schiefweg.de/files/schiefweg.jpg> (letzter Zugriff: 07.03.2012)

Abb. 3: Emerenz-Meier-Haus (2010); Aufnahme des Verfassers

Abb. 4: Familie Meier um 1900 (vorne sitzend die Eltern Josef und Emerenz Meier, geb. Raab; hinten rechts stehend Emerenz Meier; in: Praxl, Paul (Hg.): „Ich bin fürchterlich radikal gesinnt“, Die unbekannte Emerenz Meier. Passau 2012, S. 8

Abb. 5: Auguste Unertl (18-1941);

auf: http://www.munichx.de/planen/popup_bilder/emerenz2_small.jpg (letzter Zugriff: 01.06.2013)

Abb. 6: Erstausgabe von *Aus dem bayrischen Wald* mit einem Portrait der Dichterin (vordatiert auf das Jahr 1897); in: Praxl, Paul (Hg.): „Ich bin fürchterlich radikal gesinnt“, Die unbekannte Emerenz Meier. Passau 2012, S. 11

Abb. 7: Autograph des Gedichts *Stoßseufzer*;

auf: <http://www.born-in-schiefweg.de/de/museum.html> (01.06.2013)

Abb. 8: Gedenktafel in Passau, Bräugasse 21 (2013); Aufnahme des Verfassers

Abb. 9: Hochzeit von Emerenz Meier und Franz Seraph Schmöller;

auf: http://www.born-in-schiefweg.de/files/hochzeit_1.jpg (letzter Zugriff: 08.03.2012)

Abb. 10: Emerenz Meier mit Katze, einige Jahre vor ihrem Tod, aufgenommen von ihrem Sohn Joseph (1924); in: Praxl, Paul: Die unbekannte Emerenz Meier. Schriften des Stadtarchivs Waldkirchen Nr. 4. Waldkirchen 2008, S. 92

Abb. 11: Szenenbild aus Wildfeuer mit Anica Dobra als Emerenz Meier und Josef Bierbichler als Alfons Helmberger, der filmischen Entsprechung für Carl Hellmannsberger;

auf: <http://images.kino.de/flbilder/max04/auto04/auto13/04130308/b640x600.jpg> (letzter Zugriff: 01.06.2013)

Abb. 12: Emerenz-Meier-Büste am Passauer Donaukai; Aufnahme des Verfassers

Abb. 13: Max Peinkofer (1891-1963);

auf: <http://www.hgeiss.de/totbrett/peinkof/peinkof2.jpg> (letzter Zugriff: 21.06.2011)

Abb. 14: Wilhelm Diess (1884-1957);

auf: <http://www.museumsfreunde.de/S1032014.jpg> (letzter Zugriff: 13.10.2011)

Abb. 15: Heinrich Lautensack (1881-1919); auf: http://www.hs-augsburg.de/~harsch/germanica/Chronologie/20Jh/Lautensack/lau_intr.html (letzter Zugriff: 28.10.2011)

Abb. 16: Gedenktafel an Lautensacks Geburtshaus; Aufnahme des Verfassers.

Abb. 17: Hans Carossa (1878-1956); Titelbild von Kampmann-Carossa, Eva, Hans Carossa, Leben und Werk in Bildern und Texten, Frankfurt a.M. 1993 (Titelblatt)

Abb. 18: Zephyrin Zettl (1876-1935); in: Glaube und Heimat, Monatsschrift der heimatvertriebenen Böhmerwäldler, Freunde des Böhmerwaldes und des Böhmerwaldmuseums Passau, hg. vom Verlag Glaube und Heimat, Esslingen/Beilngries, Nr. 15 (1956), S. 607

Abb. 19: Joseph Kaspar (1860-1935), 1910 (Ausschnitt); Privatbesitz des Verfassers.

Abb. 20: Eingang zum Geburtshaus in Schiefweg, dem Wirtshaus *Zur Emerenz*;
Aufnahme des Verfassers

